

Freiwillig engagiert Da sein, nah sein, Mensch sein

Freiwillige vor!

2011 ist das
Europäische Jahr der
Freiwilligentätigkeit
| Seite 4

Der Glutkern aller Wohlfahrt: Freiwilliges Engagement

Der spezifisch
christliche Aspekt
| Seite 5

Ach ja, Besuch kann natürlich kommen, auf Antrag

Freiwillig in den Knast
gehen und inhaftierte
Menschen begleiten ...
| Seite 41



Impressum

Diakonie konkret
ISSN 2190-1708

Herausgeber:
Diakonisches Werk
der Evangelischen Kirche
in Deutschland e.V.
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Redaktion:
Barbara-Maria Vahl (verant-
wortlich), Andreas Wagner

Gestaltung:
COXORANGE Kreative Gesellschaft
www.coxorange-berlin.de

Druck:
gutenberg beuys feindruckerei
gesellschaft für digital- und
printmedien mbh
www.feindruckerei.de

Bestellungen:
Diakonisches Werk der EKD
Zentraler Vertrieb
Karlsruher Straße 11
70771 Leinfelden-Echterdingen
Telefon: +49 711 21 59-777
Telefax: +49 711 79 77-502

E-Mail: vertrieb@diakonie.de
Internet: www.diakonie.de

Erschienen:
April 2011

Inhalt

03 Editorial

Perspektiven

- 04 **Freiwillige vor!** | Kerstin Griese
- 05 **Der Glutkern aller Wohlfahrt** | Cornelia Coenen-Marx
- 08 **Generation 60plus: aktiv und engagiert – auch in der Kirche?** | Petra-Angela Ahrens
- 09 **„Da wird auch Dein Herz sein...“** | Karen Sommer-Loeffen
- 11 **Leben und Sterben: die neue Bürgerhilfebewegung** | Klaus Dörner
- 12 **„Die Pflege nimmt die ‚Ressource Ehrenamt‘ an!“** | Susanne Hassen
- 13 **Behindertenhilfe in der Stiftung Liebenau/Meckenbeuren** | Susanne Hassen
- 14 **Ehrenamtlich engagiert in Diakonie und Kirche** | Carsten Berg
- 16 **Freiwilliges Engagement braucht Koordination** | Ursula Brendel
- 17 **Fordern und fördern – oft mehr wert als ein Orden** | Birger Bahlo
- 17 **Die Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau** | Helga Engler-Heidle
- 18 **Engagement braucht keine Zielgruppen** | Christian Carls und Claudia Hartmann
- 20 **Wenn Ehrenamtliche Seelsorge machen** | Martin Germer
- 21 **Ehrenamt als Stachel im Fleisch** | Bernd Blömeke
- 22 **Freiwillige, die Kraft und Zeit investieren, sollen nicht auch noch Geld mitbringen** | Ursula Brendel
- 23 **Wirtschaftlich erfolgreich und sozial engagiert** | Ursula Hansen
- 25 **Freiwilligentätigkeit generiert „Mehrwert“ unterschiedlicher Art** | Doris Scheer und Stephanie Scholz
- 27 **Das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit** | Heather Roy und Catherine Storry
- 27 **„Sobald ich in Rente bin...“ – ein Blick auf Deutschland aus den Niederlanden** | Angelika Münz und Henk Kinds
- 28 **Freiwilligendienste – aus Erfahrung gut** | Rainer Hub und Martin Schulze
- 30 **Ich bin so frei – Ideenreichtum und Innovation durch freiwilliges Engagement** | Uwe Schwarzer
- 31 **Eine ganz andere Welt** | Wolfram Keppler
- 33 **Fast jeder Fünfte „bleibt hängen“** | Birger Bahlo
- 34 **Gute Geschäfte ganz ohne Geld** | Valerie Gaedicke
- 35 **Ehrenamt tut gut – über die „Berliner Freiwilligenbörse“** | Jana Berwig
- 35 **Zuhören und anonym gemeinsam nach Wegen suchen** | Bernd Blömeke
- 36 **Das Freiwilligenzentrum des Diakonischen Werks** | Christiane Lehmacher-Dubberke

- 37 **Einfach nur eine Hand halten und da-sein** | Alexander Brodt-Zabka
- 38 **Internationale Sorgentelefone** | Bernd Blömeke
- 39 **Station mitten im Leben** | Christian Bakemeier
- 40 **Sucht-Selbsthilfe – Betroffenen-Kompetenz fördern!** | Knut Kiepe
- 41 **Ach ja, Besuch kann natürlich kommen, auf Antrag...** | Christian Bakemeier

Gemeinde

- 43 **Predigt zu Lukas 10, 25-37** | Sven Quittkat
- 45 **Fürbitte von Ehrenamtlichen** | Sven Quittkat
- 46 **Meditationen zum Thema Freiwilliges Engagement im Gottesdienst** | Gebete
- 46 **Du bist ein Engel | Gut, dass wir einander haben** | Lieder
- 48 **„Was mir guttun würde? Kinder!“** | Detlev Brockes
- 49 **Cityseelsorge** | Alexander Pollhans
- 49 **Drug Scouts: Aufklärer unter Gleichaltrigen** | Birger Bahlo
- 50 **„In den Gemeinden schlummern so viele Schätze.“** | Karen Sommer-Loeffen

Kinder, Schüler und Konfirmanden

- 54 **Leute kennenlernen, Spaß haben...** | Frieder Weigmann
- 55 **Soziale Trainings für mehr Sozialkompetenz** | Wolfram Keppler
- 56 **„Alle haben geklatscht!“** | Florentine Beck

Praxis

- 57 **„Es macht einfach Freude und so viel Sinn“** | Barbara Lietz
- 59 **„Ich mache hier eine Erfahrung fürs Leben!“** | Susanne Hassen
- 61 **„Menschen mit Behinderungen sind normal für mich...“** | Katharina Weyandt
- 63 **„Ich würde es sofort nochmal machen“** | Susanne Steffen
- 64 **Eine dritte Oma für den kleinen Mika** | Barbara Lietz
- 65 **Vermitteln, erklären, schlichten, Papierberge angehen** | Dirk Schnack
- 66 **Halt geben, Halt finden** | Sarah Schneider
- 67 **„Wellcome“ am Wochenbett** | Dirk Schnack
- 68 **Nicht jeder hat ein Känguru in der Familie!** | Christiane Lehmacher-Dubberke

Medienempfehlungen

- 70 **Literaturempfehlungen**
- 72 **Diakonie-Kontakte**
- 74 **Autorinnen und Autoren**
- 75 **Weitere Hinweise auf Webseiten**
- 76 **Impressum**



Foto: Diakonie
Freiwillige vor! | 2011 ist das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit | Seite 4



Foto: Katharina Weyandt
„Menschen mit Behinderungen sind normal für mich“
Wie junge Menschen im FSJ ihren Alltag meistern. | Seite 61



Foto: privat
„Ich würde es sofort nochmal machen!“ ...
Die 20-jährige Susanne Steffen ist begeistert von ihrem Diakonischen Jahr in Schweden. | Seite 63

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

das christliche Menschenbild ist wesentlich vom Gedanken der Freiheit geprägt:

„Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). Menschen, die sich freiwillig engagieren, leben diese Freiheit, indem sie unsere Gesellschaft gestalten und Verantwortung übernehmen. Sie bringen ihre vielfältigen Fähigkeiten und Gaben in Pflege, Betreuung, Bildung, Begleitung und viele weitere Tätigkeitsfelder ein.

Freiwilliges Engagement ist aus diakonischen Diensten und Einrichtungen nicht wegzudenken und prägt deren Erscheinungsbild seit Gründung der Diakonie. Diakonische Kultur definiert sich konstitutiv aus dem Zusammenwirken von hauptamtlich Mitarbeitenden und freiwillig Engagierten. Weil wir davon überzeugt sind, dass dieses Miteinander lebensnotwendig für unsere Gesellschaft ist, haben wir uns entschlossen, das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerschaft 2011 aufzugreifen und „Freiwilliges Engagement“ zum Jahresschwerpunkt des Diakonischen Werkes der EKD zu machen.

Unser Ziel ist es, die Vielfalt Freiwilligen Engagements in der Diakonie sichtbar zu machen und die Beteiligung von Interessierten an Freiwilligentätigkeiten und aktiver Bürgerschaft zu erhöhen. Wir wollen die Rahmenbedingungen für bestehendes Freiwilliges Engagement in Kirche und Diakonie verbessern und den Menschen, die sich bereits in Kirche und Diakonie engagieren, unsere Anerkennung und unseren herzlichen Dank entgegenbringen.

Die aktuelle Ausgabe von „Diakonie konkret“ vereinigt in bewährter Weise grundlegende Texte, Positionen, Berichte aus der Praxis und Anregungen zur Umsetzung in der Gemeinde. Die Vielfalt der Themen spiegelt die Vielfalt möglicher Facetten der Freiwilligentätigkeit wider sowie die Vielfalt an Möglichkeiten, sich freiwillig zu engagieren. Hier sind der Phantasie kaum Grenzen gesetzt.

In dieser Ausgabe greifen wir Fragen nach dem christlichen Profil Freiwilligen Engagements in der Diakonie ebenso auf wie die Kontroverse um die Vergütung ehrenamtlicher Tätigkeiten. Sie finden Beispiele dafür, wie Gemeinden erfolgreich ihre Ehrenamtsarbeit koordinieren und darüber hinaus viele anregende Beispiele aus der Praxis.

Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen
Ihr



Johannes Stockmeier

Präsident des Diakonischen Werkes der EKD

Freiwillige vor!

Ein Zwischenruf aus der Politik | Kerstin Griese

Die Idee des Freiwilligen Engagements kennt scheinbar nur Gewinner: Freiwillige, die Anerkennung, Wertschätzung und Sinnstiftung erfahren. Menschen, die Unterstützung erhalten, Städte und Gemeinden, die in ihrem sozialen Leben reicher werden. Es ist ein großes Glück, dass sich so viele Menschen in Deutschland freiwillig engagieren, und sie empfinden dabei auch Glück, wenn sie Menschen ganz konkret helfen können.

Dennoch gilt es, wachsam zu bleiben. Denn es gibt auch problematische Trends: wenn reguläre Aufgaben allzu gern auf Ehrenamtliche abgeschoben werden und der Sparwille die Ursache für die Erfindung neuer ehrenamtlicher Einsatzfelder ist. Wenn Ehrenamtliche nicht adäquat anerkannt, betreut und weitergebildet werden oder wenn sich Ehrenamtliche alleingelassen fühlen und verbreitet der Eindruck entsteht, „Lückenbüßer“ zu sein. Es liegt eine große Verantwortung bei den Trägern und Verbänden, in denen Freiwilliges Engagement stattfindet, aber auch bei der Politik, die mit ihren oft unerfüllbaren Sparzwängen diesen problematischen Tendenzen manchmal Vorschub leistet. Deshalb geht es darum, qualitative Kriterien für ehrenamtliches Engagement zu entwickeln.

Das Jahr 2011 bietet dafür eine gute Chance, denn es ist von der Europäischen Union zum „Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerschaft“ erklärt worden.

In Deutschland werden sich zahlreiche zivilgesellschaftliche Akteure unter dem Motto „Freiwillig. Etwas bewegen!“ engagieren. Dabei steht die Verbesserung der Rahmenbedingungen im Vordergrund: Freiwilligenorganisationen sollen gestärkt werden, Freiwilliges Engagement soll größere Anerkennung finden, und Menschen sollen für die immense gesellschaftliche Bedeutung der Freiwilligentätigkeiten sensibilisiert werden. Diese Verbesserung der Rahmenbedingungen ist nötig und ist Teil der qualitativen Ansprüche an das Engagement: Freiwilliges Engagement braucht Unterstützung, Organisation und Pflege, damit es weiter stark bleibt. Ohne eine gute Infrastruktur von Hauptamtlichen ist es nicht möglich, viele Ehrenamtliche zu gewinnen und gut einzusetzen. Menschen, die sich freiwillig engagieren, tun dies, weil sie eine sinnvolle Tätigkeit leisten wollen. Dass sie dafür gute Rahmenbedingungen brauchen und fordern, ist eine Selbstverständlichkeit. Sie wollen nicht nur Gutes tun, sondern auch gut behandelt werden: von den Trägern, ihren hauptamtlichen Kolleginnen und Kollegen und der Politik, die den Rahmen für ihr Engagement schafft.

Sehr konkret wird dies 2011 auch an der Ausgestaltung der Freiwilligendienste nach der Aussetzung der Wehrpflicht und des Zivildienstes. Es ist gut, dass diese wichtige Form des Freiwilligen Engagements so viel Aufmerksamkeit erfährt. Das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) gibt vielen jungen Menschen im Übergang von Jugend- und Erwachsenenleben die Möglichkeit, sich persönlich oder beruflich neu zu orientieren, sich auszuprobieren, Fähigkeiten einschätzen zu lernen. Es ist die Chance, sich um Mitmenschen zu kümmern, einander zu begegnen, und für viele auch das Jahr, in dem sich der Berufswunsch konkretisiert. Diese bedeutende Form des Freiwilligen Engagements darf nicht zum Sparmodell des Sozialstaats werden. Daher ist es wichtig, die Chance zu nutzen und jetzt attraktive und gut ausgestattete Freiwilligendienste konsequent zu stärken. Eine Konkurrenz zwischen einem neuen Bundesfreiwilligendienst und den etablierten und gut eingeführten Freiwilligendiensten wäre problematisch.

Freiwilliges Engagement hat die besondere Qualität, generationenübergreifend zu sein. Das Engagement von jüngeren und älteren Menschen, ihr Miteinander wird gebraucht – und sie werden von uns gebraucht, mit ihren unterschiedlichen Begabungen, Hintergründen und Erfahrungswelten. Diese Verschiedenheit sichert die notwendige Vielfalt im Freiwilligen Engagement und sollte sich in der Ausgestaltung und Begleitung unterschiedlicher Angebote niederschlagen. Freiwilligendienste für junge Menschen sollen auch weiterhin Lerndienste bleiben. Dazu bedarf es einer pädagogischen Begleitung, die ihren Anforderungen nach Orientierung und Begleitung gerecht wird. Freiwilligendienste für ältere, lebenserfahrene Menschen brauchen demgegenüber ihre eigene Ausgestaltung und Organisationsform.

Diakonische Dienste und Einrichtungen sind mehr als „Einsatzorte“ freiwillig Engagierter. Viele Träger setzen sich sehr dafür ein, dass das Freiwillige Engagement den Bedürfnissen aller Beteiligten gerecht wird. Dafür benötigen sie Planungssicherheit und keine Verunsicherung.

Deshalb: Freiwillige vor! Aber bitte mit guten Rahmenbedingungen, die Politik und zivilgesellschaftliche Träger mit den Freiwilligen gemeinsam gestalten müssen.



Kerstin Griese,

Historikerin, Bundestagsabgeordnete aus NRW, 2002–2009 Vorsitzende des Bundestagsfamilienausschusses, 2009–2010 Vorstand Sozialpolitik des Diakonischen Werks der EKD.

Halt Geben



Foto: fotolia.de, absolut

Der Glutkern aller Wohlfahrt: Freiwilliges Engagement | Cornelia Coenen-Marx

1. Neue Subsidiarität

Ob auf Ehrenamtstagen, beim Bundespräsidenten oder in Ministerien, ob in Kirchen oder Kommunen – überall werden in jüngster Zeit Menschen ausgezeichnet, die sich in besonderer Weise sozial engagieren. Es gibt eine Fülle ideenreicher, neuer Wohlfahrtsprojekte: Tafelinitiativen und Mittagstische für Kinder, Mehrgenerationenhäuser; Kulturzentren und Quartiersprojekte in alten Kirchen werden prämiert. Und im Rampenlicht stehen dabei einzelne Personen, die Initiatoren, Gründerinnen oder Stifter. Mit den Visionen Einzelner hat die Freie Wohlfahrtspflege ihre Arbeit immer begonnen – von Elisabeth von Thüringen über Johann Hinrich Wichern und Friedrich von Bodelschwingh bis hin zu Cicely Saunders, der britischen Gründerin der Hospizbewegung. Die großen Dächer der Verbände wurden erst später gebaut. Manch einer hat auch den Eindruck, die Dachstühle seien inzwischen marode. Aber durch die Balken der sozialstaatlichen Konstruktionen hindurch wird der Glutkern aller Wohlfahrt wieder erkennbar: das zivilgesellschaftliche Engagement.

Was wären Tageseinrichtungen und Schulen ohne ehrenamtliches Engagement? Was die Palliativstationen und Hospize ohne die Bereitschaft von Menschen, sich ihrer eigenen Sterblichkeit zu stellen, um das Leben neu zu entdecken? Wie sähe die Integration behinderter Kinder aus ohne den wunderbaren Einsatz der Eltern, die sie zur Welt gebracht und erzogen – und dabei auch schmerzhaft Erfahrungen gemacht haben? Wer würde die Alzheimer-Erkrankung zum gesellschaftlichen Thema machen, wenn nicht die Angehörigen? Ob es um die Zukunft der Pflege geht oder um die Inklusion behinderter Menschen, um Armutsbekämpfung oder die Unterstützung junger Familien: Ehrenamtliche sind die „Detektoren“ für neue soziale Notlagen und offene gesellschaftliche Fragen, sie bilden die Brücke zwischen Nachbarschaft und professionellen Dienstleistern im Quartier. Subsidiarität muss in Zukunft so gestaltet werden, dass professionelle soziale Dienste dieses bürgerschaftliche Engagement stützen und dabei möglichst Partner und Sponsoren in der Wirtschaft finden. Denn Bürgerinnen und Bürger schließen sich quer zu den alten,

konfessionell oder weltanschaulich geprägten Verbändestrukturen zusammen und geben auch Kirche und Diakonie neue Anstöße.

2. Zur Rolle von Kirchen und Christen für die Zivilgesellschaft

In den 80er Jahren haben wir in einer Mönchengladbacher Kirchengemeinde einen „Gemeindeladen“ gegründet – einen Stadtteilladen mit Bücherei und Cafe, mit Kleiderkammer und Sozialberatung, der von einem großen ehrenamtlichen Team zusammen mit einer hauptamtlichen Sozialpädagogin geführt wurde. Ich werde nicht vergessen, wie viele Menschen sich dort meldeten, um mitzumachen – bei der Gästebewirtung, in der Kleiderkammer, bei Gesprächen. Oft hatte ich die Werke der Barmherzigkeit vor Augen, die Diakonie ganz elementar beschreiben:¹ Hungrige speisen, Kranke besuchen, Nackte kleiden, Durstigen zu trinken geben, Gäste beherbergen. In diesen einfach menschlichen Begegnungen können wir existenzielle, ja, religiöse Erfahrungen machen. Denn die Erschütterung durch die Bedürftigkeit anderer erinnert uns an die Bedürftigkeit unserer eigenen Seele; an das innere Kind, die Armut unseres Herzens, den Bettler in uns.

Wer anderen wirklich offen begegnet, der lernt, das eigene Leben mit anderen Augen zu sehen und Belastungen ins Verhältnis zu den eigenen Chancen zu setzen. Wer bereit ist, die eigenen Kräfte einzubringen, der findet auch Zugang zu Kraftquellen, von denen er nichts wusste. Victor Frankl, ein jüdischer Psychotherapeut, hat im Konzentrationslager die Entdeckung seines Lebens gemacht: Alles hängt davon ab, sagt er, ob wir einen Sinn in unserem Leben finden; ob unser Leben Bedeutung für andere hat – und sei es nur für einen Menschen, den wir lieben. Es kommt darauf an, dass wir unseren Beitrag leisten – und sei er noch so klein – damit Güte und Gerechtigkeit sich ausbreiten. Wer darauf schaut, so Frankls Erfahrung, erträgt auch Demütigungen, an denen andere zerbrechen. Wir schöpfen Lebensmut daraus, dass wir nicht nur für uns selber leben. Gabenbeziehungen, auf denen zivilgesellschaftliches Engagement im Wesentlichen be-

ruht, sind immer schon religiös geprägt und durchtränkt. Darum hat Arnd Bauerkämper recht, wenn er eine Herausforderung für die Kirche darin sieht, die „religiösen Wurzeln der Vorstellungen von Geben und Nehmen kulturhistorisch zu rekonstruieren.“²

Thomas Rauschenbach, der über viele Perioden im Beirat der Bundesregierung für den Freiwilligensurvey mitarbeitete, geht davon aus, dass gut die Hälfte der freiwillig Engagierten in Deutschland im Umfeld der christlichen Kirchen aktiv sind – in Diakonie und Gemeinde, in Jugendarbeit und Frauenverbänden, in Kultur- und Entwicklungsarbeit. Der christliche Glaube spielt eine wesentliche Rolle für das Engagement in unserer Gesellschaft. Die starke Bedeutung der Verbände für die Zivilgesellschaft in Deutschland ist auch eine Frucht der diakonisch-missionarischen Bewegung des 19. Jahrhunderts, die eben nicht auf die tradierten Organisationsformen der Kirchen setzte, sondern auf die Zusammenschlüsse engagierter Bürger.³ Die damaligen neuen Bewegungen vom CVJM (Christlicher Verein Junger Menschen) über die Innere Mission bis zu den Missionsgesellschaften wurden oft von Laien oder Ehrenamtlichen geleitet. Sie führten Menschen aus verschiedenen Kirchen zusammen, traten für Freiheitsrechte ein und versuchten, neue Wege jenseits der Grenzen etablierter Kirchenstrukturen zu schaffen.

Johann Hinrich Wichern, der sich dafür einsetzte, dass die Kirche seiner Zeit aus einer „obrigkeitlichen Anstalt“ zur geschwisterlichen Gemeinschaft wurde, sah die wichtigsten Potenziale zur Veränderung in diesen Verbänden, Stiftungen und Vereinen. Die „Netzwerke der brüderlichen Liebe“ bildeten für ihn den Kern einer neuen Volkskirche⁴, in der endlich ernst gemacht werden sollte mit dem „Priestertum aller“. Jeder sollte seine eigene Berufung finden, die eigenen Gaben entdecken und einsetzen und damit der Gemeinschaft dienen – gleich, ob beruflich oder eben im freiwilligen Engagement. Die Kundgebung der EKD-Ehrenamts-Synode von 2009 hat diesen Impuls aufgenommen: „Ehrenamtliches Engagement ist ein zentraler Ausdruck des Glaubens“ heißt es da, und „unerlässlich für den Zusammenhalt einer Gesellschaft. Gerade ein sich immer stärker ausdifferenzierendes und individualisierendes Gemeinwesen ist auf dieses Engagement angewiesen.... Soziale Netzwerke geben Menschen Halt und Orientierung.“

Natürlich bedarf es heute nicht mehr der Verbundenheit mit einer Kirche, um sich freiwillig zu engagieren, es bedarf nicht einmal mehr einer religiösen Verwurzelung. Dennoch weisen empirische Studien darauf hin, dass Religiosität und soziale Verantwortung auch weiterhin stark miteinander verknüpft sind. Immerhin jeder zweite freiwillig Engagierte in Deutschland ist der Kirche „stark“ oder „mittel“ verbunden.⁵ Insgesamt zeigt die empirische Sozialforschung für alle westlichen Länder einen Zusammenhang von Zeit- und Geldspenden mit der aktiven Mitgliedschaft in zivilgesellschaftlichen Vereinen, Verbänden und auch Kirchengemeinden auf.⁶ Nicht zuletzt Befragungen aus den Niederlanden machen deutlich, dass der kirchliche Hintergrund und religiöse Motivationen trotz Rückgang der Kirchenbindung ein entscheidender Faktor für zivilgesellschaftliches Engagement bleiben. Während nur noch 29 Prozent der Befragten meinen, wenn Menschen nicht mehr an Gott glauben, sei die Moral gefährdet, meinen 41 Prozent, ohne Kirchen würden sich weniger Menschen freiwillig für andere einsetzen.⁷

3. Kooperationen im Gemeinwesen

„Die Kirche nimmt eine doppelte Aufgabe für die Zivilgesellschaft wahr“, heißt es dazu in der Kundgebung der EKD-Synode 2009. „Sie ist Motivationsquelle des Ehrenamts, die in die Gesellschaft ausstrahlt; und sie ist Ort konkreten ehrenamtlichen Engagements. Christen und Christinnen tragen aus ihrem Glauben heraus ehrenamtliches Engagement in die Gesellschaft. Sie bringen sich ein in Initiativen, Gemeinwesenprojekten und Organisationen in den Bereichen Kultur und Bildung, Sozialdienste und Sport, Politik und Arbeitswelt. Sie öffnen so die Kirche für die Welt und bewahren sie damit vor Selbstgenügsamkeit und Milieuverengung. Um ihres Auftrags willen sucht die Kirche die Zusammenarbeit mit Bündnispartnern im Gemeinwesen.“

Gemeinwohlorientierung und die Wahrnehmung der eigenen Berufung sind dabei keine Gegensätze.⁸ Das gilt für die Kirche wie für den Einzelnen. Kirche soll und will ja Salz der Erde sein. Und gerade unter Christen sind die Engagementmotive deutlich ausgeprägt, die auf Kommunikation und einen Sinnzusammenhang ausgerichtet sind. Sie engagieren sich, um das soziale Miteinander im Nahraum zu gestalten – in Elterninitiativen, für Stadtteilarbeit, gegen die Zerstörung von Räumen, die sie als Heimat empfinden.

Ehrenamtlich Engagierte sind eine kritische und oft kreative Alternative, sie sind Mahner und Wächter, wo neue Problemlagen auftauchen, bürokratische Hemmnisse die Hilfe erschweren oder die fortschreitende Ökonomisierung die Schwächsten allein lässt. So wächst die Zahl der Ehrenamtlichen in der Tafelbewegung stetig, und auch in der Hospizbewegung sind immerhin 80.000 Bürgerinnen



Cornelia Coenen-Marx zunächst Gemeindepfarrerin im Rheinland, dann Abteilungsleiterin im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche im Rheinland. Von 1993–1998 dort Landeskirchenrätin für Publizistik und Öffentlichkeitsarbeit; Gründungs-Mitherausgeberin des Magazins „Chrismon“. Seit 2004 ist Coenen-Marx Oberkirchenrätin in der EKD. Sie leitet das Referat für Sozial- und Gesellschaftspolitik, ist Geschäftsführerin der Kammer für soziale Ordnung der EKD und u. a. zuständig für das Diakonische Werk der EKD und das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD.

1 Matth. 25, 31ff.

2 A.a. O. S. 40.

3 Arnd Bauerkämper und Jürgen Nautz: Zwischen Fürsorge und Seelsorge. Christliche Kirchen in den europäischen Zivilgesellschaften seit dem 18. Jahrhundert. S. 57.

4 Johann Hinrich Wichern: Über Armenpflege. Der Anteil der freiwilligen oder Privatwohltätigkeit an der christlichen Armenpflege. 1856, In: Johann Hinrich Wichern. Sämtliche Werke, Band III Teil 1. Die Kirche und ihr soziales Handeln, Berlin und Hamburg 1968.

5 Heinrich W. Grosse: „Freiwilliges Engagement in der Evangelischen Kirche hat Zukunft“ – Ergebnisse einer neuen empirischen Studie, 2. Auflage, Hannover 2006.

6 Bauerkämper, Nautz, a.a.O., S. 36.

7 Joop de Hart und Paul Dekker: Von der Lebensgrundlage zur Dienstleistung. In: Bauerkämper/Nautz, a.a.O., S. 304

8 Claudia Schulz: Wie Lebensstile die kirchliche Mitgliedschaft bestimmen. In: Wolfgang Huber, Johannes Friedrich und Peter Steinacker (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft. Gütersloh 2006.

9 „Kiez, Quartier und Viertel-Kirche mit-tendrin“: Dokumentation einer Tagung in Hessen und Nassau, September 2009.

und Bürger aktiv. Die Bereitschaft, sich zu engagieren, ist insgesamt weiter gestiegen – genauso wie das Image des Freiwilligen Engagements. Der dritte Freiwilligensurvey der Bundesregierung zeigt: Menschen engagieren sich ganz bewusst für das Gemeinwohl. Es gibt eine Bewegung hin zur Wir-Orientierung. Nicht im Sinne eines selbstvergessenen Altruismus, sondern in dem Bewusstsein, dass es uns selbst etwas bringt, wenn wir etwas Sinnvolles tun.

Diese selbstorganisierte und selbstbestimmte zivilgesellschaftliche Interaktion von Bürgern wird die Kirche in Zukunft berücksichtigen müssen, wenn sie Menschen für neue Aufgaben gewinnen will. Dabei tun Gemeinden gut daran, mit diakonischen Diensten zusammen zu arbeiten, deren Professionalität im Blick auf Freiwilligenmanagement und Weiterbildungsangebote zu nutzen und sich nicht als Wettbewerber anderer sozialer Organisationen, sondern als Brückenbauer zu verstehen. Kirche und Diakonie gemeinsam bieten hervorragende Anknüpfungspunkte für Kooperation und Engagement. Eine Studie für das bürgerschaftliche Engagement der Kirchen in Glasgow unter dem sprechenden Titel „The Salt of the Earth“ ergab für das Jahr 2006, dass 315 Kirchengemeinden fast 2.400 Aktivitäten organisierten – in Bildung und Beratung, in sozialen Projekten und Kunstausstellungen wie auch in der Gesundheitsfürsorge. Dabei fand sich eine überproportional hohe Beteiligung der Kirchen in den Armutsquartieren. Auch andere Glaubensgemeinschaften leisteten einen überdurchschnittlich hohen Beitrag für den Zusammenhalt. Entscheidend ist, dass sie in der Lage sind, mit anderen zusammen Ziele zu setzen und zu akzeptieren, dass ihre Mitglieder sich nicht nur in der eigenen Organisation engagieren.

Bürgerschaftliches Engagement ist immer Institutionen- und Einrichtungübergreifend. Und auch die einzelnen Engagierten sind in der Regel in mehreren Organisationen aktiv. Menschen schenken Zeit für eine Aufgabe, die ihnen am Herzen liegt. Alle Versuche, solches Engagement zu stark einzuhegen und zu kanalisieren, um es effektiver zu gestalten, stoßen deshalb an Grenzen. In den Gemeinden ist das da zu spüren, wo ehrenamtliches Engagement den Rückgang an hauptamtlich Mitarbeitenden auffangen soll und damit in Überforderungssituationen gerät. In der Diakonie da, wo Ehrenamtliche mit Ein-Euro-Jobbern und 400-Euro-Kräften zusammenarbeiten und das Gefühl bekommen, der „billige Jakob“ des Sozialstaats zu sein. Ehrenamtlich Engagierte wollen ihre Interessen und Kompetenzen einbringen, sich bilden und dabei Erfahrungen machen, die ihnen auch in anderen Lebensbereichen zugutekommen. „Selbstorganisation, Beteiligung, Empowerment, Vernetzung und Nachhaltigkeit müssen gewollt und gefördert werden“⁹, heißt es deshalb in den Kriterien zur Gemeinwesendiakonie.

Zugang zum Ehrenamt finden bisher vor allem diejenigen, die finanziell abgesichert, gebildet und familiär gebunden sind. Das gilt auch und gerade für das Ehrenamt der evangelischen Kirche. „Die Kirche... sieht die Aufgabe, die Bereitschaft zum Ehrenamt in allen gesellschaftlichen Gruppen zu stärken“, heißt es in der Kundgebung der EKD-Synode 2009. „Dazu gilt es, Hindernisse zu beseitigen, die zum Beispiel Geringverdienenden, Arbeitslosen oder Migranten den Zugang zum Ehrenamt erschweren... Die Zusammenarbeit... mit anderen Bündnispartnern im Gemeinwesen kann Bürgerinnen und Bürger aus allen gesellschaftlichen Milieus zum Ehrenamt motivieren und gerechte Teilhabe ermöglichen.“ In Familienzentren, Mehrge-

nerationenhäusern und Stadtteilcafés arbeiten Kirche und Diakonie mit anderen Partnern aus dem Stadtteil zusammen. In ähnlicher Weise ist das nötig, um Demenzerkrankte und ihre pflegenden Angehörigen zu erreichen oder Hartz-IV-Empfänger und junge Migranten zum Engagement zu motivieren. Wir müssen der Versuchung widerstehen, uns in binnenkirchlichen Milieus einzurichten.

4. Kirche als Teil der Zivilgesellschaft

Mehr und mehr wird die Kirche selbst Teil der Zivilgesellschaft. Unsere deutsche Kirche mit ihrer Steuerfinanzierung, ihrer Anstaltsseelsorge und ihren Gremiensitzen ist trotz der hinkenden Trennung von Staat und Kirche immer noch nahe an Landtag und Rathaus. Und unsere deutsche Diakonie mit ihrer Refinanzierung aus Sozialversicherungsmitteln und den großen Unternehmen wird mehr und mehr Teil der Sozialwirtschaft. In diesem Spannungsfeld entwickelt sich das Freiwillige Engagement in Kirche und Diakonie – mit allen Empfindlichkeiten gegenüber „obrigkeitlicher Steuerung“ und bürokratischer Einhegung, aber auch gegenüber dem Druck des Marktes. Engagement braucht Kompetenzen und Freiräume. Die Kirche lebt vom gemeinsamen Handeln ihrer Mitglieder im Raum der Freiheit, sie gewinnt Freunde durch den Gemeinsinn ihrer Mitglieder, der auf das Wohl aller, auch der Andersdenkenden ausgerichtet ist.

„Nur durch die gegenseitige Wirkung der Menschen aufeinander erneuern sich die Gefühle und die Ideen, weitet sich das Herz und entfaltet sich der Geist des Menschen“, schrieb Alexis de Tocqueville in seinem Buch über die Demokratie in den USA (1835). Wie Wichern stellte er die Bedeutung der Netzwerke und freien Zusammenschlüsse der Bürger heraus wie die zivilgesellschaftliche Rolle der Kirchen als Religionsvereine. Wo diese Freiheit gegeben ist, müssen gesellschaftliche Differenzierungsprozesse nicht unbedingt zu einem Bedeutungsverlust von Religion und Religionen führen – sie können Religion auch erneut ins Gespräch bringen: als Auseinandersetzungsfläche in Einwanderungsgesellschaften, aber auch als Movers für Zusammenhalt. So betrachtet ist das Schlagwort „Sozialkapital“, das von Robert Putnam in den aktuellen zivilgesellschaftlichen Diskurs eingebracht wurde, eine gewisse Verkürzung: Zivilgesellschaft ermöglicht die soziale, gesellschaftliche und politische Integration und hat immer auch die Perspektive demokratischer Teilhabe.

Diese Teilhabe wird zuerst vor Ort eingeübt – in Projekten der Gemeinwesendiakonie, auf Gemeinde- und Kirchenkreisebene. Der 3. Freiwilligensurvey zeigt: Der öffentliche Raum wird wieder wichtiger, denn die gestiegene Mobilität dünnt die lokal verankerten familiären Netze aus. Das ist ein wichtiger Grund dafür, dass Neuzugezogene sich in der Nachbarschaft engagieren, in Elterninitiativen mitmachen oder sogar neue Vereine gründen. Kirchen können dabei wichtige Brückenbauer sein. Anders als andere Akteure der Zivilgesellschaft kann die Kirche hervorragende Brücken zu Staat und Sozialwirtschaft schlagen und zudem lokal, aber auch international und ökumenisch handeln. Damit hält sie unverzichtbare Plattformen für den Dialog und Räume für Engagement bereit. Ehrenamtlich Engagierte leben heute, wovon Wichern noch träumte: das allgemeine Priestertum, das Diakonat aller.

Generation 60plus: aktiv und engagiert – auch in der Kirche?

| Petra-Angela Ahrens

Wenn es um Fragen des Alter(n)s geht, hat das früher vorherrschende Defizitmodell ausgedient. Dieses ging von einem Rückzug der Älteren aus dem sozialen und gesellschaftlichen Leben aus und betonte das Nachlassen ihrer Fähig- und Fertigkeiten. Seit einigen Jahren gewinnt der Aktivitätsansatz wachsende Bedeutung auch in der öffentlichen Debatte. Bei den Menschen im „dritten Alter“ (60 bis etwa 75 Jahre), die sich zumeist noch „fit“ fühlen, wird demnach nicht nur eine aktive private Lebensgestaltung, sondern auch eine aktive gesellschaftliche Teilhabe beobachtet und gewünscht.

Aus christlicher Verantwortung sehen wir unseren Auftrag darin, So stellt der deutsche Freiwilligensurvey von 2009 im Vergleich seiner Erhebungen seit 1999 fest, dass sich die öffentliche Beteiligung der mindestens 65-Jährigen von 52 auf 66 Prozent gesteigert hat und damit nur noch knapp unter dem Bevölkerungsdurchschnitt liegt. Unter 14 verschiedenen Bereichen zählen – nach „Sport und Bewegung“ und „Freizeit und Geselligkeit“ an den Spitzenpositionen – auch der „soziale Bereich“ und „Religion und Kirche“ zu den gerade von Älteren bevorzugten Feldern Freiwilligen Engagements. Aus vielen Untersuchungen ist bekannt, dass Ältere auch stärker in Kirche und Glauben verankert sind als Jüngere. So stellt sich die Frage, inwieweit Aktivität und Engagement der Älteren mit ihrer religiös-kirchlichen Nähe zu tun haben.

Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat 2010 eine repräsentative Studie zu Religiosität und kirchlicher Bindung bei Evangelischen und Konfessionslosen in der Generation 60plus¹ durchgeführt, in der diese Frage eine Rolle spielt: Die Evangelischen sind in fast allen der identisch zum Freiwilligensurvey vorgegebenen Bereiche aktiver als die Konfessionslosen. Für „Religion und Kirche“ (11 Prozent versus 0,2 Prozent) liegt das auf der Hand. Auch für den sozialen Bereich (12 Prozent/6 Prozent), bei dem sich die Aktivität im diakonischen Sinn deuten lässt, ist der Unterschied plausibel. Doch liegen die Evangelischen in der Generation 60plus selbst im Bereich Sport und Bewegung (31 Prozent/24 Prozent) vorn – obwohl sie im Durchschnitt älter sind als die Konfessionslosen. Zudem bringen die Aktiven unter den Evangelischen eine deutlich stärkere religiös-kirchliche Nähe zum Ausdruck als die nicht Aktiven.

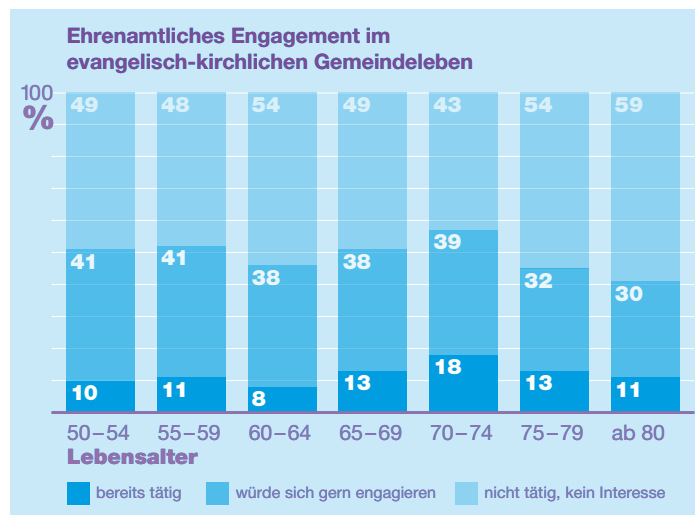
Eine Erklärung dafür scheint in der positiven Bedeutung der Religiosität zu liegen, die sich sowohl im Lebensgefühl der Generation 60plus niederschlägt als auch in ihren Vorstellungen über das eigene Altern und über ältere Menschen: Religiöse Menschen fühlen sich jünger, sind mit ihrem Leben noch zu-

friedener als nicht religiöse; sie sehen eher die positiven Seiten des eigenen Älterwerdens und betonen stärker aktive Orientierungen älterer Menschen, gerade im Blick auf deren Engagement für andere.

Aber kann die Kirche auch darauf bauen, dass sich gerade ihre älteren Mitglieder aktiv einbringen und die Angebote ehrenamtlich beziehungsweise freiwillig mitgestalten wollen?

Beim kirchlichen Gemeindeleben ergibt sich aus den Angaben der Evangelischen eine Beteiligungsquote von 39 Prozent in der Generation 60plus im Vergleich zu „nur“ 29 Prozent bei den 50- bis 59-Jährigen, was dafür zu sprechen scheint. Allerdings muss das nicht so bleiben. Denn die vorliegende Momentaufnahme kann auch bedeuten, dass die nachwachsenden Älteren weniger aktiv in der Kirche sein werden.

Die Altersdifferenzierung zeigt, dass diese Quote erstmals bei den 65- bis 69-Jährigen steigt (40 Prozent). An der Spitze liegen die 70- bis 74-Jährigen mit 47 Prozent. Danach sinkt die Quote wieder etwas ab. Auch beim ehrenamtlichen Engagement heben sich mit 18 Prozent vor allem die 70- bis 74-Jährigen ab: Am stärksten bringen sie sich in die Seniorenarbeit (20 Prozent) ein. Im Unterschied zu anderen Einsatzfeldern kann die Kirche also derzeit besonders auf die Aktivität und das Engagement dieser Altersgruppe bauen.



Die Potenziale sind in allen Altersgruppen hoch zu veranschlagen, auch wenn nicht sicher ist, inwieweit sie sich tatsächlich realisieren lassen. Dabei äußern die 50- bis 59-Jährigen, die zumeist noch im Erwerbsleben stehen, die größte Bereitschaft zum Engagement.

Selbst wenn man darin ein künftig noch etwas wachsendes Potenzial in der Generation 60plus erkennen will: Für aktive Beteiligung und Engagement in der Kirche ist weder das Alter entscheidend, noch sind es andere sozialstrukturelle Faktoren. Die Studie bestätigt, dass vielmehr die religiös-kirchliche Nähe den Ausschlag dafür gibt.

Petra-Angela Ahrens
Oberkirchenrätin, Diplom-Sozialwirtin, arbeitet als wissenschaftliche Referentin für empirische Kirchen- und Religionssoziologie am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD in Hannover.



1. Zu Vergleichszwecken wurden auch 50- bis 59-Jährige einbezogen.

„Da wird auch Dein Herz sein ...“

Eine Einladung in die Vielfalt des Ehrenamtes, nach Matth. 6,21 | Karen Sommer-Loeffen

„Da wird auch Dein Herz sein“ – mit diesem Satz aus der Bergpredigt und dem Motto des diesjährigen Deutschen Evangelischen Kirchentags beschreibe ich die Grundlage einer gelingenden Ehrenamtsarbeit, lade ich Sie ein, einen Blick zu werfen in die Vielfalt und den Reichtum des Ehrenamtes. Nur wenn ich da bin, wo mein Herz ist, bin ich motiviert, bin ich ganz da, begeistere ich mich und andere, tun sich neue Horizonte auf.

Was ist eigentlich Ehrenamt?

Eine ehrenamtliche Tätigkeit liegt vor,

- wenn sich Menschen in freier Entscheidung
- in einem vereinbarten Stundenumfang
- in bestimmter Dauer und Regelmäßigkeit
- vom Alter unabhängig
- unentgeltlich
- in der Regel bei Absicherung gegen Risiken
- mit einem gewissen Grad an Organisiertheit
- kontinuierlich oder in Projekten
- im Dienste und zum Wohl eines Dritten beziehungsweise der Gemeinschaft engagieren.

Die ehrenamtliche Tätigkeit ist keine bloße Gefälligkeit, denn der Engagierte geht mit seinem Ehrenamt einen unvollkommen zweiseitig verpflichtenden Vertrag ein. Konkret bedeutet dies, dass die Organisation, für die der Ehrenamtliche tätig ist, und der Engagierte selber Rechte und Pflichten haben. Der Ehrenamtliche wird sozusagen beauftragt, bestimmte Pflichten zu übernehmen (eingebettet in Rechte), um im Auftrag der Organisation oder eines Dritten ein Ziel zu erreichen – zum Beispiel Kranke zu besuchen, den Stadtteiltreff mit zu gestalten.

Der Auftrag kommt zustande, wenn sich beide Seiten mündlich oder schriftlich über die wesentlichen Elemente geeinigt haben. Der Beauftragte, so § 662 BGB, ist weisungsgebunden, ohne deshalb als Arbeitnehmer angesehen zu werden und arbeitet unentgeltlich (Auftragsrecht).

Der Beauftragte darf dann von den Weisungen des Auftraggebers abweichen (§ 665 BGB), wenn er davon ausgehen kann, dass der Auftraggeber zustimmen würde.

Der wichtigste im Gesetz festgelegte Unterschied zwischen Arbeitsvertrag und Auftrag ist, dass der Arbeitnehmer entgeltlich arbeitet, während der Beauftragte unentgeltlich arbeitet. Außerdem können beim Auftrag beide Seiten sofort und ohne Begründung widerrufen beziehungsweise kündigen. Die Kündigung sollte aber auch hier auf wichtige Gründe beschränkt bleiben.

Gemäß § 670 BGB hat der Beauftragte einen Anspruch auf seine Auslagen. Eine vorherige Absprache mit dem Auftraggeber ist sinnvoll, um Vereinbarungen über den Etat zu besprechen. Bei der Erstattung der Fahrtkosten ist zu beachten, dass der Ehrenamtliche nicht über eine sehr großzügige Pauschalvergütung eine verdeckte „Vergütung“ erhält. Das würde die Unentgeltlichkeit in Frage stellen. Es empfiehlt sich daher, die konkreten Kosten zu ersetzen. Die eingesetzte Zeit wird nicht entschädigt, weil es zum Wesen des Ehrenamtes gehört, Zeit und Engagement einzubringen.

Ein unentgeltliches Auftragsverhältnis aus dem Motiv heraus, sich für die Gesellschaft zu engagieren, sollte unterschieden werden von einem Arbeitsverhältnis, das daraus motiviert ist, sich den Lebensunterhalt mit dieser Tätigkeit zu verdienen. Ansonsten besteht die Gefahr der Monetarisierung des Ehrenamtes – die Motivation, sich zu engagieren, verändert sich sukzessive. „Da wird Dein Herz sein“ – dies ist Credo und Leitlinie für gelingendes Engagement.

Auch ein Engagement nur mit der Absicht zu übernehmen, später dort hauptamtlich tätig zu werden, birgt die Gefahr in sich, die Motive eines am Gemeinwohl interessierten Engagements zu verwässern. Klare Bezeichnungen wie zum Beispiel Praktikant oder Volontär helfen hier weiter.

Was ist eigentlich Ehrenamt? Nach diesen notwendigen – eher technischen – Ausführungen noch einmal zurück zum Ausgangssatz „Da wird Dein Herz sein“ – genau das bringt das Wesen des Ehrenamtes zum Leuchten: Ich engagiere mich, weil ich mich mit meinen Kompetenzen, Stärken, Ideen, mit meinem Selbst einbringe und andere daran teilhaben lassen möchte, um sie zu stärken, um ihr Herz zu erreichen. Das ist die Motivation, das ist das Wesen des Engagements.

Wie gelingt ehrenamtliches Engagement?

Systematik, Klarheit und Haltung sind die entscheidenden Faktoren, die das Ehrenamt entfalten und genau da „wird mein Herz sein“, weil Ehrenamt nicht mehr zufällig, „an meinem Herzen vorbei“ geschieht.

Ehrenamt bedarf einer Systematik.

Die folgende Spirale, die die Dynamik einer prozesshaften Ehrenamtsarbeit ausdrückt, beschreibt die Bausteine einer solchen Systematik.

- Konzepte entwickeln: Erst einmal muss sich die Gemeinde darüber klar sein, wie sie Ehrenamt überhaupt versteht, welches Bild sie vom Ehrenamt hat und wo und wie sie die Gemeinde mit dem Ehrenamt entwickeln möchte.
- Bedarf einschätzen: Hier ist eine Analyse hilfreich, die den Fragen nachgeht: Wo brauchen wir Ehrenamtliche? Welches Profil sollen sie mitbringen? Wo können wir neue Engagementfelder entwickeln? Welche Aufgaben können nur Hauptamtliche, Gemeinwesenarbeiter, Praktikanten übernehmen, und welche Bereiche können und sollen nur von Ehrenamtlichen gestaltet werden.
- Aufgaben beschreiben: Eine wichtige Grundlage für eine gelingende Ehrenamtsarbeit ist es, die Tätigkeitsfelder, in denen sich bereits Freiwillige engagieren oder engagieren sollen, zu beschreiben: Welche Aufgaben genau gehören zum Tätigkeitsbereich? Welcher Zeitumfang, welche Kompetenzen sind

notwendig? Was bietet die Gemeinde an Unterstützung? Diese Klärung hilft, Konflikte zu vermeiden, hilft, neue Menschen gezielter anzusprechen und sie zu gewinnen.

- **Rahmenbedingungen schaffen:** Organisatorische, gesetzliche und emotionale Aspekte umfassen zum Beispiel Fragen wie: Wie sind die Räume ausgestattet, in denen die Freiwilligen tätig sind? Ist die Schlüsselfrage geklärt? Sind Versicherungsfragen und andere Rechtsfragen geklärt? Hat der Freiwillige ein Informationsblatt oder eine Vereinbarung erhalten? Ist ein Budget für die Ehrenamtsarbeit eingerichtet? Sind die Rollen geklärt zwischen Hauptamt und Ehrenamt?
- **Ehrenamtliche gewinnen:** Ein Schritt, auf den immer besonders viel Augenmerk gerichtet wird, der aber nur umgesetzt werden kann, wenn die übrigen Schritte bedacht worden sind. Wenn die Gemeinde sie geklärt hat, können auch Freiwillige besser angesprochen werden. Dann können mit gezielten Tätigkeitsbeschreibungen entsprechende Zielgruppen konkret angesprochen werden. Freiwillige heute wollen sich neben der Hilfe für andere in ihrem Engagement auch verwirklichen, ihre Ressourcen einbringen und anerkannt werden.
- **Ehrenamt koordinieren:** In diesem Schritt ist ein „Herzstück“ der gelingenden Ehrenamtsarbeit verborgen. Ehrenamt und Ehrenamtliche brauchen einen Ansprechpartner, der die Ehrenamtsarbeit im Blick hat. Auch ein Team von zwei bis drei Interessierten kann die Koordination übernehmen. Eine Schulung und ein Rollenprofil, das vor Überforderung schützt, sollten erwogen werden.
- **Erstgespräche führen:** In diesem ersten Gespräch mit dem Freiwilligen geht es darum, die Motivation des Freiwilligen einerseits zu erspüren und das Aufgabenprofil andererseits mit den Interessen zu verknüpfen. Dieses erste Gespräch sollte in aller Ruhe geführt werden und kann möglicherweise auch damit enden, dass dem Interessierten andere Angebote vorge-

schlagen werden. Ein wertschätzendes Nein kann viele Konflikte vermeiden helfen.

- **Orientierung ermöglichen:** Erst einmal hineinschnuppern in ein Ehrenamt ist eine gute Möglichkeit, ohne Verbindlichkeit einen Eindruck zu gewinnen. Nach der Schnupperphase von etwa sechs Wochen sollte ein Bilanzgespräch erfolgen. Dies ist für beide Seiten interessant und wichtig. Die Gruppenleitung sollte an dem Gespräch beteiligt sein, der Koordinator daran erinnern.
- **Begleiten und beraten:** Auch hier ist der Koordinator gefragt. Er/Sie ist Ansprechpartner/-in für die Ehrenamtlichen und sollte die geäußerten Bedürfnisse der Freiwilligen wahrnehmen und weitergeben. Konflikte sollten hier ihren Raum finden. Entweder ist der Koor-

dinator selber in der Konfliktbearbeitung geschult oder er kann einen Mediator in der Gemeinde benennen, der die Konflikte bearbeiten hilft. Parallel dazu können die Gruppenleitungen den Koordinator unterstützen beziehungsweise selbst die Begleitung und Beratung nach vorher vereinbarten Standards übernehmen.

- **Qualifizieren:** Der Koordinator sammelt regelmäßig einmal pro Jahr Fortbildungswünsche der Ehrenamtlichen und bittet die Gruppenleitungen, Fortbildungsnotwendigkeiten zu benennen. Die Umsetzung der Fortbildungswünsche kann der Koordinator selbst übernehmen, insbesondere, wenn er auf einen Pool an potenziellen Referenten zurückgreifen kann. Oder aber es ist ein Ehrenamtlicher aus der Gemeinde, der sich ausdrücklich um das Thema „Fortbildung“ kümmert; er übernimmt in Absprache mit dem Koordinator und dem Presbyterium als Budgetverwalter die Organisation der Fortbildungen.
- **Anerkennen:** Die Entwicklung einer Anerkennungskultur kann der Koordinator nur anstoßen, beteiligt daran ist die gesamte Gemeinde, denn es ist jedem möglich, Anerkennung auszudrücken. Anerkennung als Haltung in der Gemeinde muss wachsen. Offizielle Anerkennung durch Veranstaltungen oder Ehrungen kann der Koordinator anstoßen und mit einem Team umsetzen. Anerkennung äußert sich auf verschiedenen Ebenen: auf der bilateralen im achtsamen, wahrnehmenden Gespräch; auf der organisatorischen durch Veranstaltungen, Ehrungen; auf der partizipatorischen durch Mitgestaltungsmöglichkeiten.
- **Abschied nehmen:** Hier können die Gruppenleitungen, der Pfarrer/die Pfarrerin, der Koordinator Impulse geben, wenn Abschiede anstehen und Rituale entwickeln. Wichtig ist, dass konflikträchtige Abschiede aufgearbeitet werden.
- **Reflexion:** In regelmäßigen Abständen sollten die Freiwilligen, die Nutzer und die Hauptamtlichen befragt werden, ob sie zufrieden sind oder was verbessert werden sollte. Hier gibt es hilfreiche Fragebögen. Gemeindeversammlungen oder auch Gespräche geben Hinweise über die Zufriedenheit der Beteiligten.

Klarheit – „Da wird Dein Herz sein“:

Die Systematik ist die Grundlage für die Klarheit. Zahlreiche Konfliktfelder können sich im Zusammenwirken von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen, unter Ehrenamtlichen, zwischen Ehrenamtlichen, Hauptamtlichen und den Nutzern des Engagements, zwischen dem Träger und den Angehörigen des Nutzers entwickeln. Die oben beschriebene Struktur wird helfen, Konfliktfelder vermeiden oder analysieren zu können.

Haltung „Da wird Dein Herz sein“

Drei Aspekte: Wertschätzung, Empathie und Echtheit beschreiben die Haltung, die für ein gelingendes Miteinander im Ehrenamt hilfreich ist: Das aktive, wirklich wahrnehmende Zuhören spielt eine entscheidende Rolle, den anderen an-zu erkennen, seine Ressourcen zu entdecken und an seine Motivationsfaktoren anzuknüpfen.

„Da wird Dein Herz sein“- Das Engagement im Ehrenamt und die Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen bedeuten viel Reichtum und Vielfalt und sind gleichsam ein Schätze finden für den Engagierten, die Einrichtung und den Nutzer des Engagement.

(Anm. d. Red.: Die ausführlichere Fassung dieses Textes können Sie direkt über die Autorin beziehen)



Karen Sommer-Loeffen

absolvierte ein Lehramtsstudium Evangelische Theologie/Geographie an der Universität/Gesamthochschule Duisburg. 1987–1991 Assistentin des Direktors bei der Kindernothilfe, seit 1991 Referentin beim Diakonischen Werk der EKIR, heute Diakonie RheinlandWestfalenLippe (RWL). Weiterbildungen in „Personenzentrierter Beratung“, Coaching, Sozialmanagement. „Ich bin selber begeisterte Ehrenamtliche“.

Leben und Sterben: die neue Bürgerhilfe- bewegung

| Klaus Dörner

Die Alterung unserer Gesellschaft wirkt sich seit etwa 1980 so aus, dass es in fast jeder erweiterten Familie zu jeder Zeit ein Alterspflegeproblem gibt, das die Angehörigen völlig verunsichert, ja überfordert. Denn das bisherige, einhundert Jahre bewährte, zweipolige Hilfesystem – die Pflege in der Wohnung oder im Altenpflegeheim – erweist sich als zunehmend unbrauchbar: In der eigenen Wohnung geht es oft nicht mehr, und in ein Pflegeheim wollen immer weniger alte Menschen.

Spätestens seit 1980 lässt sich nicht mehr leugnen, dass alle Bürger unserer Gesellschaft von diesem Problem betroffen sind. Wir müssen folglich, wenn wir das Problem lösen wollen, in eine neue, eine andere Gesellschaft hineinwachsen – wie gern oder ungern auch immer.

Diese andere Gesellschaft hat einen so großen gesamtgesellschaftlichen Hilfebedarf, wie es ihn nie zuvor in der gesamten Menschheitsgeschichte gab. Denn ironischerweise hat uns der medizinische Fortschritt gleich drei, in ihrer Größe menschheitsgeschichtlich neuartige und zugleich hilfe- wie kostenintensive Bevölkerungsgruppen beschert: erstens die Alterspflegebedürftigen und Dementen, zweitens die körperlich chronisch Kranken und drittens diejenigen, die ich die Neo- oder Pseudo-Psychisch-Kranken nenne: die so genannten Befindlichkeits- und Persönlichkeitsgestörten. Letztere fielen vor 30 Jahren fast alle noch in die Normalverteilung menschlichen Lebens, während sie heute als „psychisch krank“ etikettiert werden. Was die Alterspflegebedürftigen betrifft, so hat sich allein schon die Demenz, die uns allen widerfahren kann, derart ausgeweitet, dass von einer neuen menschlichen Seinsweise zu sprechen ist.

Was sich deutlich abzeichnet:

1. Das alte einhundertjährige Hilfesystem der Moderne mit seinen zwei Prinzipien der Professionalisierung und Institutionalisierung des Helfens ist – so tragfähig es in der Vergangenheit war – heute unbrauchbar oder zumindest unzureichend. Es muss in ein neues Hilfesystem überführt beziehungsweise umgekehrt werden.
2. Die Institutionalisierung des Helfens muss einer De-Institutionalisierung weichen. Zum einen sind wir dazu heute bereits gesetzlich verpflichtet und zum anderen kann praktisch niemand mehr das Heim wollen: Statt die Menschen zur Hilfe, gilt es, die Hilfe zu den Menschen zu bringen.
3. Die Professionalisierung des Helfens muss zum einen quantitativ de-professionalisiert werden, weil ihre weitere lineare Expansion dem Ziel der Integration entgegensteht und sich wegen der hohen Kosten als unmöglich erweist. Nur so lassen sich die wirklich segensreichen und unersetzlichen Kerne des professionellen Helfens dauerhaft finanzieren. Hinzu kommt eine qualitative „Um-Professionalisierung“: Die ausgebildeten Helfer können künftig nicht mehr alles selbst tun; stattdessen müssen sie andere – die Bürger – mobilisieren und beim Helfen begleiten.

Klaus Dörner, Prof. Dr. med. Dr. phil., geb. 1933, Psychiater und Soziologe, zuletzt Leiter der Arzt im Psychiatrischen Krankenhaus Gütersloh (1980–1996). Autor zahlreicher Bücher und Publikationen, darunter das Standardwerk: „Bürger und Irre“.



Foto: agenda Koltmeier

Daraus ergibt sich:

4. Die einzige freie und verfügbare Ressource ist die Zeit der Bürger; das heißt, alle Bürger, nicht nur die Ehrenamtlichen, werden künftig in ihrem Wochenzeitbudget nicht nur Arbeitszeit und Freizeit, sondern auch Sozialzeit vorsehen müssen, wie dies bis zum Beginn der Moderne in allen Kulturen ohnehin der Fall war.
5. Indem auf diese Weise zur Abdeckung des explodierenden gesamtgesellschaftlichen Hilfebedarfs das Bürgerteilsystem dem professionellen Teilsystem (wieder) einen Teil des Helfens abnimmt, kann das zu erfindende neue Hilfesystem zukunftsfähig werden: Es wird also – als neues Prinzip – stets ein „Bürger-Profi-Mix“ sein, egal, ob die Bürger oder die professionellen Helfer das wollen oder nicht.

Das Erstaunliche ist: Alle denkbaren Messinstrumente belegen seit 1980 einen tiefgreifenden kulturellen Wandel der Einstellungen und des Verhaltens der Bürger: Sie zeigen nicht weniger, sondern wieder mehr soziales Engagement.

Hospizbewegung, Aidshilfekultur, Selbsthilfegruppen-Bewegung, die Bewegung des generationsübergreifenden Siedelns seien stellvertretend aus einer Vielzahl von Beispielen genannt.

Es ist also von einer neuen sozialen Bürgerhilfebewegung auszugehen. Dabei handelt es sich nicht um einen sozialromantischen Wunschtraum, sondern um ein belastbares Faktum. Diese Bewegung ist zwar noch weitgehend ohne Bewusstsein ihrer selbst, aber sie stellt eine gute Basis für die Entwicklung eines neuen Hilfesystems, des „Bürger-Profi-Mixes“, dar.

Ich habe in den letzten zehn Jahren – in Feldforschung – versucht, die Gemeinsamkeiten der unendlich vielen, lokalen Bürgerinitiativen dieser neuen Bürgerbewegung herauszufinden, um sie zugleich besser miteinander zu vernetzen.¹ Dabei hat sich gezeigt, dass es sich bei diesem „Wunder gegen den Zeitgeist“, nämlich Gemeinwohl- statt Eigennutz- und Marktorientierung, um eine höchst realistische „Einsicht in die Notwendigkeit“ (wie Hegel „Freiheit“ definiert) handelt.

Meine bisherigen Ergebnisse sind folgende:

1. Immer mehr Bürger leiden an zu viel sinnfreier Zeit. Im Durchschnitt beträgt der Anteil der Freizeit 65 Prozent. Nun kann zwar die Zunahme freier Zeit durchaus genossen werden, aber das ist nur bis zu einem Optimum möglich. Jenseits davon schlägt der Genuss in Leiden um. Statt der heute vom Markt gern angebotenen Psychotherapie ist dann zunächst ein gewisses Maß an „sozialer Erdung“ im Sinne einer individuell unterschiedlichen Tagesdosis an Bedeutung für Andere erforderlich, um die übrige freie Zeit nicht fremd-, sondern selbstbestimmt genießen zu können. Diese Reihenfolge ist nicht umkehrbar.
2. Nach den stabilen Ergebnissen des Emnid-Instituts ist nicht nur ein Drittel der Bürger sozial aktiv, ein zweites Drittel antwortet auf die entsprechende Frage: „Ich kann mir das schon gut vorstellen; bloß hat mich doch noch niemand gefragt!“ Wir Menschen sind also offenbar so „gestrickt“, dass wir weder unser

eigenes Hilfebedürfnis, noch unser eigenes Helfens-Bedürfnis gern öffentlich vorbringen. Es bedarf dazu eines Anstoßes von außen. Umgekehrt bedeutet das: Wenn ich für irgendetwas zu wenige Bürgerhelfer habe, werde ich mit der Methode des Klinkenputzens etwa bei jeder dritten Klinke fündig.

3. Der bisher wichtigste Beitrag der Bürgerhilfebewegung zum neuen Hilfesystem besteht jedoch in der Wiederbelebung des „dritten Sozialraums“: Es handelt sich dabei um den Raum zwischen dem privaten und dem öffentlichen Sozialraum: um das Stadtviertel, die Dorfgemeinschaft oder die Nachbarschaft, mit hin um den „Wir“-Raum, der 1000 bis 10.000 Einwohner umfasst. Diesen „dritten Sozialraum“ gab es in allen Kulturen bis zum Beginn der Moderne; er war lebensnotwendig für den Hilfebedarf, mit dem eine Familie überfordert ist, für Singles, die keine Familie haben, sowie für alle Prozesse der Integration, auch jener von Migranten. 100 Jahre lang haben wir geglaubt, dass dieser Raum dank des Fortschritts nicht mehr erforderlich sei, jetzt erkennen wir, dass dies ein Irrtum war.

Das Wirkgeheimnis des „dritten Sozialraums“ besteht darin, dass ich als Bürger die Aufforderung, für alle Hilfsbedürftigen da zu sein, als Überforderung ablehne, während ich mich auf die Verantwortung für „mein“ überschaubares, streng begrenztes Viertel eher einlassen kann, weil das ja „unsere“ Hilfsbedürftigen sind. Insofern ist der „dritte Sozialraum“ der einzige Ort, an dem eine Synchronisation von Bürgerhilfe und professioneller Hilfe möglich ist – vitale Voraussetzung für den „Bürger-Profi-Mix“.

Von den zahlreichen bürgerschaftlichen Experimenten, dritte Wege zwischen Wohnung und Heim für den wachsenden Hilfebedarf zu finden, möchte ich ein Beispiel herausgreifen: die oben erwähnten ambulanten Stadtviertel- oder Dorfwohnpflegegruppen. Ich habe mich für dieses Beispiel entschieden, weil diese Wohngruppen, von denen es derzeit in Deutschland etwa 500 gibt, bislang die besten Chancen haben, verallgemeinerbar und damit in gesellschaftlichem Maßstab versorgungsrelevant zu werden. Dies wird allerdings nur dann der Fall sein, wenn sie sich für alle Pflegebedürftigen des Stadtviertels oder des Dorfes öffnen, ganz gleich, ob es sich um einen Demenzkranken, einen 20-jährigen Hirntraumatiker, einen geistig Behinderten oder psychisch Kranken, einen Körperbehinderten oder auch einen

im Wachkoma liegenden Menschen handelt. Das widerspricht zwar der tradierten Sicht der professionellen Helfer, der Wissenschaft und vor allem der Verwaltung, es entspricht dafür aber dem Bedürfnis der Menschen: Kein Dementer, Hirntraumatiker oder Wachkomatiker – wie auch kein rundherum gesunder Bürger – möchte seinen Alltag in einer Monokultur verbringen: Je kleiner und damit zwischenmenschlicher und integrationsfreundlicher der Unterstützung gewährende soziale Raum ist, desto weniger ist Spezialisierung und desto mehr die Allzuständigkeit der Bürger wie der professionellen Helfer gefragt, was gleichermaßen für die Beratung gilt (Experten nur im Hintergrund).

Das alles ist für uns, an institutionalisierte und professionalisierte Hilfe gewöhnte Bürger neu und fremd. Ein ganz praxisbezogener Blick auf die ambulante Viertelwohnpflegegruppe zeigt aber, dass alle wesentlichen Beteiligten – die Pflegebedürftigen, die Angehörigen, das professionelle Pflegepersonal, die Bürger des Stadt- oder Dorfviertels, die Wohnungsbaugesellschaften und die Kommunen – mit vielerlei guten Argumenten überzeugt werden können. Sie müssen nur ein wenig umdenken, Offenheit mitbringen.

Bemerkenswert an den ambulanten Wohngruppen ist, dass sie nicht nach dem Markt-, sondern nach dem Gemeinwohlprinzip tätig sind und alle für die Lebendigkeit und Menschenfreundlichkeit eines Viertels Verantwortlichen an einen Tisch und zum gemeinsamen Handeln bringen.

Da wir erst am Anfang des Aufbruchs in die neue, andere Gesellschaft und in das neue Hilfesystem stehen, sind wir gut beraten, weiter zu experimentieren. In jedem Fall gilt: Die Zukunft hat schon begonnen, und wer zu spät kommt, den bestraft bekanntlich das Leben.

1 Die Ergebnisse sind zusammengefasst in: Klaus Dörner, *Leben und Sterben, wo ich hingehöre*, Neumünster 2007.

Anm. der Redaktion: Dies ist die gekürzte Fassung eines Artikels, den der Autor Prof. Dr. Klaus Dörner in „Aus Politik und Zeitgeschichte“ 4/2008, Bonn, publizierte. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors. Grundlage ist sein Buch: *Leben und Sterben, wo ich hingehöre*. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem, Neumünster 2007.

„Die Pflege nimmt die ‚Ressource Ehrenamt‘ an!“ Erfahrungen im Samariterstift Geislingen | Susanne Hassen

Der kleine Kiosk im gemütlichen Foyer des Samariterstifts Geislingen, einer Einrichtung der Altenhilfe der evangelischen Samariterstiftung Nürtingen, ist adventlich geschmückt; die freundliche Atmosphäre wird noch gekrönt durch das Lächeln von Charlotte Kraus.

Die 57-Jährige hat heute „Dienst“, das bedeutet, sie wird zwei Stunden lang Bewohnern und Besuchern des Hauses Süßigkeiten, Getränke und andere Kleinigkeiten zum Selbstkostenpreis verkaufen. Kraus ist eine von knapp 150 ehrenamtlich Tätigen, die im Samariterstift in den unterschiedlichsten Be-

reichen aktiv sind. Ihr Mann Manfred (67) etwa hilft beim Hol- und Bringdienst. Andere assistieren beim Frühstück, besuchen Bewohner, erledigen kleine Besorgungen. Es gibt eine „Erinnerungspflege-Gruppe“, einen Mehrgenerationenchor oder – ganz neu – eine von zwei jungen Frauen initiierte „Wohlfühlstunde“ mit Gedankenreisen und Meditation. Auch Sterbegleitung für Bewohner gehört zu den vielfältigen Aufgaben, denen Freiwillige – meist Frauen ab Mitte 50 – sich in Zusammenarbeit mit Pflegepersonal und Angehörigen stellen, manche schon seit vielen Jahren.



Charlotte Kraus gehört zum Organisationsteam des hauseigenen Kiosks im Samariterstift Geislingen. Sie ist eine von 150 Ehrenamtlichen.

Ansprechpartnerin für alle ist Ehrenamtskoordinatorin Gudrun Müller. Erst vor wenigen Jahren wurde ihre Stelle eigens eingerichtet, um den sich wandelnden Bedürfnissen im Freiwilligenengagement gerecht werden zu können. Die Atmo-

sphäre im Haus gibt dem offenkundig recht: „Die Pflege nimmt die ‚Ressource Ehrenamt‘ an!“ fasst Müller zusammen. Das Gefühl, alles selber machen zu müssen, habe sich „mit den Jahren gut entflochten“. Vor dem Hintergrund eines Positionspapiers, das die Samariterstiftung gemeinsam mit der katholischen Stiftung Liebenau aus Meckenbeuren im Jahr 2006 erarbeitete, erfährt das Ehrenamt auch strategisch einen gehaltvollen Wandel. Regionale Kooperationsprojekte mit Firmen, Schulen, Ausbildungsbetrieben und Hochschulen bringen das Ehrenamt zum Menschen, sie erfüllen das moderne Schlagwort vom „Bürger-Profi-Mix“ mit Leben. „Ein engagierter Bürger ist die beste Öffentlichkeitsarbeit!“ weiß auch Gabriele Blum-Eisenhardt, Referentin für Kommunikation und Gesellschaft der Samariterstiftung. Das Haus in Geislingen ist dabei ein Beispiel von vielen.

Behindertenhilfe in der Stiftung Liebenau / Meckenbeuren | Susanne Hassen

Lebensgemeinschaft „Gastfamilie“

Im Garten des Hauses in Wilhelmsdorf bei Ravensburg schauen fantasievolle Figuren aus Metall dem Besucher entgegen, kurz darauf sitzen wir schon gemütlich bei Tee und Zimtschnecken am Küchentisch: Mirko Flodin (47), Metallkünstler mit griechischen Wurzeln, Ehefrau Tracy (45), die 1997 aus den USA kam und als Übersetzerin arbeitet, Silvia, ihre 44-jährige Gast-„Tochter“, die eine geistige Behinderung hat, und Sozialpädagogin Regine van Aken von der St.-Gallus-Hilfe der katholischen Stiftung Liebenau mit Sitz in Meckenbeuren. „Betreutes Wohnen in Familien (BWF)“ heißt das Konzept, das hier beispielhaft gelebt wird. Auf einen Aufruf der St.-Gallus-Hilfe hin hatten die Flodins vor einigen Jahren ihr Interesse bekundet, ein zusätzliches Familienmitglied aufzunehmen. „Wir haben viel Platz, wollen uns sozial engagieren“, sagen sie. Auch für die eigenen drei Kinder (sieben, elf und zwölf Jahre) sei es ja eine Bereicherung. Silvia ist zwar schon 44 und hat selbst ein Kind, das bei Pflegeeltern lebt, aber sie spricht von den Flodins als von ihren Eltern. Tagsüber arbeitet sie in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung, nach Feierabend und am Wochenende ist sie hier zu Hause. Wie alle in der Familie hat auch sie ihre Haushaltspflichten, wie zum Beispiel die Katze füttern, Geschirrspüler einräumen und ähnliches, erzählt sie. „Ziel des BWF ist zum einen die individuelle Förderung, zum anderen die Einbin-

dung der behinderten Menschen in ein tragfähiges soziales Gemeinwesen“, erläutert Regine van Aken. So haben die Flodins in der ersten Zeit zum Beispiel Silvia ihr Taschengeld erst wöchentlich gegeben, dann wurde ihr ein eigenes Konto eingerichtet, von dem sie inzwischen monatlich Geld abheben kann – ein großer und motivierender Schritt zur Selbstständigkeit. „Silvia ist ein Teil der Familie geworden“, betont Tracy. Regine van Aken nickt zustimmend. Im Sinne eines Bürger-Profi-Mix begleitet sie als Fachkraft Familie und Gast und koordiniert alles Weitere, organisiert die regelmäßigen Besuche Silvias bei ihrer Tochter und kümmert sich um sie, wenn die Gastfamilie – auch das gehört dazu – ihre 28 Entlastungstage im Jahr wahrnimmt. Hier ist im besten Wortsinn eine Lebensgemeinschaft gewachsen.

Susanne Hassen ist PR-Journalistin und freiberufliche Trainerin für Kommunikation und Pressearbeit; bis 2008 tätig als Pressesprecherin in Diakonie und Kirche.



Gasteltern Mirko und Tracy Flodin, Gast-„Tochter“ Silvia und Regine van Aken von der St.-Gallus-Hilfe der Stiftung Liebenau.

Ehrenamtlich engagiert in Diakonie und Kirche

Ein weites Feld voller Herausforderungen | Carsten Berg

Die Teilhabe aller ihrer Glieder am Leben der evangelischen Kirche in all ihren Erscheinungsformen gehört zum Wesen der Kirche von ihren Anfängen in der Reformation an. Darum kann man mit Ralf Fischer sagen: „Partizipation, Teilhabe, ist innerhalb der Kirche ein zentraler Begriff, denn grundsätzlich hat auf dem Hintergrund der biblischen Überlieferung jeder Christ Teil an der missio dei, dem Handeln Gottes in der Welt. Für die evangelische Kirche erfährt dieses Datum durch die reformatorische Erkenntnis vom Priestertum aller Getauften eine besondere Zuspitzung, weil sie keinen Klerikerstatus, keinen besonderen herausgehobenen geistlichen Stand mit besonderen Rechten neutestamentlich, das heißt auf der Basis ihrer Gründungsurkunde, legitimieren kann. Eine fehlende Partizipation ihrer Mitglieder ist für die evangelische Kirche deshalb eine massive Anfrage an ihre ausgebildeten Strukturen und ihre Binnenkultur.“¹ Wer den reformatorischen Grundsatz des Priestertums aller Gläubigen als Grundmodell seines Verständnisses von Kirche behält, kann sich nicht zufrieden geben mit einer Betreuungskirche, in der Hauptamtliche für die Mitglieder handeln. Insofern ist die Bedeutung des ehrenamtlichen Engagements eine Grund- und Zukunftsfrage².

Ehrenamtliches Engagement bedeutet Partizipation, von Foitzik definiert als „Teilhabe an Macht-, Rechts-, Verwaltungs- und Weisungsstrukturen“³. Immer wieder neu zu fragen ist, ob Teilhabe von ehrenamtlich Engagierten in diesem Vollsinn Realität in Diakonie und Kirche ist.

Eine Vorbemerkung zu meiner Herkunftstradition: Ich bin Pastor in der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche, war Gemeindepastor in einem sozialen Brennpunkt in Hamburg, in der Leitung eines Kirchenkreises engagiert, in der Nordelbischen Synode, in vielen diakonischen Arbeitsfeldern und Organisationen. Das Besondere an meiner Kirche ist, dass ihre Verfassung entstanden und gestaltet ist im Gefolge und im Lichte der gesellschaftlichen Veränderungen nach 1968, der Studentenunruhen, die auf breiter Front demokratische Reformen bewirkt haben. In unserer Verfassung ist unter anderem vorgeschrieben, dass in allen Entscheidungsgremien die nicht in einem Beschäftigungsverhältnis zur Kirche Stehenden, also die Ehrenamtlichen, die Mehrheit bilden. Und zumindest auf der Ebene der Kirchengemeinden ist eine Teilung der Leitung zwischen Haupt- und Ehrenamt fest vorgesehen.

Daher haben wir eine eigene Tradition breiten ehrenamtlichen Engagements, das beide Seiten, die Haupt- wie die Ehrenamtlichen, in besonderer Weise fordert. Das beginnt bei der Frage nach der Terminsetzung – Konflikt zwischen der Arbeitszeit der Haupt- und der Freizeit der Ehrenamtlichen –, setzt sich fort beim Informationsfluss zwischen ehrenamtlichen Entscheidern und hauptamtlichen Vorbereitern/Umsetzern und hat ganz viele

weitere Facetten und Verästelungen. Den gelegentlich geäußerten Optimismus, dass aus einer möglichst breiten Beteiligung ehrenamtlich Engagierter gesteigertes Wachstum und größere gesellschaftliche Relevanz der Kirche entsteht, kann ich nur bedingt teilen. Die Mitgliederzahlen der Nordelbischen Kirche sind im Laufe der vergangenen Jahrzehnte trotz ihrer auf Beteiligung und demokratische Strukturen aufgebauten Verfassung genauso zurückgegangen wie die anderer Kirchen.

Grundsätzliche Anfragen aus erlebter Praxis:

Im Ehrenamt der evangelischen Kirche engagiert sich ein sehr spezifischer Teil der Kirchengemeinde, als Kennzeichen kann man zusammenfassen: Ehrenamtlich in der Kirche Engagierte „sind eher weiblich und deutlich älter als der Bevölkerungsdurchschnitt, sie verfügen eher über einen höheren als über einen niedrigen Bildungsabschluss, und finanziell geht es ihnen mehrheitlich gut bis sehr gut, was sich auch in einer hohen Spendenbereitschaft ausdrückt, ... zu einem großen Teil sind sie (noch) nicht oder nicht mehr erwerbstätig, aber selten unmittelbar von Arbeitslosigkeit betroffen. Sie haben einen Gestaltungsanspruch an ihr Freiwilliges Engagement, ohne dass diesem ein dezidiert politisches Verständnis zugrunde liegt. Die Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit ist für die Mehrheit der evangelischen freiwillig Engagierten im Raum ihrer Landeskirchen nicht durch das Empfinden einer Pflicht begründet, dieses Motiv ist bei ihnen leicht schwächer ausgeprägt als bei den katholischen oder dem Durchschnitt aller freiwillig Engagierten.“⁴ Dieses sehr spezifische Milieu prägt vor allem die kirchlichen Entscheidungsgremien auf allen Ebenen der Kirche.

Aktuelle sozialwissenschaftliche Untersuchungen machen eines deutlich: In den Kirchen in Deutschland gibt es im Verhältnis zur Mitgliedschaft einen signifikant niedrigeren Grad ehrenamtlichen Engagements als in der Gesellschaft. Der Freiwilligen-survey 2004 zeigt, dass 36 Prozent der Deutschen freiwillig engagiert sind – diese Quote wurde 2009 bestätigt –, eine Sonderauswertung für den Bereich der Kirchen macht deutlich: sieben Prozent der evangelischen und zehn Prozent der katholischen Kirchenmitglieder sind freiwillig engagiert in ihrer und für ihre Kirche.⁵ Hier gilt es nach den Ursachen zu fragen: Liegen sie in einer religiösen Sprach- und Heimatlosigkeit, die Folge des Traditionsabbruchs ist? In einer wachsenden Distanz zur Institution Kirche, die sich in abnehmender Teilnahme und abnehmendem Engagement ausdrückt, oder aber in Zweifeln an den tatsächlichen Mitwirkungs- und Entscheidungsmöglichkeiten?

Die Gesamtheit der ehrenamtlich Engagierten in der Kirche ist hinsichtlich ihrer Herkunft und ihrer Möglichkeiten weder ein Abbild der Mitgliedschaft der Kirche noch ein Abbild unserer Gesellschaft. Die Kerngemeinden und die sich vorwiegend aus ihnen rekrutierenden kirchlichen Entscheidungsgremien sind geprägt von einer auf Dauer fatalen Milieuerengung: Kirche

lebt damit, dass fünf bis zehn Prozent ihrer Mitglieder ihre Angebote nutzen und sich in ihr und für sie engagieren; Kirche lebt davon, dass die übrigen 90 bis 95 Prozent ihrer Mitglieder sie trotz Nichtbeteiligung am kirchlichen Leben für sich für wichtig erachten und ihre Mitgliedschaft fortführen.

Die demographischen Veränderungen der Gesellschaft und der Kirchen bringen für viele ehrenamtlich Engagierte eine neue Herausforderung: Die Kirche gibt sich, nicht zuletzt, um attraktiv und arbeitsfähig zu bleiben, größere Strukturen, präziser gesagt: Sie führt ihre in finanziell potenteren Zeiten geschaffenen kleinteiligen Organisationseinheiten wieder zu großräumigeren zusammen. Dies führt zu einem insbesondere für die Ehrenamtlichen spürbaren Spagat zwischen der Beheimatung im Nahbereich und der Verantwortung in der größeren Struktur.

Kirche und Diakonie haben sich in den letzten Jahrzehnten vor allem um eigene Veränderungen gekümmert. Dabei haben sie das sie umgebende Gemeinwesen oftmals aus den Augen verloren, auch die Prozesse eines stärkeren bürgerschaftlichen Engagements im unmittelbaren Lebensumfeld sind vielfach an ihnen vorbeigegangen. Sie sind daher in den Netzwerken bürgerschaftlichen Engagements keine automatisch berücksichtigten, gewünschten und gesuchten Partner mehr. Kirche und Diakonie müssen sich selbst aktiv einbringen. Angesichts der benannten Milieuerengung insbesondere der kirchlichen Leitungsorgane eine große, nicht zu unterschätzende Herausforderung und Zukunftsaufgabe.

Kirche und Diakonie stehen in Konkurrenz zu vielen Feldern des Sozialen, der Bildung, der Kultur, des Sports und in der Gesellschaft, in denen ehrenamtliches Engagement gefragt, erwünscht und gefördert wird. Dabei stellt sich zunehmend die Frage, ob sie für Menschen, die sich ehrenamtlich und freiwillig engagieren wollen, ein attraktives Betätigungsfeld sind und bieten.

Dr. Carsten Berg war etliche Jahre Gemeindepastor in einem sozialen Brennpunkt in Hamburg, er hatte diverse Leitungspositionen in Diakonie und Kirche inne und ist seit 2008 Theologischer Referent im Diakonischen Werk Schleswig-Holstein.



- 1 Ralph Fischer: Kirche und Zivilgesellschaft, 2008, S. 70.
- 2 Heinrich W. Grosse: Freiwilliges Engagement in der Evangelischen Kirche hat Zukunft, 2006, S. 2.
- 3 Karl Foitzik: Partizipation auf evangelisch – Zwischen Amt und Priestertum aller Glaubenden, 2006, S. 24.
- 4 Ralph Fischer, a.a.O., 2008, S. 76, dort auch statistisches Zahlenmaterial.
- 5 Ralph Fischer, a.a.O., 2008, S. 71; Zahlen und Fakten der Freiwilligensurveys 2004 und 2009 auf der Homepage des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Schlussfolgerungen:

1. Ehrenamtlich Engagierte in der Kirche sind und bringen tatsächlich eine Bereicherung, weil und wenn sie in Prozesse der Gestaltung, Steuerung und Veränderung die Sichtweise und den Blick der anderen Seite („Nutzer“) eintragen und zu entscheidungsleitenden Kriterien machen.
2. Ehrenamtlich Engagierte in der Kirche brauchen eine angemessene Entlohnung: zum einen in tatsächlichen Einwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeiten der ehrenamtlichen Entscheider gegenüber den hauptamtlichen Umsetzern/Vorbereitern, zum anderen in guten und förderlichen Aus- und Fortbildungsangeboten für Ehrenamtliche, zum dritten durch öffentlich ausgesprochene Wertschätzung und Anerkennung, zum vierten durch eine kompetente, verlässliche und liebevoll unterstützende Begleitung auch durch Supervision und Ähnliches.
3. Ehrenamtliches Engagement in der Kirche bedarf gesteigerter Aufmerksamkeit und gemeinsamen strategischen Gegensteuerns wider eine fortschreitende doppelte Milieuerengung: zum einen durch die Einengung der Herkunft der Mitglieder kirchlicher Entscheidungsgremien allein aus der Teilnahmebeziehungsweise Kerngemeinde; zum anderen durch eine weitere Einschränkung der soziologischen Milieus in der aktiven und passiven Mitgliedschaft der Kirche insgesamt.
4. Ehrenamtlich Engagierte in der Kirche müssen sich neu (auch bekennend) einbringen und positionieren in den vielfachen Prozessen, Netzwerken und Zusammenhängen bürgerschaftlichen Engagements.
5. Die Kirche muss sich positionieren und profilieren als „Kirche in der und für die Welt“ (Ernst Lange). Sie muss sich begreifen als Teil des sie umgebenden Gemeinwesens. Alle in ihr Engagierten sind Botschafterinnen und Botschafter der liebe- und heilvollen Zu- und Hinwendung Gottes zur Welt und zu den Menschen.



Freiwilliges Engagement braucht Koordination

| Ursula Brendel

Die Zusammenarbeit von Hauptamtlichen und freiwillig Engagierten ist in vielen Arbeitsfeldern des Diakonischen Werkes traditionell eine Selbstverständlichkeit und im Leitbild der Diakonie verankert. Seit den 1990er Jahren jedoch beobachtet man einen Perspektivwandel im Ehrenamt und beschreibt Veränderungen im Bereich der Zugänge zum Engagement, bei den Motiven der Engagierten, den Rahmenbedingungen und Partizipationsstrukturen sowie der Zusammenarbeit von Hauptamtlichen und Freiwilligen. Die Vorstellungen der Freiwilligen von der Ausgestaltung des Engagements sind sehr unterschiedlich. Sie reichen von dem Erleben großer Freiräume und unabhängigen eigenverantwortlichen Handelns bis hin zum Wunsch nach festen Strukturen und einer nach allen Seiten abgesicherten Engagement-Möglichkeit. Diese Veränderungen betreffen auch das Engagement bei der Diakonie und haben Auswirkungen auf die Alltagsarbeit.

Sie nennen sich „Freiwilligenmanager“ oder „Ehrenamtskoordinatoren“, und darüber hinaus gibt es weitere Bezeichnungen für Hauptamtliche, die sich mit dem Freiwilligen Engagement von Bürgerinnen und Bürgern befassen. Es sind Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die nach einer umfänglichen Qualifizierung mit dem nötigen Wissen und Handwerkszeug ausgestattet sind, um Rahmenbedingungen und eine gute Basis für das Freiwillige Engagement zu schaffen.

Freiwillige gewinnen, sie fortzubilden und zu begleiten, ist die Kernaufgabe der Freiwilligenmanager und -managerinnen. Ebenso gehören die Vorbereitung des Arbeitsbereiches und die Unterstützung von Kolleginnen und Kollegen durch Beratung und Fortbildung zum Aufgabenspektrum. Die Entwicklung neuer Projekte und die fachliche Begleitung durch die Freiwilligenmanager erweitern die Vielfalt an Engagement-Möglichkeiten in den unterschiedlichen Aufgabenfeldern der Diakonie. Die ideelle und in manchen Fällen auch finanzielle Unterstützung für Freiwilligenprojekte lässt Neues entstehen. Als Beispiele seien hier die Trägerschaft von Seniorenbüros oder Tafeln genannt.

Das Diakonische Werk bietet seinen Freiwilligen gute Rahmenbedingungen: Versicherungsschutz, die Gelegenheit zu Qualifizierungsmaßnahmen oder die Erstattung von Auslagen sind selbstverständlich. In den Einrichtungen werden Mitverantwortung, Partizipation und Mitgestaltung durch die Freiwilligen gefördert.

Doch „wo Diakonie drauf steht, muss auch Diakonie drin sein.“ Die Diakonie arbeitet nach christlichen Grundsätzen und ihrem eigenen Selbstverständnis und Leitbild. Dessen müssen sich Freiwillige bewusst sein, wenn sie sich im kirchlich-diakonischen Kontext engagieren und sich in entsprechende Strukturen begeben. Die Werte der Diakonie müssen auch von den Freiwilligen mitgetragen werden. Hinter jedem Freiwilligen steht das Diakonische Werk, welches in letzter Konsequenz die Verantwortung für dessen Handeln übernimmt.

Um den gesellschaftlichen Anforderungen gerecht zu werden, wird Freiwilliges Engagement in Zukunft immer wichtiger werden. Zudem sind nach wissenschaftlichen Untersuchungen Menschen zunehmend bereit, ihr Wissen, ihre Erfahrung und ihre Zeit für andere einzusetzen. Diese Tatsache ruft bei den Kolleginnen und Kollegen, zum Beispiel im Bereich der Sozialarbeit oder der Pflege, Vorbehalte und Ängste gegenüber Freiwilligen auf den Plan. Die Ängste vor der De-Professionalisierung der Arbeit wie auch vor dem Verlust von Arbeitsplätzen sind nachvollziehbar. Doch Freiwilliges Engagement kann und soll professionelle soziale Arbeit nicht ersetzen – das Freiwillige Engagement in den richtigen Kontext zur hauptamtlichen Arbeit zu setzen ist eine wichtige Aufgabe der Freiwilligenkoordinatoren.

Freiwilligenkoordination im Diakonischen Werk bedeutet immer ein Ausloten zwischen den Bedürfnissen nach Freiraum und Eigenständigkeit der Freiwilligen, dem Selbstverständnis und den Rahmenbedingungen eines Wohlfahrtsverbandes und dem richtigen Verhältnis zwischen freiwilliger und hauptamtlicher Arbeit. Dieser Herausforderung müssen sich die hauptamtlichen Freiwilligenkoordinatoren stellen und sie im Kontext eines gemeinsamen, gemeinwohlorientierten Zieles lösen.

Weitere Informationen:

Freiwilligenmanagement® ist eine Wortmarke der Akademie für Ehrenamtlichkeit <http://ehrenamt.de>

Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement www.b-b-e.de/

„Wegweiser Bürgergesellschaft“ der Stiftung Mitarbeit www.buergergesellschaft.de

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen u. Jugend www.bmfsfj.de/Politikbereiche/freiwilliges-engagement.html



Ursula Brendel ist Referentin für Freiwilliges Engagement, Tafelarbeit und Schuldnerberatung im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau.



Birger Bahlo studierte nach einer Kaufmannslehre Volkswirtschaft und Publizistik, volontierte beim Schleswig-Holsteinischen Zeitungsverlag und schreibt als freier Journalist für verschiedene Medien über soziale und wirtschaftliche Themen.



Helga Engler-Heidle ist Pfarrerin und Leiterin der Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Ab 1975 zunächst Gemeindepfarrerin in Frankfurt, ab 1985 Frauenpfarrerin. 1997 gründete Engler-Heidle ein Frauenbegegnungszentrum und wurde Leiterin des Arbeitsbereichs Bildung der Frankfurter Kirche.

Fordern und fördern – oft mehr wert als ein Orden | Birger Bahlo

Natürlich freuen sich auch heute noch Freiwillige sehr, wenn ihnen Politiker oder die hauptamtlichen Kollegen in Einrichtungen oder Verbänden ausdrücklich Lob aussprechen für ihr Engagement. Und der „Ritterschlag“ durch die Verleihung einer Verdienstmedaille oder den Besuch beim Bundespräsidenten wird nach wie vor als festlicher Höhepunkt des oft lebenslangen Einsatzes aufgefasst. Das hebt sie aus der Masse heraus, selbst wenn viele solche Auszeichnungen quasi stellvertretend für ihre Kollegen entgegennehmen. Doch die Wertschätzung beginnt heute sehr viel früher, nämlich durch eine systematische und zielorientierte Begleitung, die den Menschen früh vor Augen führt, dass sie mit ihren Aufgaben stark wachsen und persönlich sehr von den Einsätzen profitieren können.

Zwei Beispiele aus Schleswig-Holstein: Wer mit Freiwilligen arbeitet, will sie möglichst langfristig an Einrichtungen binden. Dazu bildet das Diakonische Werk Koordinatoren aus, die an der Schnittstelle zwischen Haupt- und Ehrenamt tätig sind. Aus beiden Bereichen werden Koordinatoren rekrutiert. Ihnen fällt damit eine hohe Verantwortung zu, denn sie sollen langfristig den Erfolg der Zusammenarbeit gewährleisten. Sie lernen, die Kompetenzen Freiwilliger zu erkennen und zu fördern, ihnen ihre eigene Organisation zielgerichtet vorzustellen und ihnen – entsprechend der eigenen Bedarfsanalyse – mögliche persönliche Aufgabenfelder zu skizzieren. Zudem lernen sie den Umgang mit Konflikten und der eigenen Macht, und sie lernen, Anerkennung zuteil werden zu lassen, die über ein bloßes Schulterklopfen hinausgeht.

Überdies bildet das Diakonische Werk sogenannte Ämterlotsen aus. Sie begleiten Ratsuchende bei Behördengängen und helfen beim Ausfüllen von Anträgen. Die Lotsen vermitteln Betroffenen das Gefühl, in diesen oft schwierigen Situationen nicht allein zu sein. Geschult worden sind diese Menschen in 20 Unterrichtsstunden unter anderem in Rechtskunde, Schulden- und Suchtproblematik, Gesprächsführung und Konfliktlösung. Regelmäßige Treffen im Diakonischen Werk Schleswig-Holstein helfen den Ämterlotsen, über den eigenen Tellerrand zu schauen.

Torsten Nolte, der im Diakonischen Werk Schleswig-Holstein diese Fortbildung koordiniert, beschreibt den Typus der Menschen, die sich darauf einlassen und liefert damit womöglich gleichzeitig eine generelle Charakterisierung derjenigen, die sich heutzutage für ein Ehrenamt melden: Frauen und Männer in gleicher Zahl, überwiegend „55plus“, beruflich stark engagiert (gewesen) und sehr selbstbestimmt. Sie brächten überdies klare Vorstellungen über Rahmenbedingungen und zeitliche Begrenzung mit. „Sie wollen gestalten“, so Nolte, „und geben sich dabei nicht schnell zufrieden.“

Beide Projekte machen deutlich, dass durch die intensive und nachhaltige Begleitung durch Schulungen und im Erfahrungsaustausch die Zufriedenheit aller Beteiligten wachsen kann. Die Freiwilligen genießen es, neue Kontakte knüpfen und Beziehungen eingehen zu können. Die eigene Persönlichkeitsentwicklung werde so als „Mehrwert“ empfunden – große Schritte hin zu der neuen Form von Wertschätzung, die dem Ehrenamt zuteil werden soll. Unterm Strich verzeichnet Torsten Nolte, dass durch diese Maßnahmen eine längere Bindung an die jeweilige Organisation erreicht werden kann.

Die Ehrenamtsakademie der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau – Mehr als Ehre | Helga Engler-Heidle

Geschichte und Aufgabe

In der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau engagieren sich 68.000 Menschen ehrenamtlich. Von diesen sind 15.000 in einem leitenden Ehrenamt tätig.

Die Komplexität der Themen und Entscheidungen in den leitenden Gremien ist für viele Ehrenamtliche unüberschaubar. Strukturveränderungen, Einsparungen, Zukunftsplanungen belasten sie. Viele fühlen sich den Anforderungen nicht gewachsen und verlieren die Freude an ihrem Engagement. Diese Erfahrung hat die Kirchensynodalen der Evangelischen Kirche in Hessen

und Nassau (EKHN) im Jahr 2003 dazu geführt, eine Ehrenamtsakademie zu gründen. Sie hat die Aufgabe

- Fortbildungen für Ehrenamtliche in institutionellen Leitungsämtern anzubieten und
- das Ehrenamt weiter zu entwickeln.

Ehrenamtliche in Leitungsfunktionen erfahren besondere Wertschätzung durch den Service und die Angebote der Ehrenamtsakademie. Die Fortbildungen stärken für die Aufgaben, erhalten die Motivation und werden gleichzeitig als Anerkennung erlebt. Durch den Erfahrungsaustausch über die eigenen Gemeinde- oder Dekanatsgrenzen hinaus entstehen neue Kontakte untereinander, und es entwickelt sich gegenseitige Unterstützung und Verbundenheit bei den gemeinsamen Aufgaben und Zielen in der Kirche.

eaA Ehrenamts
Akademie
der EKHN

Themen der Fortbildungsangebote sind

- Leitungskompetenz
- Strategische Planung
- Theologische Orientierung praktischen Leitungshandelns
- Öffentlichkeitsarbeit und Fundraising
- Personal, Finanzen, Bau, Recht der EKHN

Regionale Standorte

War bisher die Fortbildung für die leitenden Ehrenamtlichen eher überregional organisiert, entwickelt die Ehrenamtsakademie ein Netz von 16 regionalen Ehrenamtsakademien und bietet dort Fortbildungen an, um den Ehrenamtlichen lange Anfahrtswege zu ersparen. Die Angebote sind jeweils auf den speziellen Fortbildungsbedarf vor Ort zugeschnitten und sollen nicht allzu zeitintensiv sein.

Die Veranstaltungen der regionalen Ehrenamtsakademien werden von der zentralen Geschäftsstelle veröffentlicht auf der Homepage www.ehrenamtsakademie-ekhn.de.

Anlauf- und Fachstelle

Die Geschäftsstelle hat sich von Anfang an zu einer Anlauf- und Fachstelle für alle Fragen des Ehrenamts entwickelt. Alle, die mit dem Ehrenamt in der EKHN zu tun haben, werten die Einrichtung der Ehrenamtsakademie als ein positives Signal.

Angesiedelt ist die Geschäftsstelle in der Kirchenverwaltung. Damit ist gewährleistet, dass die Akademie Veränderungspro-

zesse der Landeskirche direkt mit verfolgen und die leitenden Ehrenamtlichen frühzeitig darauf vorbereiten kann. Außerdem steht die Ehrenamtsakademie – insbesondere durch ihr Kuratorium – in engem Kontakt mit den Leitungsgremien der Landeskirche.

Erfahrungen

Die Einrichtung einer Ehrenamtsakademie ist ein positives Zeichen für Ehrenamtliche.

Das Label Ehrenamtsakademie signalisiert, dass hier ein Ort ist, wo die Belange des Ehrenamts zusammenlaufen, wo Service und Unterstützung erwartet werden können.

Als Anlaufstelle, als Fachstelle und Fortbildungsinstitution bietet eine Ehrenamtsakademie in einer Landeskirche die Möglichkeit, dem Ehrenamt und vor allem den Ehrenamtlichen Wertschätzung und Anerkennung zu vermitteln.

Weiterentwicklung

Die Beschäftigung mit der Weiterentwicklung des Ehrenamts hat zu der Erkenntnis geführt, dass Ehrenamtliche und Hauptamtliche nur gut zusammenarbeiten, wenn Hauptamtliche darauf gut vorbereitet sind. Um das zu gewährleisten, bietet die Ehrenamtsakademie neuerdings eine Langzeitfortbildung zu „Freiwilligenmanagern/innen“ an und baut mit diesen ein Netzwerk Ehrenamt auf. Hier sind Beratung und Fortbildung zur Gewinnung und Begleitung Ehrenamtlicher auf allen Ebenen der Landeskirche angesiedelt.

Engagement braucht keine Zielgruppen

Vom Ehrenamt zur gemeinsamen Aktion.

Wie die moderne Arbeit mit Freiwilligen alte Muster verändert

| Christian Carls und Claudia Hartmann

„Wie gewinnen wir neue Ehrenamtliche?“ Diese Frage begegnet uns immer wieder, gestellt von Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen, die mit Freiwilligen arbeiten. Hintergrund ist oft das Problem, neue Akteure zur Weiterführung bestehender Angebote zu finden. Erfahrungen zeigen, dass es sich als zunehmend schwierigeres Unterfangen erweist, „fremde Dritte“ zur ehrenamtlichen Durchführung vorgegebener Aufgaben oder zur Erhaltung vorgegebener Angebotsstrukturen zu gewinnen. Hier soll eine einfache Alternative vorgeschlagen werden: Die Einbeziehung der bisherigen „Zielgruppen“ in ein Engagement, das sich durch Aufmerksamkeit für die Bedürfnisse und Fähigkeiten aller Beteiligten, durch lebendige Strukturen und offene Rollenvielfalt auszeichnet.

Lebendige Bedürfnisse

Kaum jemand möchte, dass ein anderer ihm aus „Pflichtgefühl“ hilft, es sei denn, die Not ist sehr groß. Aus Befragungen alter Menschen wissen wir, dass viele eines auf jeden Fall vermeiden wollen: „Anderen zur Last zu fallen“. Sie würden es bevorzugen, wenn sie sich mit anderen so verbunden fühlen, dass es nahe liegt, sich im Rahmen der verschiedenen Möglichkeiten bei Bedarf wechselseitig zu unterstützen, ohne dass damit dauerhafte Rollenzuschreibungen in Helfende und Hilfeempfangende verbunden sind.

Dazu passt gut, dass sich moderne Arbeit mit Freiwilligen immer öfter an lebendigen Bedürfnissen aller Beteiligten orientiert: Kontakt, Geselligkeit, Verbindung zu anderen, Erweiterung eigener Fähigkeiten, das Erfahren von Aufmerksamkeit und Wertschätzung oder das Bedürfnis, Fähigkeiten für andere fruchtbar werden zu lassen und andere zu bereichern und zu erfreuen.

Lebendige Strukturen

Modernes freiwilliges Engagement vollzieht sich in selbstorganisierten Strukturen. Ziele des Engagements werden von den Beteiligten gemeinsam umschrieben, die Art der Zusammenarbeit wird immer wieder neu ausgehandelt. Das gemeinsame Engagement in selbstorganisierten Gruppen ist immer mit besonders viel Kommunikation untereinander verbunden, bei der sich alle Beteiligten entwickeln, genauer kennenlernen und gemeinsame Sichtweisen und Orientierungen erschaffen. Ermöglicht werden dadurch lebendige Gruppen mit geringen Anforderungen an angepasstes Verhalten. Das besondere Potenzial solcher Gruppen ist die Verbindung von als sinnvoll empfundener Tätigkeit mit der Möglichkeit zu persönlicher Entfaltung und dem Erlebnis lebendiger Gemeinschaft.

Rollenvielfalt

„Selbstorganisation“ ist ein Modewort für die Entwicklung neuen Freiwilligen Engagements. Es gibt aber inzwischen die Erfahrung, dass mit dem Konzept der Selbstorganisation Menschen in Freiwilliges Engagement kommen, die in etablierten Strukturen ehrenamtlicher Tätigkeit nicht mitmachen würden. Andererseits: Die Idee der „Selbstorganisation“ kann mit besonderen Anforderungen an soziale oder strategische Kompetenzen der Beteiligten verbunden sein und neue Ausgrenzungen verursachen. Dies ist unproblematisch, wenn in jeder Gruppe Freiwillig Engagierter eine Vielfalt an Rollen und Beteiligungsmöglichkeiten entwickelt und anerkannt wird. In solchen Gruppen wird niemand, der sich beteiligen möchte, ohne Not ausgegrenzt. In einer lebendigen Gruppe sind Veränderungen und „Statuspassagen“ immer leicht möglich. Wer sich zum Beispiel am Anfang einer ehrenamtlichen Initiative „nur“ mit dem Austeilen von Flyern beteiligen mag, kann später neue Ideen einbringen und Inhalte mitgestalten. Umgekehrt: Wer eine verantwortliche Rolle eingenommen hat und diese nicht mehr übernehmen mag oder kann, findet andere Aufgaben, die einen Verbleib in der Gruppe sinnvoll machen.

Wozu Ehrenamt?

Wenn ehrenamtliches Engagement in selbstorganisierten Gruppen mit vielfältigen Rollen stattfindet: Sollte sich hier nicht an vielen Stellen auch jede und jeder aus der „Zielgruppe“ einbringen können? Wo bleibt dann die Grenze zwischen „Ehrenamt“ und „Zielgruppe“ und welchen Zweck hat eine solche Grenzziehung dann noch? Es sollte in der Praxis immer wieder neu überprüft werden, ob und wozu eine Rollenteilung von „Helfer“ und „Hilfempfänger“, „Engagierten“ und „Zielgruppe“ erforderlich und sinnvoll ist.

In vielen Fällen, in denen sich bislang „Ehrenamtliche“ und „Betreute“ begegnen, ist es genauso möglich, dass sich die beteiligten Menschen auf Augenhöhe begegnen, gemeinsam gestalten und alle allen etwas geben. Diese Einschätzung wird gestützt durch die praktische Erfahrung, dass wirksame Hilfe ohne eine aktive Mitwirkung des „Hilfempfängers“ nicht möglich ist – Hilfe also immer einem gemeinsamen Handeln entspringt. Mit der historisch ausgeformten Idee von Gemeinde als geschwisterliche Gemeinschaft haben Kirchengemeinden und Diakonie das Potenzial, Ehrenamtliche wie „Hilfebedürftige“ als Gestalterinnen und Gestalter einzuladen.

Drei Beispiele

1. In Nordrhein-Westfalen sind vor einigen Jahren viele Internetcafés für Seniorinnen und Senioren entstanden. Ehrenamtliche in den Internetcafés boten dort Kurse und Beratung zu PC-Fragen an. In vielen Internetcafés aber wandeln sich die Rollen: Die Menschen dort lernen gemeinsam den Umgang mit dem PC, arbeiten zusammen, nehmen teil an den Interessen der anderen. Von der Auflösung der Lehrer-Schüler-Rollen profitieren dabei alle: Die früheren „Schülerinnen“ und „Schüler“, die neue Gestaltungsmöglichkeiten gewinnen und die ehrenamtlichen „Lehrerinnen“ und „Lehrer“, die nicht auf die Rolle des überlegenen Spezialisten festgelegt sind.
2. In Bremen habe ich (Christian Carls) eine Tagesstätte für Wohnungslose mitgegründet und mich dort „ehrenamtlich“ engagiert – ich habe Frühstück vorbereitet, Kaffee ausgeschenkt, Einkäufe organisiert und beraten. Im Laufe der Zeit wurden aber immer mehr Aufgaben von „Gästen“ übernommen. An vielen Öffnungstagen war es so, dass ich nur kam, um den von den „Gästen“ bereits vorbereiteten Kaffee zu trinken und mich an den Gesprächen zu beteiligen.
3. In unserem Kirchenkreis ist von einer Pioniergruppe eine Nachbarschaftsinitiative gegründet worden. 20 bis 30 Menschen kommen zu den Treffen, tauschen Informationen über das Viertel aus und planen Aktivitäten, an denen sich jeder beteiligen kann, zum Beispiel Exkursionen durch den Stadtteil oder eine Arbeitsgruppe zu Verkehrsfragen. Ehrenamtliche und Teilnehmende sind hier nicht zu unterscheiden. Eine spätere Idee aus dieser Initiative war die Gründung eines Besuchsdienstes, um etwas gegen Vereinsamung zu unternehmen, aber auch aus Lust auf Begegnung mit anderen Menschen. Einer der Besuchten bot seine Wohnung als Treff für gemeinsames Spielen mit Nachbarn oder eine Literaturlesung im Haus an. Welche Rollenetikette brauchen wir da noch?



Christian Carls arbeitet in der Stabsstelle „Diakonisches Profil und Kommunikation“ der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e. V.

Claudia Hartmann leitet das Senioren- und Generationenreferat im Diakoniewerk Essen

„Jeder Christ kann zur Seelsorgerin oder zum Seelsorger von anderen werden“

Wenn Ehrenamtliche Seelsorge machen

| Martin Germer

Beim Jugend-Café und auch in der Konfirmandengruppe herrscht Bestürzung: Ein Jugendlicher, den sie alle kannten, ist tödlich verunglückt. Die Pfarrerin spricht das Geschehen im Unterricht behutsam an. Wichtiger noch sind aber die Gespräche unter den Jugendlichen selbst. Thorsten und Bianca, 19 und 20 Jahre alt und seit vier Jahren im Team, sitzen mehrere Abende lang mit den Jüngeren zusammen. Weil sie ihre eigene Erschütterung nicht verbergen, trauen sich auch andere, ihre Gefühle zu äußern. Sogar ein paar von den ganz Coolen...

Senioren-Treff. Frau W. ist schon zum zweiten Mal nicht gekommen. Ihre regelmäßige Tischnachbarin, die sonst immer den großen Teil des Heimwegs mit ihr zusammen geht, weiß nicht, was mit ihr ist. Frau D. lässt das keine Ruhe. Unter den

Ehrenamtlichen ist sie diejenige, die immer an die Geburtstage denkt. Abends ruft sie bei Frau W. an und erfährt, dass dieser der Mut fehlt, zu den Nachmittagen zu kommen. Zwei aus der Runde hätten so hässliche Bemerkungen zu ihr gemacht. Ausgerechnet bei der Kirche! Das könne sie in ihrer derzeitigen seelischen Verfassung nicht ertragen. Noch ein Telefonat und ein Treffen schließen sich an. Frau D. erfährt Erschütterndes aus der Lebensgeschichte von Frau W.. Am Ende bekennt diese, wie froh sie sei, dass sie sich mal alles habe von der Seele reden können. Nun wolle sie am nächsten Dienstag auch wieder kommen. Doch bitte sie Frau D., mit niemandem über das zu sprechen, was sie ihr gerade anvertraut habe. Das verstehe sich doch von selbst, sagt Frau D..

„Jeder Christ kann zur Seelsorgerin oder zum Seelsorger von anderen werden“, heißt es in der „Ordnung des Kirch-

lichen Lebens der Evangelischen Kirche der Union“ aus dem Jahr 1999¹. Und tatsächlich geschieht das im gemeindlichen Alltag immer wieder, meist, ohne dass die Beteiligten es überhaupt so nennen würden. Aufgabe der Pfarrern und Pfarrer kann es dann werden, mit Ehrenamtlichen darüber zu sprechen, wie sie sich in solchen Situationen angemessen verhalten – und wie sie mit den Spannungen und Erschütterungen zurecht kommen können, denen sie selbst dabei bisweilen ausgesetzt sind.

Das Seelsorgegeheimnis verdient dabei besondere Aufmerksamkeit. Das 2009 beschlossene „Seelsorgegeheimnisgesetz“ der EKD betont, dass es „unter dem Schutz der Kirche“ steht – „es zu wahren, ist Pflicht aller Getauften und aller kirchlichen Stellen.“² In diesem Gesetz geht es insbesondere um das strafprozessuale Zeugnisverweigerungsrecht; dieses kommt neben ordinierten Pfarrern und Pfarrerinnen auch anderen, von den Kirchen förmlich mit der Wahrnehmung eines „bestimmten“ Seelsorgeauftrages betrauten³ Personen zu. Die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz hat aber bei ihrer Zustimmung zu diesem Gesetz erklärt, die Landeskirche werde sich auch über diesen Kreis hinaus für alle diejenigen „jederzeit schützend einsetzen“, die „auf vielfältige Weise Seelsorge im Alltag leisten“.

¹ Ordnung des Kirchlichen Lebens der Evangelischen Kirche der Union, 1999, Artikel 75 (2).

² Ebd. § 2 (5) ³ Ebd. § 3 (2).

Martin Germer, seit 2005 Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin. Vorher 15 Jahre Pfarrer einer anderen Berliner Innengemeinde, etliche Jahre mit Schwerpunkt Konfirmanden- und Jugendarbeit. 1986–1990 Assistent im Fach Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin.



Ehrenamt als Stachel im Fleisch

Oder: Die subversive Kraft des Ehrenamtes und seine klammheimliche Vereinnahmung | Bernd Blömeke

Freiwilliges Engagement entsteht häufig an den Bruchstellen der Gesellschaft, da, wo wir uns zurückziehen oder entziehen, wo keiner zuständig sein will, wo wir Lücken lassen.

Dass Eltern die Initiative ergreifen, um die Schulräume ihrer Kinder zu renovieren, hat nichts mit einem dekorativen Interesse zu tun, sondern mit der Unausweichlichkeit, dass sie ihren Kindern indiskutable Zustände beim besten Willen nicht länger zumuten wollen.

Als AIDS noch ein Thema war, das man auch mit spitzen Fingern nicht anzufassen wagte, ohne zu befürchten, sich mindestens moralisch-mental zu infizieren, waren es ehrenamtliche Initiativen, die die notwendige Hilfe organisierten.

Mit der Umsetzung eines Psychiatriekonzeptes, das kranken Menschen so weit wie möglich ein Leben in heimischer Umgebung ermöglichen will, nahm die Zahl an Anrufen von psychisch kranken Menschen – gerade in den Nachtstunden – bei der TelefonSeelsorge stark zu. Statt der Nachtschwester wird jetzt die TelefonSeelsorge gerufen, wenn ein von Unruhe geplagter Mensch sich kurz vergewissern will, dass alles in Ordnung ist.

Das alles kann einem als Ehrenamtlicher, Ehrenamtlichem das Gefühl geben, gebraucht zu werden. Aber es gibt auch eine Verführbarkeit durch Wertschätzung: Weil alle so dankbar und voll des Lobes sind, dass ich diese anspruchsvolle Arbeit mache, fühle ich mich bestätigt und bin gerne bereit, weitere Belastungen auf mich zu nehmen. Der kritisch prüfende Blick dafür, ob ich mit meinem Engagement nicht vielleicht ungerechte Strukturen oder bequeme Lösungen befördere, droht verloren zu gehen.

Zum freiwilligen Engagement gehört aber ein kritischer, subversiver Impuls, der bestehende Verhältnisse in Frage stellt und den es sich weder abkaufen lassen noch selbst preisgeben sollte. Wo der politische Anspruch verloren geht, droht solches Engagement passgenau zum Lückenfüller gesellschaftlicher Defizite zu werden.

¹ Diese Gefahr kommt für mich zum Beispiel in der Studie „Freiwilligentätigkeit in der EU“ (herausgegeben von der EU, März 2010) deutlich zum Ausdruck. Auch wenn dort das Risiko der Instrumentalisierung des Freiwilligensektors benannt wird (Seite 10), gewinnt man beim Lesen nicht den Eindruck, dass diese Gefahr in den Ausführungen explizit thematisiert wird.

Gefahr droht dem Ehrenamt aber auch durch das stark gestiegene Interesse vonseiten der Politik und Wirtschaft. Was passiert, wenn Freiwilliges Engagement zunehmend unter Beobachtung politischer und wirtschaftlicher Akteure gerät? Was geschieht, wenn nicht mehr nur ich persönlich schaue, was ich aus Interesse an einem Ehrenamt machen könnte, sondern wenn zunehmend gesellschaftliche Akteure und Organisationen schauen, wo und wie sie mich verwenden möchten?

Drei Stichworte charakterisieren diese Gefahr¹: Instrumentalisierung – Ökonomisierung – Professionalisierung. Dann wird ehrenamtliche Tätigkeit vorrangig als Instrument zur Beförderung sozialer Integration und Beschäftigung beschrieben. Dann wird der wirtschaftliche Wert der erbrachten Leistung in Euro und Cent umgerechnet, weil in unserer Gesellschaft nur das einen Wert hat und Anerkennung verdient, was sich in harter Währung beziffern lässt. Dann schrauben sich die Anforderungen und Erwartungen immer höher, so dass zum Beispiel ein hilfreiches Instrument wie Supervision unerschwinglich eine Professionalisierungsdynamik entfacht.

Die Motivation für ein freiwilliges Engagement ist ein scheues Reh! Häufig entscheiden sich Menschen aus sehr persönlichen Gründen und Neigungen für genau diese ehrenamtliche Tätigkeit. Wer einmal einen nahestehenden Menschen in einer schweren Krankheit begleitet hat, weiß das Patientencafé oder den Besuchsdienst zu schätzen und ist vielleicht motiviert, später selbst dort mitzuhelfen. Wen allerdings das Gefühl beschleicht, sein mit Herzblut erfülltes Engagement diene ganz anderen, ihm vielleicht gar nicht durchsichtigen Interessen, der wird sich benutzt fühlen – und dessen Motivation schwindet.



Dr. Bernd Blömeke, geb. 1958 in Schwelm/Westfalen, Theologe, Pastor, ist seit 1993 in der TelefonSeelsorge tätig (Wiesbaden und Dessau). Seit 2007 ist Blömeke Leiter des Arbeitsbereichs TelefonSeelsorge im Diakonischen Werk der EKD/Bundesverband.

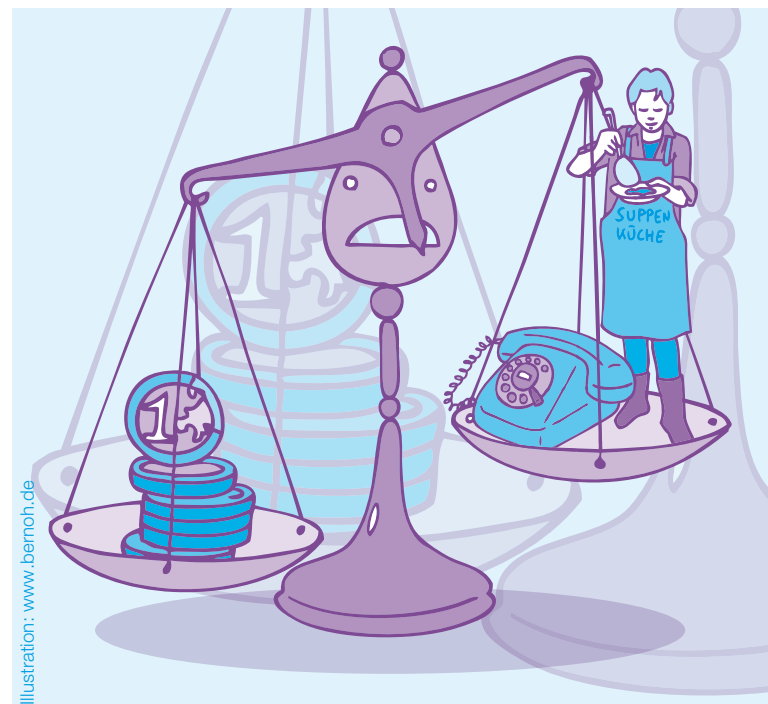


Illustration: www.bernh.de

Freiwillige, die Kraft und Zeit investieren, sollen nicht auch noch Geld mitbringen – zur Frage der „Monetarisierung“ des Ehrenamtes

| Ursula Brendel

Erfrischungsgeld oder Übungsleiterpauschale, Auslagenerstattung oder Aufwandsentschädigung: Die sogenannte Monetarisierung des Ehrenamtes ist in den Medien und in Fachkreisen ein viel diskutiertes Thema. Doch was ist eigentlich mit monetärer Anerkennung gemeint?

Für das Diakonische Werk gilt:

„Freiwilliges Engagement wird grundsätzlich unentgeltlich geleistet. Es ist nicht auf materiellen Gewinn gerichtet und wird nicht zum Zweck der Einkommenserzielung ausgeübt.“¹

Allerdings sollen die Freiwilligen, die ihre Kraft und Zeit investieren, nicht auch noch Geld mitbringen. Deshalb werden tatsächlich entstandene Auslagen wie zum Beispiel Fahrt- und Telefonkosten nach Vorlage von Quittungen abgerechnet oder pauschal abgegolten. Über den reinen Auslagenersatz hinaus bietet der Gesetzgeber steuerfreie Pauschalen für Ehrenamtliche (500 Euro im Jahr) und Übungsleiter (2100 Euro) an.

Im Sinne des Einkommenssteuergesetzes ist die Übungsleitung nicht als Ehrenamt aufzufassen, sondern gilt als nebenberufliche Tätigkeit, die sowohl in ihrer Art als auch in ihrem zeitlichen Umfang genau definiert ist. Diese Abgrenzung des Gesetzgebers wird im alltäglichen Vereinsleben oft so nicht gezogen.

Es gibt eine Reihe von Ehrenämtern, in denen traditionell Vergütungen geleistet werden, und die bei den Diskussionen um die Monetarisierung meist gar nicht in den Blick geraten. Dazu zählen politische Ehrenämter in den Kommunen, wie zum Beispiel Ortsbeiräte oder Ortsvorsteher. Hier werden Aufwandsentschädigungen gezahlt, deren Höhe über die Gemeindeordnung geregelt ist. Ebenso sind auch die Aufwandsentschädigungen bei Schöffen oder Wahlhelfern geregelt. Im Sport werden Aufwandsentschädigungen nicht nur für Übungsleiter gezahlt; ebenso sind bei der Freiwilligen Feuerwehr, im Rettungsdienst und in der Jugendarbeit Aufwandsentschädigungen üblich. In den letzten Jahren hat zunehmend die freiwillige Arbeit mit Senioren an Bedeutung gewonnen, zum Beispiel die Betreuung dementer Menschen.

Das Thema „Monetarisierung im Ehrenamt“ ist aus unterschiedlichen Blickwinkeln zu betrachten. Neben dem steuerrechtlichen sind auch der moralische und gesellschaftspolitische Aspekt in den Blick zu nehmen.

Immer wieder stehen große Verbände und Vereine am Pranger. Medien berichten über das Ausnutzen von Gesetzeslücken und über das Einsparen von Gehältern auf Kosten Freiwillig Engagierter. Aus der Praxis wird über die Kombination von Minijobs und Übungsleiterpauschale berichtet. Solches Vorgehen ist nicht gesetzeswidrig, doch ist nicht alles, was steuerlich machbar ist, auch moralisch zu vertreten. Die Versuchungen,

denen Verantwortliche in Kommunen und Verbänden in Zeiten leerer öffentlicher Kassen ausgesetzt sind, sind groß.

Doch das Freiwillige Engagement, das Ehrenamt, darf nicht Lückenbüsser für einen sich zurückziehenden Sozialstaat werden. Darauf zu achten ist die Aufgabe von Hauptamtlichen und Freiwilligen gleichermaßen.

Ehrenamt hat keine die professionelle Arbeit ersetzende Funktion. Nach dem Selbstverständnis der Diakonie ist sie soziale Arbeit eigener Qualität und erweitert das Angebot und Spektrum unserer Arbeitsbereiche – denken wir zum Beispiel an die Tafeln oder die Hospizbewegung. Es zeigt sich immer deutlicher, dass wir ein Miteinander in der Gesellschaft brauchen und ohne Freiwilliges Engagement die gesellschaftlichen Anforderungen der Zukunft nicht bewältigen können.

Die Menschen, die sich engagieren, haben unterschiedliche Interessen, Fähigkeiten und Motive. Häufig bleibt es jedoch beim Engagement der sogenannten Mittelschicht: Menschen, die sich ein Engagement leisten können, die über genügend Geld verfügen und gerne freiwillig die anfallenden Kosten übernehmen. Doch unsere Gesellschaft ist vielschichtiger. Für Menschen mit wenig Geld, zum Beispiel Hartz-IV-Empfänger, Alleinerziehende oder mit einer kleinen Rente, ist es oft nur möglich, sich zu engagieren, wenn eine Auslagenerstattung gezahlt wird.

Hier geht es also um Teilhabe: Geld, das im Ehrenamt gezahlt wird, bietet auch Menschen mit wenig Einkommen die Möglichkeit, sich zu engagieren und an der Mitgestaltung der Gesellschaft teilzuhaben.

Wir stehen zurzeit in einer gesellschaftlichen Umbruchphase, in der sich auch die Rahmenbedingungen für das Freiwillige Engagement verändern und weiterentwickeln. Unterschiedliche Formen des Engagements müssen nebeneinander bestehen können und dürfen nicht zur Konkurrenz oder zum Zwei-Klassen-Ehrenamt werden. Jeder sollte nach seinen Möglichkeiten zur Gestaltung unserer Gesellschaft beitragen können und Anerkennung dafür finden.

Weitere Informationen:

Freiwilliges Engagement im DWHN – Erstattungen, Entschädigungen, Versicherungen

Herausgegeben vom Diakonischen Werk in Hessen und Nassau, Ederstr. 12, 60486 Frankfurt

„Ohne Moos nix los – wie viel Bezahlung verträgt bürgerschaftliches Engagement“

Tagung des hessischen Sozialministeriums, Dokumentation unter www.gemeinsam-aktiv.de oder in gedruckter Version beim Hessischen Sozialministerium: E-Mail an sonja.frommhold@hsm.hessen.de

¹ Standards des Freiwilligen Engagement im DWHN, in: Rahmenkonzept Freiwilliges Engagement im DWHN, Hrsg. Vorstand des DWHN, Frankfurt 2007

Wirtschaftlich erfolgreich und sozial engagiert – unmöglicher Spagat oder Erfolgskonzept?

Unternehmerische Verantwortung und die Corporate Social Responsibility-Bewegung | Ursula Hansen

CSR: Was es ist

Zum Thema der gesellschaftlichen Verantwortungsübernahme von Unternehmen gibt es sehr unterschiedliche Meinungen. Einerseits wird von vielen Wirtschaftswissenschaftlern und -praktikern festgestellt, dass Unternehmen im Prinzip nur gewinnorientiert handeln können und sollen, um im Wettbewerb zu bestehen. Zur Begrenzung solch egoistischen Verhaltens wird auf die Wirkungskraft von außen gesetzter ökonomischer und rechtlicher Rahmenbedingungen vertraut. Andererseits wird argumentiert, dass derartige Rahmenbedingungen allein zu unflexibel und insgesamt unzureichend sind, um notwendige soziale und ökologische Entwicklungen in den Märkten zu steuern, sodass zusätzlich eine freiwillige Verantwortungsübernahme von Unternehmen zur Lösung gesellschaftlicher Probleme gefordert werden muss.

In diesem Sinne hat sich in den letzten 20 Jahren in Europa und anderen Industrieländern eine CSR (Corporate Social Responsibility)-Bewegung verbreitet. Begrifflich stützt sie sich auf ein Konzept der EU-Kommission von 2002, nach dem CSR den Unternehmen als Grundlage dient, auf freiwilliger Basis soziale und Umweltbelange in ihre Unternehmenstätigkeit und in



Professor Dr. Dr. h.c. em. Ursula Hansen, ab 1975 Leitung des Lehrstuhls Markt und Konsum an der Leibniz Universität Hannover; Gründerin und Vorstand des Instituts für Markt – Umwelt – Gesellschaft (imug) e.V.; Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz; im Verwaltungsrat der Stiftung Warentest; Kuratorium des Deutschen Netzwerks Wirtschaftsethik (DNWE). Ehrendoktorwürde der FU Berlin.

die Wechselbeziehungen mit ihren „Stakeholdern“ zu integrieren. Stakeholder sind gesellschaftliche Gruppierungen, die von dem Handeln der Unternehmen direkt oder indirekt betroffen sind und daher legitime Interessenträger darstellen, wie zum Beispiel Konsumenten, Lieferanten, Banken, Mitarbeitende, Verbraucher- und Umweltverbände sowie kirchliche Organisationen. Gemäß der EU-Kommission handelt ein Unternehmen verantwortlich, wenn es anstrebt, ein akzeptables Gleichgewicht zwischen den Erfordernissen und Bedürfnissen der verschiedenen Stakeholder herbeizuführen.

Das CSR-Konzept basiert auf den drei Säulen der ökonomischen, sozialen und ökologischen Verantwortung. Die Unternehmen sollen wirtschaftlich erfolgreich sein und

gleichzeitig soziale und ökologische Leistungen erbringen. Diese beziehen sich primär auf das unternehmerische Kerngeschäft, wie zum Beispiel die Herstellung von emissionsarmen Produkten und die Anwendung von umweltfreundlichen Produktionsprozessen in ökologischer Hinsicht oder den Verzicht auf Kinderarbeit und die Realisierung flexibler Arbeitszeitmodelle in sozialer Hinsicht. Zunehmend wird jedoch von Unternehmen eine über das Kerngeschäft hinausgehende Verantwortungsübernahme gefordert im Sinne einer Corporate Citizenship, das heißt, einer Interpretation der Unternehmung als gemeinsinnverhaftetem Bürger. In diesem Bereich ist die Auslegung der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen sehr flexibel und reicht von der Unterstützung lokaler Sportvereine bis zur Finanzierung weltweiter Hungerhilfe. Es stellt sich hierzu die ebenso interessante wie heikle wirtschaftsethische Frage nach Kompensationsmöglichkeiten innerhalb eines CSR-Konzeptes:

Kann etwa das Angebot ungesunder Produkte, wie zum Beispiel Zigaretten, durch Unterstützung gesundheitspolitischer Projekte kompensiert werden?

CSR: Warum gerade jetzt

Es gibt gute Gründe dafür, dass derzeit zunehmend der Ruf nach CSR laut wird: Zum einen ist die monopolistische Macht der Unternehmen gewachsen, die im Rahmen der Globalisierung oftmals weltweite Ausmaße annimmt. In der Folge sind auch steigende sogenannte externe Effekte des unternehmerischen Handelns zu verzeichnen – das heißt: negative Umwelt- und Sozialfolgen außerhalb des Marktgeschehens. Demgegenüber verlieren die Nationalstaaten mit der Globalisierung an Handlungsmöglichkeiten – etwa das Setzen von Rahmenbedingungen – und erleiden zudem in vielen Industrieländern einen Verlust an ökonomischen Gestaltungsspielräumen (Stichwort vom „verarmenden Staat“). Wir haben es mit gegenläufigen Entwicklungen des Machtgefälles zwischen Staat und Unternehmen zu tun. Dies führt dazu, dass sich die gesellschaftlichen Anforderungen an die Unternehmen verschieben, was sich in einer veränderten Interpretation ihrer gesellschaftlichen Rolle ausdrückt. Diese Anforderungen werden medienwirksam im sogenannten dritten Sektor von den Nichtregierungsorganisationen (NGO) als Stakeholder stellvertretend für die Bürger artikuliert. Erfolg von Unternehmen hängt zunehmend von öffentlichen Urteilen ab und bezieht sich über die eigentliche „Marktperformance“ hinaus auch auf ihre Übernahme gesellschaftlicher Verantwortung. Während also nach traditioneller marktwirtschaftlicher Philosophie allein die

Ein gutes Beispiel für ein CSR-Projekt aus Bethel:

Die Stiftung eines großen Unternehmens aus der Region unterstützt den Einsatz von jungen Menschen im Betheljahr (Freiwilliges Soziales Jahr der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel). Mitarbeitende der Firma oder deren Familienangehörige können sich auf ein Stipendium bewerben und erhalten einen FSJ-Platz, der ihren Potentialen und Lernwünschen am

ehesten entspricht. Die Stiftung übernimmt die entstehenden Kosten, Bethel die Begleitung und Durchführung. Die besondere Win-Win-Situation: Bethel kann mehr Plätze anbieten und die Mitarbeitenden des Unternehmens erweitern ihre sozialen und personalen Kompetenzen, was dann wiederum dem Unternehmen zugute kommt.

Alexander Pollhans

Kundenakzeptanz und -nachfrage maßgeblich für den Unternehmenserfolg ist, wird dieser insbesondere für Großunternehmen zusätzlich auch in Abhängigkeit von CSR-basierter gesellschaftlicher Akzeptanz gesehen. Die Gesellschaft erteilt eine Art der „licence to operate“, also eine implizite Zustimmung zu unternehmerischem Handeln, die im Unternehmensalltag durch ihre direkten Wirtschaftspartner – insbesondere durch die Kunden und ihr Kaufverhalten – eingelöst wird.

CSR: In welchen Formen

Die CSR-Bewegung hat sich in verschiedenen Formen institutionalisiert, die hier beispielhaft vorgestellt werden: Als erster Meilenstein ist die Rio-Konferenz (1992) zu betrachten, anlässlich derer die Notwendigkeit ökologischer und sozialer Verantwortungsübernahme durch Unternehmen propagiert wurde und eine erste weltweite Verständigung auf nachhaltiges Wirtschaften stattfand. In der Folge wurden viele nationale und internationale Unternehmensinitiativen gegründet, die Verhaltens-Richtlinien entwickelten und verbreiteten. Beispiele: CSR-Europe (1995) oder der UN Global Compact, den der frühere UN-Generalsekretär Kofi Annan 2000 ins Leben rief, und dem inzwischen viele renommierte Weltkonzerne, aber auch mittelständische Unternehmen beigetreten sind. Für die Interpretation von CSR (oder seiner Teilbereiche) entwickelten sich zahlreiche Standards oder aber es wurden vorhandene als Referenzsysteme herangezogen. Hier sind zu nennen die International Labor Organisation (ILO) mit internationalen Arbeitsnormen, die UN-Menschenrechtsnormen oder der SA 8000 (Standard for Social Accountability). Da mit der Interpretation von CSR inhaltlich oft branchenspezifische Probleme entstehen, ist auch die Entwicklung von branchenspezifischen CSR-Standards ein wichtiges Anwendungsfeld. Ein eindrucksvoller weltweiter Dialogprozess wurde in jüngster Zeit mit der Verabschiedung der ISO 26000 erfolgreich beendet. Es handelt sich dabei um einen umfangreichen freiwilligen Standard zur gesellschaftlichen Verantwortung, der von 98 Staaten entwickelt und akzeptiert wurde. Dieser Ansatz umfasst nicht nur die gesellschaftliche Verantwortung von Unternehmen, sondern auch von Non-Profit-Organisationen wie zum Beispiel kirchlichen Organisationen.

Standards drücken den Stand gesellschaftlicher Auffassungen und Interessen – auch in ihrer Unterschiedlichkeit – zum Thema CSR aus und haben insofern für Unternehmen und Öffentlichkeit einen wichtigen Orientierungswert. Mehr Verbindlichkeit erlangen sie damit, dass die Unternehmen ihnen beitreten und sich ihnen verpflichten. Strategisch markt- und öffentlichkeitswirksam wird dieser Schritt, wenn sich die Unternehmen durch Zertifizierungen und Ratings einer Einhaltungskontrolle unterwerfen und darüber Bericht erstatten. Aus diesem Grund sind mit der inhaltlichen CSR-Entwicklung umfangreiche Regelsysteme für CSR-Ratings und CSR-Berichterstattungen entstanden (z. B. Guidelines der Global Reporting Initiative), die von CSR-Ratingagenturen angewendet werden.

CSR: Wie es funktionieren kann

Es ist ersichtlich geworden, warum zur Lösung sozialer und ökologischer Probleme die gesellschaftlichen Erwartungen an eine freiwillige Verantwortungsübernahme der Unternehmen gewachsen sind. Es wäre nun allerdings naiv zu glauben, dass Unternehmen diesen Erwartungen ohne weiteres entsprächen, wenn sie nicht auch Vorteile für sich vermuteten. Dies führt dazu, dass CSR in der Diskussion von Wirtschaftstheorie und -praxis weit verbreitet als Suche nach sogenannten „Win-Win-Situationen“ interpretiert wird. Ein ökonomischer Vorteil für die Unternehmen entsteht dann, wenn sie mit Anwendung eines überzeugenden CSR-Konzeptes ein stabilisierendes positives Image bei ihren Stakeholdern gewinnen können, und wenn sich dieses in „belohnendem Handeln“ bei ihren direkten Wirtschaftspartnern niederschlägt. Dazu zählt vor allem eine positive Berücksichtigung von CSR bei der Nachfrage der Kunden, dem Anlageverhalten der Investoren und dem Arbeitsverhalten der Mitarbeitenden. Die Voraussetzung für derartige belohnende Effekte besteht darin, dass Kunden, Investoren und Mitarbeiter die Wertbasis des CSR-Konzeptes teilen, darüber hinreichend informiert sind und Vertrauen in seine Ernsthaftigkeit haben. Die Herstellung von Transparenz und Glaubwürdigkeit ist aber für die Unternehmen selbst im CSR-Bereich besonders schwierig, sodass für die Marktpartner oft Spreu vom Weizen nicht zu trennen ist und Verdächtigungen wie moralisches window-dressing oder greenwashing verbreitet sind.¹

Im Klartext: Übernahme von Verantwortung würde sich auf eigene Vorteilsnahme beschränken und damit „käuflich“ werden. Aus ethischer Perspektive wäre die Suche nach Win-Win-Situationen im Hinblick auf CSR also problematisch.

Eine Beobachtung der unternehmerischen CSR-Praxis zeigt jedoch zum Glück, dass viele Unternehmensleitungen bei der Entwicklung von Kulturen der Verantwortungsübernahme primär ethischen Grundüberzeugungen folgen und einen „humanen Mehrwert“ als Erfolg bewerten. Es gibt sie noch, die großen Unternehmerpersönlichkeiten, die ihre wirtschaftliche Stellung als Verpflichtung, aber auch als Chance begreifen, zur Lösung sozialer und ökologischer Probleme beizutragen.

Deutlich ist aber auch geworden, dass CSR als Unternehmenskonzept nur funktioniert, wenn ebenso die Bürger als Konsumenten, Arbeitnehmer oder Investoren verantwortlich handeln. Eine egoistische „Geiz ist geil“-Mentalität ist für die Entwicklung von CSR absolut kontraproduktiv.

¹ Besondere Bedeutung erlangen in diesem Dilemma Expertenurteile von glaubwürdigen Institutionen wie der Stiftung Warentest, die seit einigen Jahren in ausgewählten Produktbereichen ihrem Warentest einen CSR-Test der entsprechenden Anbieter hinzufügt und damit den Nachfragern eine solide Informationsbasis zur Verfügung stellt.

Freiwilligentätigkeit generiert „Mehrwert“ unterschiedlicher Art

Freiwilligentätigkeit – Zivilgesellschaft – Demokratie – Beispiele aus Ländern der EU | Doris Scheer und Stephanie Scholz

Der Europäische Rat hat am 27. November 2009 entschieden, das Jahr 2011 zum Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerschaft auszurufen. Dieser offizielle Titel verknüpft zwei Grundanliegen des europäischen Integrationsprojekts: Freiwilligentätigkeit und aktive Bürgerschaft. Unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Gegebenheiten in den Mitgliedstaaten der Europäischen Union versteht der Ratsbeschluss „Freiwilligentätigkeit“ als „jede Art der freiwilligen Tätigkeit, ob formell, nichtformell oder informell, die aus freiwilligem Willen, eigener Wahl und eigenem Antrieb von einer Person ausgeübt wird und nicht auf finanziellen Gewinn ausgerichtet ist.“ Die Freiwilligentätigkeit bietet der Gesellschaft einen Mehrwert und kommt der einzelnen Person, dem lokalen Gemeinwesen und der Gesellschaft insgesamt zugute. Laut Europäischem Rat stehen in der Regel menschliche, soziale, intergenerationelle oder umweltpolitische Belange und Bedürfnisse im Vordergrund. Freiwilligentätigkeit vollzieht sich in nicht gewinnorientierten Organisationen oder Bürgerinitiativen und generiert mit anderen Worten im Rahmen der Zivilgesellschaft soziales Kapital – ein nicht unerheblicher Faktor für den Zusammenhalt in der Europäischen Union. Freiwilligentätigkeit wird also nicht isoliert, sondern in zivilgesellschaftlichen Zusammenhängen ausgeübt, und somit richtet sich das Europäische Jahr 2011 indirekt auch an die Zivilgesellschaft, ihre Organisationen und Akteure.

Darüber hinaus betrachtet der Rat Freiwilligentätigkeit als „eine der wesentlichen Dimensionen der aktiven Bürgerschaft und der Demokratie“ und verweist auf europäische Werte wie Solidarität und Nicht-Diskriminierung, die Freiwilligentätigkeit kennzeichnen. Artikel 2 des Vertrags über die Europäische Union definiert die europäische Wertebasis, und die Verknüpfung mit aktiver Bürgerschaft und Demokratie stellt Freiwilligentätigkeit in einen politischen Kontext.

Die politische Dimension lässt sich an der Verwobenheit des Themas Freiwilligentätigkeit mit unterschiedlichen politischen Feldern festmachen. Verweise auf Freiwilligentätigkeit finden sich beispielsweise bei Diskursen über soziale Dienste, Lebenslanges Lernen, Anti-Diskriminierung, Gesundheit, Pflege, Demographischen Wandel, Mobilität und anderes. Was für die Verankerung in unterschiedlichen Politikfeldern gilt, trifft auch für europäische Förderprogramme zu. Neben der Möglichkeit, EU-Finanzmittel für das Europäische Jahr 2011 (8.000.000 Euro insgesamt für 2011, ein bis zwei „Flaggschiffprojekte“ pro Mitgliedstaat) zu akquirieren, können EU Förderprogramme wie „Jugend in Aktion“, „Europa für Bürger und Bürgerinnen“, „Grundtvig“, um die bekanntesten zu nennen, in Anspruch genommen werden. Denkbar ist auch die direkte Verknüpfung mit anderen Fördermöglichkeiten wie den Strukturfonds, zum Beispiel im Rahmen des ELER (Europäischer Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums), dem 7. Forschungsrahmenprogramm (Wissenschaft in der Gesellschaft) oder die indirekte Einbeziehung in den Europäischen Sozialfonds oder „LIFE+“ (Das Finanzierungsinstrument für die Umwelt). Unschwer lässt sich erkennen, dass Freiwilligentätigkeit nicht nur ein einmaliges exponiertes Jahresthema ist, sondern von den europäischen Institutionen kontinuierlich aufgerufen und bewegt wird.

Mit dem Europäischen Jahr 2011 verbindet der Europäische Rat insbesondere die Chance, Freiwilligentätigkeit stärker ins Bewusstsein zu rücken und Öffentlichkeit für das Thema herzustellen. Konkrete Zielsetzungen sind

- Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für Freiwilligentätigkeiten in der EU (bestehende rechtliche und administrative Hindernisse sollen beseitigt werden)
- Stärkung des Potenzials der Organisationen von Freiwilligentätigkeiten zur Verbesserung der Qualität (neue Arten von Freiwilligentätigkeiten sowie Vernetzung, Mobilität, Zusammenarbeit und Ausschöpfung von Synergien sollen unterstützt werden)
- Anerkennung von Freiwilligentätigkeiten (Anreize, damit Freiwillige ausgebildet und gefördert werden; erworbene Kenntnisse und Kompetenzen sollen von Arbeitgebern und formellen und informellen Bildungsinstitutionen anerkannt werden)



Doris Scheer, Diplom-Pädagogin, Referentin für Europäische Sozialpolitik beim Diakonischen Werk Schleswig-Holstein.



Dr. Stephanie Scholz, Juristin, im Diakonischen Werk der EKD als Referentin für Europapolitik und Europarecht tätig.

- Sensibilisierung für den Wert und die Bedeutung von Freiwilligentätigkeit (verstärkte Bürgerbeteiligung, verbesserter sozialer Zusammenhalt)

Der Europäische Rat hält fest, dass das Potenzial der Freiwilligentätigkeit längst nicht ausgeschöpft ist und dass die Vielfalt von Freiwilligentätigkeiten zu erhalten und weiter zu entwickeln ist.

Betrachtet man die Mitgliedstaaten im Einzelnen, so unterscheidet sich die Arbeit von und mit Freiwilligen besonders aufgrund kulturell bedingter Unterschiede und den daraus folgenden Rahmenbedingungen. So gibt es traditionell stark auf Freiwilliges Engagement eingerichtete Länder – wie etwa Schweden, Irland, Großbritannien und die Niederlande, und solche, die die Engagement-Kultur (noch) nicht kennen, wie Rumänien, Lettland, Litauen, Bulgarien und Griechenland. In zahlreichen europäischen Ländern brachte die Krise des Wohlfahrtsstaates gezwungenermaßen mehr Freiwilligentätigkeit mit sich, da sich der Staat (besonders in Großbritannien und Dänemark in den 1980er Jahren) aus seinen sozialen Pflichten zurückzog. Es zeigt sich, dass Freiwilligenorganisationen oder -tätigkeiten in den Ländern stärker ausgeprägt sind, in denen eine große wirtschaftliche Produktivität und eine demokratische politische und institutionelle Tradition vorherrschen. Dahingegen finden sich in den früheren kommunistischen Staaten kaum Freiwilligenstrukturen und eine geringe Partizipation von Freiwilligen am gesellschaftlichen Leben. Dies resultiert daraus, dass die meisten Freiwilligenorganisationen verboten und die verbleibenden verstaatlicht und der Partei untergeordnet wurden. Da die Menschen in dieser Zeit häufig gezwungenermaßen in solchen „Freiwilligenorganisationen“ oder „Brigaden“ tätig waren, kehrt sich ihre Haltung auch heute noch nicht spürbar um. Was das Engagement in sozialen Organisationen betrifft, so sind die mittel- und osteuropäischen Bürgerinnen und Bürger auch deshalb noch immer

relativ zurückhaltend, da man in diesen Ländern vor allem den Staat für soziale Aufgaben verantwortlich macht.

Man muss aber auch sehen, dass in wirtschaftlich schwachen Ländern, nicht zuletzt Rumänien und Bulgarien, der alltägliche Kampf um das häufig nicht einmal ausreichende Einkommen die meisten Menschen daran hindert, zusätzliche Zeit für Freiwilliges Engagement aufzubringen. Diese Zeit ist einfach nicht da.

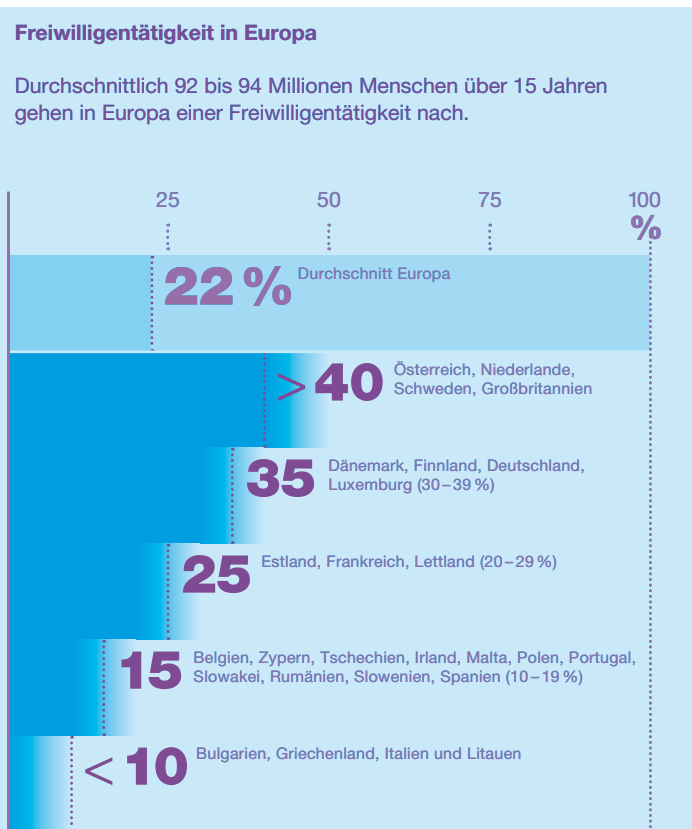
In manchen EU-Ländern ist die Freiwilligentätigkeit gesetzlich definiert, dann finden sich in der Regel die folgenden Punkte:

- Freier Wille des einzelnen
- Findet statt innerhalb einer nicht-gewinnorientierten oder Nichtregierungsorganisation
- Hat keinen professionellen Charakter
- Ist nicht bezahlt
- Wird zugunsten der Gemeinschaft oder eines Dritten ausgeübt

Betrachtet man die Zahlen der Menschen über 15 Jahren, die einer Freiwilligentätigkeit nachgehen, so kommt man auf 92 bis 94 Millionen, das sind 22 bis 23 Prozent aller Europäerinnen und Europäer dieses Alters. Die Verteilung der Freiwilligenquoten zwischen den EU-Staaten sieht folgendermaßen aus: **in Österreich, den Niederlanden, Schweden, Großbritannien sind mehr als 40 Prozent der Erwachsenen freiwillig tätig, in Dänemark, Finnland, Deutschland und Luxemburg 30 bis 39 Prozent, in Estland, Frankreich, Lettland 20 bis 29 Prozent, in Belgien, Zypern, Tschechien, Irland, Malta, Polen, Portugal, Slowakei, Rumänien, Slowenien und Spanien 10 bis 19 Prozent und in Bulgarien, Griechenland, Italien und Litauen weniger als zehn Prozent der erwachsenen Bevölkerung.**

Der niedrige Anteil in Griechenland und Italien erklärt sich vor allem daraus, dass nur sogenannte reguläre Freiwillige innerhalb von Freiwilligenorganisationen gezählt wurden und diese in beiden Ländern nur dünn gesät sind. Innerhalb der letzten zehn Jahre zeichnet sich insgesamt ein Aufwärtstrend zu mehr Freiwilligem Engagement ab. Gründe dafür sind zum Beispiel ein gestiegenes Bewusstsein für soziale und ökologische Anliegen, in jüngerer Zeit angestiegene öffentliche Förderung von Freiwilligentätigkeit, Anstieg der Freiwilligenorganisationen, mehr Freiwillige, die in der Daseinsvorsorge gebraucht werden, mehr Ältere in der Freiwilligentätigkeit sowie ein verändertes Ansehen der Freiwilligentätigkeit, besonders in den neuen Mitgliedstaaten.

Europaweit haben die Freiwilligen mit ähnlichen Herausforderungen zu tun, die sich in etwa so zusammenfassen lassen: **Wie kann Freiwilligentätigkeit von anderen regulierten Beziehungen unterschieden werden? Hier geht es darum, dass die Rolle der Freiwilligen zur Arbeit der bezahlten Mitarbeitenden komplementär oder mit einem Mehrwert versehen sein, nicht jedoch bezahltes Personal ersetzen soll. Wie kann Freiwilligen ein Anspruch auf Erstattung ihrer Auslagen gesichert werden? Wie können Freiwillige während ihrer Tätigkeit geschützt werden, zum Beispiel durch eine Versicherung? Wie können negative Auswirkungen von Freiwilligentätigkeiten auf Arbeitslosenunterstützung und andere Sozialleistungen verhindert werden? Wie können Freiwilligentätigkeiten besser anerkannt werden, auch im Hinblick auf berufsrelevante Erfahrungen? Wie können internationale Freiwilligentätigkeiten eher ermöglicht werden?**



Das Europäische Jahr der Freiwilligentätigkeit

Die Perspektive von Eurodiaconia | Heather Roy und Catherine Story

Eurodiaconia ist ein Zusammenschluss von Organisationen, Institutionen und Kirchen, die ausgehend von einer christlichen Wertebasis Sozial- und Gesundheitsdienstleistungen anbieten. Unsere Arbeit konzentriert sich auf drei Hauptbereiche: Die Weiterentwicklung unserer praktischen Arbeit, die Interessenvertretung und die theologische Reflexion der Diakonie.

Mehr als 500.000 Menschen arbeiten ehrenamtlich in der Diakonie, und wir sind davon überzeugt, dass die Freiwilligenarbeit einen entscheidenden Beitrag zu der Einbeziehung und Integration von Menschen leistet, die am Rande der Gesellschaft stehen. Eurodiaconia sieht im „Europäischen Jahr der Freiwilligenarbeit“ eine wichtige Chance, den Zusammenhang von Freiwilligenarbeit und sozialer Integration in den Vordergrund zu rücken. Zu diesem Zweck werden wir 2011 eine Reihe von Veranstaltungen und Aktionen organisieren, sowohl politischer als auch praktischer Art.

So wird es eine Publikation zum Thema „Die Lage der Freiwilligenarbeit in der Diakonie“ geben, die auf Erhebungen zu den ehrenamtlichen Aktivitäten unserer Mitglieder basiert. Ziel der Publikation ist es, die Arbeit der Ehrenamtlichen in der Diakonie gebührend zu würdigen und ein Dokument zu schaffen, mit dessen Hilfe unsere Mitglieder gute Ideen und Vorgehensweisen austauschen können.

Zweitens veranstalten wir gemeinsam mit dem EDYN (Ecumenical Diaconal Year Network) ein Seminar, das zur Professionalisierung bei der Planung ehrenamtlicher Projekte beitragen soll, die die soziale Eingliederung fördern.

Und drittens gibt es den Eurodiaconia Award 2011, der sich auf Projekte konzentriert, deren Fokus Freiwilligenarbeit und soziale Eingliederung ist.

Im Frühjahr werden wir im Rahmen einer Tagung über juristische Hürden diskutieren, die sich Ehrenamtlichen insbesondere in Deutschland bieten. Dazu erwarten wir Delegierte von unseren Mitgliedern vom Diakonischen Werk der EKD und Vertreter der EU-Institutionen. Und nicht zuletzt wollen wir unseren Mitgliedern Möglichkeiten

bieten, ihren ehrenamtlichen Mitarbeitern für ihr Engagement in der diakonischen Arbeit zu danken, und unseren Mitgliedern regelmäßige Informationen darüber zukommen lassen, wie sie an diesem Jahr teilhaben können.

Die politischen Ziele, die wir verfolgen, lauten: Die EU soll der Freiwilligenarbeit in ihrer Europapolitik einen wichtigen Stellenwert einräumen, indem sie Strategien zur Förderung, Anerkennung und Unterstützung von ehrenamtlichen Aktivitäten in Europa entwickelt und diese in einem „White Paper“ darlegt. Wir wünschen uns außerdem, dass die offene Methode der Koordinierung für stetigen Austausch und Benchmarking verwendet wird, so dass die nationalen Regierungen ihre Maßnahmen miteinander vergleichen und Erfahrungen bei der Förderung von pro-ehrenamtlicher Politik austauschen können. Juristische Aspekte müssen geklärt werden, damit alle Menschen, unabhängig von ihrem sozialen oder juristischen Status, bei ihrer ehrenamtlichen Arbeit die gleichen sozialen Rechte genießen wie in einem Angestelltenverhältnis.

Eurodiaconia ist Mitglied der Executive Group der Allianz EYV2011 (www.eyv2011.eu), einem inoffiziellen Zusammenschluss der wichtigsten europäischen NRO-Netzwerke. Diese haben sich dazu verpflichtet, bei der Förderung, Interessenvertretung, Organisation und Durchführung des EYV2011 zusammenzuarbeiten.

Wenn Sie mehr über die Arbeit von Eurodiaconia zum Thema Freiwilligenarbeit erfahren oder einen Beitrag zu unserer Arbeit leisten möchten, wenden Sie sich bitte an unser Sekretariat (catherine.storry@eurodiaconia.org) oder besuchen Sie unsere Website www.eurodiaconia.org/volunteering (auf Englisch).



Heather Roy ist Generalsekretärin von Eurodiaconia. Sie ist britischer Herkunft und vertritt die europaweite Diakonie gegenüber europäischen Institutionen in Brüssel.

Catherine Story ist bei Eurodiaconia verantwortlich für Strategiefragen und Ansprechpartnerin für Mitglieder; Schwerpunkt: Freiwilligentätigkeit.



„Sobald ich in Rente bin ...“ – ein Blick auf Deutschland aus den Niederlanden

| Angelika Münz und Henk Kinds

„Sobald ich in Rente bin, ziehe ich nach Holland, dort ist alles unkomplizierter!“ Diese Aussage ist eine der Rückmeldungen von deutschen Teilnehmern, die im Jahr 2010 an einer Studienreise in die Niederlande teilgenommen haben und sie symbolisiert die Erfah-

rungen deutscher Kollegen während dieser Reisen. Häufig zeigt man sich beeindruckt von „der offensichtlichen Selbstverständlichkeit der Freiwilligenarbeit, der Bandbreite der Einsatzmöglichkeiten und der professionellen Organisation des freiwilligen Engagements.“

Meine Kollegin Angelika Münz und ich von Community Partnership Consultants (CPC) haben seit insgesamt zwanzig Jahren Dutzende von Referaten und Workshops gehalten, die sich unter anderem mit der Frage nach Übereinstimmungen und Unterschieden zwischen den Nachbarn beschäftigen. Jährlich veranstalten wir Studienreisen zu spezifischen Aspekten des bürgerschaftlichen Engagements, zum Beispiel für Kolleginnen und Kollegen des Diakonischen Werkes der EKD. Die rege Nachfrage rührt aus der Tatsache, dass in den letzten Jahrzehnten bürgerschaftliches Engagement in Deutschland ähnlich wie in den Niederlanden zu einem bedeutsamen politischen Thema wurde – mit einer eigenen Terminologie, mit Unterstützungsstrukturen, Politikprogrammen und entsprechender Projektförderung. In beiden Ländern haben Politik und Verwaltung mittlerweile erkannt, dass das unentgeltliche Engagement aktiver Bürgerinnen und Bürger von großer gesellschaftlicher Bedeutung ist und eine sowohl stabilisierende als auch innovative Rolle im Sozialstaat einnehmen kann.

Einerseits scheinen mittlerweile die Übereinstimmungen zwischen den Ländern zu überwiegen, da eine Reihe von gesellschaftlichen Entwicklungen, die der Ausdifferenzierung des bürgerschaftlichen Engagements zugrunde liegen, parallel verlaufen: Dazu zählen ein steigendes Ausbildungsniveau, stetige Individualisierung und Notwendigkeit sozialer Integration sowie

das sich ändernde (Selbst-)Verständnis von bezahlter Arbeit. Andererseits bleiben in der Art der Ausdifferenzierung des Bürgerengagements weiterhin Differenzen zwischen den Ländern erkennbar, die mit unterschiedlichen sozialpolitischen Faktoren und kulturellen Traditionen des Bürgerengagements zu tun haben. So ist in den Niederlanden Bürgerengagement stärker als in Deutschland ein eigenes Politikfeld, die einzelnen Komponenten der Unterstützungsstruktur sind stärker miteinander verzahnt und verdichtet und die historisch gewachsene Verknüpfung mit Gemeinwesenarbeit und Förderung demokratischer Beteiligung hat ältere Wurzeln. In Deutschland dagegen gehört zum freiwilligen Engagement eine jahrzehntelang gewachsene Tradition der Freiwilligendienste. Diese wurden in den zurückliegenden Jahren durch Modellprogramme in Struktur und Inhalt weiterentwickelt und -gefördert, und es gibt für sie in den Niederlanden kein Äquivalent. Mit dem Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit haben wir nun die Chance, uns noch intensiver als bisher über die jeweils eigenen Traditionen und Entwicklungen auszutauschen, voneinander zu lernen, und uns gegenseitig zu ermutigen – auf dass wir am Ende des Jahres, wie unsere Studienreisenden sagen können: „Danke für mehr Mut“.

www.community-partnership.net

www.aktion-zusammen-wachsen.de



Henk Kinds, 1950 in den Niederlanden geboren, ist diplomierte Gemeinwesenarbeitskraft und hat 1994 Community Partnership Consultants (CPC) gegründet.

Angelika Münz ist freie Mitarbeiterin bei CPC mit dem Schwerpunkt internationaler Wissenstransfer zu bürgerschaftlichem Engagement. CPC ist ein internationales Beratungsbüro mit Sitz in Deventer (NL). Der Schwerpunkt liegt im Bereich Trends im bürgerschaftlichen Engagement und Partnerschaften zwischen dem Profit- und dem Non-Profitsektor (corporate citizenship & corporate volunteering).



Freiwilligendienste – aus Erfahrung gut

Die Erfolgsgeschichte Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) und der Bundesfreiwilligendienst (BFD) | Rainer Hub und Martin Schulze

FSJ – unsere Erfindung

Das FSJ entstand im Jahr 1954 in der Diakonie Neuendettelsau: „Wagt ein Jahr Eures Lebens für die Diakonie“. Das Programm wurde schnell von anderen Landeskirchen und Diakonischen Werken aufgegriffen sowie auch von katholischer Kirche und nichtkirchlichen Wohlfahrtsverbänden übernommen. Es wurde zu einer einzigartigen Erfolgsgeschichte.

Im evangelisch-diakonischen Bereich wird es seit langem in bewährter Kooperation von Diakonie Bundesverband und der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend sowie zahlreichen evangelischen Trägern verantwortet und durchgeführt.¹ Beide sehen auch mit Blick auf den Text von Martin Luther „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ in den

Freiwilligendiensten ein wichtiges Element ihrer Arbeit².

Seit 1964 gibt es ein entsprechendes Gesetz. Waren es anfangs nur wenige Freiwillige, so ist die Nachfrage insbesondere in den letzten Jahren auf jährlich fast 40.000 (circa 7.000 davon im evangelischen Bereich) junge Menschen enorm angestiegen.

FSJ – eine Win-Win-Situation

Alle Beteiligten profitieren von einem FSJ. Voraussetzung für ein Gelingen dieses „Win-Win“ ist allerdings, dass es nicht darum geht, billige Arbeitskräfte zu gewinnen und Personallücken zu füllen.

Die Freiwilligen erweitern darin ihre sozialen und persönlichen Kompetenzen, sie können sich ausprobieren, ihre Fähig-

keiten und Grenzen kennenlernen. Meist entwickeln sie neue Perspektiven für ihren weiteren Lebensweg.

Die Klienten profitieren von zusätzlichen Angeboten, dem Engagement und dem frischen Wind, den die Freiwilligen in die Einrichtungen bringen.

Die Einsatzstellen können ihre Angebote erweitern, da die Freiwilligen Zeit für Dinge haben, die ansonsten nicht zu leisten wären. Mit ihren unterschiedlichen Fähigkeiten bringen sie neue Impulse und sind somit eine enorme Bereicherung. Sie sind zugleich auch eine Herausforderung für die Einrichtung, weil sie zum Teil Arbeitsweisen und Strukturen mit ihrem Blick von außen auch kritisch hinterfragen.

Kirche und Diakonie profitieren vom Freiwilligen Sozialen Jahr, in dem junge Menschen zu einem Zeitpunkt ihres Lebens an Arbeitsfelder herangeführt werden, wo kirchliche Bezüge sonst häufig aus dem Blick geraten. Auch kommen sie oft zum ersten Mal mit kirchlich-diakonischer Arbeit in Berührung. Eine beträchtliche Anzahl von ihnen entscheidet sich nach dem FSJ für eine Ausbildung oder ein Studium im sozialen und/oder kirchlichen Bereich; nicht wenige bleiben danach als Freiwillig Engagierte tätig.³

FSJ als Bildungs- und Orientierungsprogramm

Wichtige Elemente eines attraktiven Angebots und für die Erfolgsgeschichte FSJ sind neben dem Trägerprinzip die pädagogische Begleitung und seine – im Gegensatz zur Schule – praxisorientierte Erfahrung in der Arbeitswelt. Durch das Dreiecksverhältnis Freiwilliger, Einsatzstelle und Träger gibt es für Freiwillige und Einsatzstelle eine dritte sehr bewährte Instanz, die am erfolgreichen Ablauf eines FSJ mitwirkt. Dabei stellt die pädagogische Begleitung einen besonderen Stellenwert dar. Sie setzt sich aus der fachlichen und individuellen Begleitung in der Einsatzstelle, den 25 Seminartagen sowie der individuellen Begleitung durch den Träger zusammen. Alle zusammen gewährleisten, dass die Freiwilligen immer Ansprechpartner für das haben, was sie in ihrer Arbeit oder in ihren aktuellen Lebensfragen bewegt, Menschen, die wichtige Fragen mit ihnen reflektieren. Konflikten und Überforderungssituationen kann so wirkungsvoll begegnet werden.

Entwicklungen, Motivationen und aktuelle Trends

War das FSJ früher vor allem ein Orientierungsjahr für junge Frauen überwiegend mit Abitur, so hat sich das Bild heute stärker ausdifferenziert. Der Anteil junger Menschen mit anderen Bildungsabschlüssen ist mittlerweile deutlich gestiegen; junge Männer stellen inzwischen circa ein Drittel der Teilnehmenden (nicht nur aufgrund der seit 2002 bestehenden Möglichkeit, ein

FSJ statt des Zivildienstes abzuleisten). Die evangelische Trägergruppe versteht das FSJ als Bildungsjahr für alle und richtet ihr Angebot daran aus.

Die Motivation der Freiwilligen ist dabei sehr unterschiedlich und vielfältig. Sie lässt sich am besten mit dem Slogan „Für mich und für andere“ beschreiben. Neben dem Einsatz für andere Menschen haben die Freiwilligen die Möglichkeit, sich auszuprobieren und ihre sozialen und persönlichen Kompetenzen kennenzulernen und zu erweitern.

Orientiert am Erfolgskonzept Jugendfreiwilligendienste hat dabei die Programmvierfalt, auch in der evangelischen Trägergruppe, zugenommen. FSJ, FÖJ (Freiwilliges Ökologisches Jahr), Diakonisches Jahr im Ausland (DJiA), Europäischer Freiwilligendienst, Weltwärts, Kulturweit oder andere unregelmäßige (Friedens-) Dienste im Ausland – alle Programme belegen das große Potenzial der Freiwilligendienste. Diese bekommen nun einen neuen Schub.

Letzter Schritt des Paradigmenwechsels von der Pflicht zur Freiwilligkeit

Pünktlich zum „Europäischen Jahr der Freiwilligentätigkeit zur Förderung der aktiven Bürgerschaft 2011“ ist die Aussetzung von Wehrpflicht und Zivildienst quasi beschlossene Sache.⁴

Aufgrund des seit vielen Jahren hohen gesellschaftlichen Ansehens des Zivildienstes und der sehr positiven Erfahrungen in den Freiwilligendiensten – was insbesondere auf das hohe Engagement der jungen Menschen in beiden Diensten zurückzuführen ist –, lag es nahe, eine Kompensation in den Freiwilligendiensten zu suchen.

Es ist davon auszugehen, dass es im Zusammenwirken von politischen und zivilgesellschaftlichen Akteuren mit jugend-, engagement- und sozialpolitischer Perspektive gelungen ist, freiwerdende Haushaltsmittel aus dem Zivildienst in Höhe von mehr als 300 Millionen Euro für den Bundesfreiwilligendienst (BFD, voraussichtlich ab 1. Juli 2011) und den seit langem geforderten Ausbau der bewährten Jugendfreiwilligendienste zu binden.

Somit werden die Voraussetzungen für einen massiven Ausbau der Freiwilligendienste geschaffen.

Freiwilliges Soziales Jahr und Bundesfreiwilligendienst: Situation, Fragen und Aufgaben

Inhaltlich und strukturell sollen das FSJ und der BFD eng miteinander verknüpft werden und weitestgehend von den gleichen Akteuren durchgeführt und begleitet werden. Da bereits im Sommer 2011 die ersten Freiwilligen im Bundesfreiwilligendienst

Martin Schulze, ist Geschäftsführer Evangelische Freiwilligendienste für junge Menschen (seit 2004), eine gGmbH des Diakonischen Werkes der EKD und der Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend in Deutschland e. V. .



Rainer Hub, Sozial- und Diakoniewissenschaftler, ist seit 1992 für die Diakonie – seit 2005 beim Bundesverband – tätig, Arbeitsfeld: Zivildienst. Freiwillig engagiert in den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit, Jugend, Politik, Sport und Stiftungswesen.



eingesetzt werden sollen, müssen die Weichen hierfür sehr kurzfristig gestellt werden.

Neben der Klärung struktureller und organisatorischer Rahmenbedingungen müssen insbesondere Antworten auf folgende Fragen gefunden werden:

Welches Profil von Einsatzplätzen benötigen wir, um für Freiwillige attraktiv zu sein?

Wie müssen wir unsere Öffentlichkeitsarbeit gestalten, um potenzielle Zielgruppen besser zu erreichen?

Wie könnten Konzepte im BFD aussehen, um auch Menschen über 27 für einen solchen Dienst zu gewinnen (was in den Jugendfreiwilligendiensten nicht möglich ist)?

Ausbau der Freiwilligendienste – Chance und Herausforderung

All das Dargestellte heißt: Freiwilligendienste einschließlich des BFD sind zum Erfolg „verpflichtet“. Sie stehen mit der Verschränkung von FSJ, FÖJ und BFD und der notwendigen

Gewinnung von deutlich mehr Freiwilligen vor der größten Herausforderung seit ihrem Bestehen. Zugleich ist dies auch eine Chance, wie es sie auf absehbare Zeit nicht noch einmal geben wird!

Gut begleitete Freiwilligendienste sind mit Blick auf demographische Veränderungen eine hervorragende Möglichkeit, um Menschen an soziale Arbeitsfelder in Kirche und Diakonie heranzuführen.

Insgesamt ist darauf zu achten, dass die Freiwilligendienste weiterhin in einem guten subsidiären Zusammenspiel zwischen Staat und Zivilgesellschaft gestaltet werden.

Die evangelischen Träger der Freiwilligendienste und des Zivildienstes stellen sich diesen neuen Herausforderungen und sehen eine große Chance, ein neues Kapitel im Erfolgsprogramm der Freiwilligendienste aufzuschlagen.

Für weitere Informationen siehe auch:

www.ev-freiwilligendienste.de und

www.diakonie.de/zivildienst-fsj-und-engagement-207.htm

¹ Evangelische Freiwilligendienste für junge Menschen: Freiwilliges Soziales Jahr – Zukunftsprogramm FSJ, Hannover 2006.

² Vgl. dazu u. a.: EKD-Texte Nr. 84, „Freiheit und Dienst“ und DWEKD: „Freiwilliges Engagement in Kirche und Diakonie“, Hannover und Stuttgart, Beide 2006.

³ Diakonie Bundesverband: Das Freiwillige Soziale Jahr (FSJ) und sein Beitrag zur Personalgewinnung. Diakonie Texte/Positionspapier/Stuttgart 2010.

⁴ Nach Verfassung und Gesetz geht es um die politische Entscheidung über die Wehrpflicht. Für den Zivildienst gilt nachrangig das Gleiche.

Ich bin so frei – Ideenreichtum und Innovation durch Freiwilliges Engagement

| Uwe Schwarzer

Innovationen – so meint man landläufig – sind immer das Ergebnis von Aktivitäten von Profis! Dies stimmt oft schon nicht in Bereichen wie Wirtschaft und Technik – sonst gäbe es nicht so viele sogenannte Tüftler bei den Patentanmeldungen.

Innovationen im Sozialbereich jedoch entstehen ganz häufig durch Menschen, die sich freiwillig beziehungsweise ehrenamtlich engagieren. Dies hat mit den besonderen Rahmenbedingungen sozialer Arbeit zu tun: Da Menschen, die soziale Hilfe benötigen, oft gar nicht die materiellen Mittel besitzen, um soziale Dienstleistungen selbst einzukaufen, existiert ein breites Netz an Dienstleistungen auf Basis der Finanzierung durch die Sozialgesetze. Die den vielfältigsten Sparzwängen ausgesetzten Kommunen schaffen es oft nicht, eine adäquate quartiersnahe soziale Infrastruktur aufrecht zu erhalten.

Und eher selten gelingt es Wohlfahrtsverbänden wie der Diakonie, sozialpolitisch die sogenannten weißen Flecken der Versorgung zu füllen, wie ehemals bei der Berücksichtigung der Hospiz-Idee im Sozialgesetzbuch V. Dies hat zwei wesentliche Konsequenzen: Es besteht die Gefahr, Freiwillige im Rahmen der sozialen Arbeit immer wieder als Lückenbüßer einzusetzen – unter Missachtung des Kriteriums der besonderen Qualität und der „Zusätzlichkeit“ freiwilliger Arbeit. Und für Ansätze, die sich in der praktischen sozialen Arbeit innovativ an unterschiedlichen Lebenslagen orientieren, fehlt eine Finanzierungsbasis. An dieser Stelle schlägt die Stunde der Freiwilligen, der Ehren-

amtlichen. Sie sind nicht eingebunden in sozialpolitische Vorgaben, Finanzierungsgrundlagen, Stellenpläne und die Tradition von Methoden in der Sozialarbeit. Das macht sie frei, mit offenem Blick Defizite in der sozialen Situation von Menschen zu entdecken, innovative Lösungsansätze zu entwickeln und pragmatisch umzusetzen.

Zwei Instrumente auf Bundesebene nehmen für sich in Anspruch, innovatives Handeln in besonderer Weise zu fördern und auszuzeichnen und sie rücken im „Jahr der Freiwilligkeit“ besonders in den Focus: Die Bundesstiftung Diakonie und der Sozialpreis innovatio.

Bundesstiftung Diakonie

„Haltestelle Diakonie“ hieß das erste Förderprojekt der Bundesstiftung Diakonie im Jahr 2009. Das Projekt unterstützt und aktiviert in Berlin und Brandenburg Menschen mit Demenz. Die Stiftung hat das Projekt ausgewählt, weil hier zum ersten Mal Ehrenamtliche in der Arbeit mit demenzkranken Menschen eingesetzt werden. Lothar Späth überreichte dem Projekt „Haltestelle Diakonie“ in Berlin 12.000 Euro aus Mitteln der Bundesstiftung. Dieses Projekt besteht seit dem Jahr 2004 – mittlerweile haben sich in Berlin 20 solcher Haltestellen-Projekte etabliert, in Brandenburg gibt es an 13 Standorten Betreuungsangebote für Menschen mit Demenz. Alle haben zum Ziel, die Fähigkeiten der betreuten Menschen mit Demenz zu aktivieren und zu erhalten, ihre Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen und die pflegenden Angehörigen zu entlasten. Allein an den Berliner

Standorten wurden im Jahr 2010 etwa 16.000 Betreuungsstunden geleistet. Für die Haltestelle Diakonie sind 30 Hauptamtliche und 450 Freiwillige tätig.

Die Bundesstiftung Diakonie verfolgt den Zweck der Initiierung und Begleitung innovativer Projekte, Prozesse und Angebote diakonischer Verbände und Einrichtungen im Bereich der Kranken-, Alten-, Behinderten-, Jugend- und Familienhilfe, der Integrations- und Migrationsarbeit, der Hilfe für Personen in besonderen sozialen Situationen. Gerade weil im Rahmen der Regelfinanzierung sozialer Arbeit Innovationen oft nicht finanzierbar sind, benötigen solche Projekte finanzielle Unterstützung.

Sozialpreis innovatio

Beim Sozialpreis innovatio, der alle zwei Jahre vergeben wird, arbeiten Diakonie, Caritas und weitere Partner zusammen. Ausgezeichnet werden die innovativsten Sozialprojekte, die sich drängender Probleme in Deutschland annehmen und zukunftsweisende nachhaltige Handlungsperspektiven eröffnen.

Innovative Ideen entstehen oft in der fruchtbaren Zusammenarbeit von Freiwilligen und Hauptberuflichen. Ein Kriterienkatalog beschreibt, wie sich innovatives Handeln von der „normalen“ sozialen Arbeit unterscheidet und ist zugleich Orientierungsmaßstab für die Juroren, wenn es um die Bestimmung der Preisträger geht. Positiv bewertet wird unter anderem, wenn Projekte neue soziale Problemlagen, neue Betroffenen- und Zielgruppen, neue Methoden und Instrumente sozialer Arbeit sowie neue Wege der Finanzierung ausmachen und auf Nachhaltigkeit und

Wirkungsorientierung achten. Seit 1999 wurden über 60 innovative Projekte ausgezeichnet. Viele Projektideen wurden von anderen Trägern der sozialen Arbeit aufgegriffen, kopiert und weiterentwickelt, was in diesem Fall ausdrücklich erwünscht ist¹. Dazu zählten Projekte wie Servicebüros für Ehrenamtliche in der stationären Altenhilfe, Design- und Integrationsprojekte für Behinderte, die Berufsbefähigung für Kinder ab 10 Jahren in besonderen sozialen Brennpunkten und vieles mehr. Den Wohlfahrtsverbänden kommt bei Initiierung, Begleitung und durchaus auch der finanziellen Förderung innovativer Projekte eine hohe Bedeutung zu.

¹ Uwe Schwarzer: Innovationen – Neues wagen als Markenzeichen freier Wohlfahrtspflege in: Sozialwirtschaft 1/2009 Seite 19 f..



Uwe Schwarzer, Stabsstelle Strategisches Management im Präsidialbereich des Diakonie Bundesverbandes, ist Sozial- und Verwaltungswissenschaftler, EQA-Assessor und TQM-Systemauditor. Er war in verschiedenen Einrichtungen der Diakonie sowie in weiteren Arbeitsfeldern tätig. Im Bundesverband der Diakonie initiierte er das Diakonische Institut für Qualitätsentwicklung und leitete dies über mehrere Jahre hinweg.

Eine ganz andere Welt Beim Blickwechsel ins Soziale machen Führungskräfte Erfahrungen, die unter die Haut gehen

| Wolfram Keppler

Blickwechsel – dahinter verbirgt sich mehr als der Blick auf die andere Seite des Lebens. Führungskräfte aus der Wirtschaft lassen sich mit Hilfe der gemeinnützigen Agentur Mehrwert für ein paar Tage in soziale Einrichtungen versetzen. Dabei machen sie Erfahrungen, die verunsichern, bereichern, unter die Haut gehen sowie Werthaltungen und das Führungsverhalten verändern. Mit Hermann Braun und Jürgen Peters haben wir zwei von ihnen bei ihrem persönlichen Blickwechsel begleitet.

Hermann Braun zieht die Stirn in Falten. Was er an diesem Morgen erlebt, macht den Abteilungsdirektor der Kreissparkasse Waiblingen nachdenklich und betroffen. Gemeinsam mit dem Sozialpädagogen Gerhard Gogel wirft er einen Blick ins muffige Zimmer von Marc. Der junge Mann, der irgendwo zwischen Psychiatrie und Leben auf der Straße pendelt, hat es wieder nicht geschafft, aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Wieder

eine Chance verpasst. Wieder den Kopf zu voll vom letzten Alkoholexzess. Wieder nichts. „Ich danke Gott, dass das bei meinen eigenen Kindern an mir vorüber gegangen ist“, bekennt der 58-jährige Banker.

Eine Woche lang arbeitet er im Johannes Falk Haus in Stuttgart mit, einer Einrichtung für junge Wohnungslose. Kein leichtes Praktikum, das sich Braun da ausgesucht hat. Fast gar nichts ist planbar. Es kann den ganzen Tag ruhig sein, aber am nächsten Tag sind zwei Türen eingeschlagen und die Polizei war da. Genau das wollte der Banker Braun einmal ausprobieren, einen tiefen Einblick in die Gesellschaft bekommen, an einem Ort, an dem nichts beschönigt wird. An einem Ort, der so ganz anders ist als die Sparkasse mit ihren planbaren Abläufen und der Sicherheit, die sie bietet.

Zu lernen gibt es für den Manager jede Menge. Ob beim morgendlichen Wecken, bei der Gerichtsverhandlung oder beim Gespräch zwischen Tür und Angel. So hat er im Umgang mit den jungen Menschen gemerkt, „dass immer mehr Druck ausüben nur begrenzt erfolgreich ist.“ Ganz anders in der Sparkasse, wo er als Führungskraft mit seinen Mitarbeitenden Vereinbarungen schließt und im Ausnahmefall auch bis zur Abmahnung geht. „Wenn ich hier so operieren würde wie im Büro, würde ich gegen eine Wand laufen“, ist ihm klar geworden. Beindruckt hat den Familienvater, wie die Sozialarbeiter trotz aller Probleme immer wieder versuchen, das Positive zu sehen und zu verstärken. Etwas, das er sich auch für seinen Alltag als Führungskraft fest vorgenommen hat. Neu war für ihn der Umgang mit Menschen, die psychische Probleme haben. Als er davon im Führungszirkel seines Kreditinstituts berichtet, öffnet

ihm ein Kollege die Augen: Auch in der Sparkasse gebe es Mitarbeiter mit psychischen Problemen. „Auch bei uns muss ich Rückschläge einkalkulieren“, ist ihm klar geworden.

Zurück beim morgendlichen Rundgang durch muffige Gänge mit grauen Fliesen und Klamotten auf dem Boden. Eine Tür ist mit Kreppband zugeklebt, mit dem Kommentar „no entry für Jürgen“. „Das war eine Strafaktion“, erklärt Gogel. „Man darf die Dinge nicht so nah an sich rankommen lassen“, hat Braun gemerkt. Es ziehe einem „schon mehrfach die Socken aus“, wenn man das so alles höre. Neben Gewalt und Hoffnungslosigkeit gibt es aber auch Menschen wie Chris, der einen Ein-Euro-Job macht, von einer Ehrenamtlichen Nachhilfe bekommt und sich gut entwickelt. Nur schade, dass er heute wieder nicht aufgestanden ist, um zur Schule zu gehen. Im Flur trifft der Banker einen jungen Mann mit Irokesen-Schnitt. Nervös zieht dieser an seiner Zigarette, läuft unschlüssig hin und her,

die Augen auf den Boden gerichtet. Wieder versucht Hermann Braun, ein Gespräch zu beginnen. Doch das ist hier so unendlich viel schwerer als an seiner Arbeitsstelle, die er selbst als eine „ganz andere Welt“ bezeichnet. Dennoch will er die Erfahrung nicht missen: „Ich bin ausgesprochen dankbar, dass ich hier sein kann“, betont er. „So etwas würde ich sonst nie erleben.“

www.agentur-mehrwert.de



Wolfram Keppler ist Mitarbeiter der gemeinnützigen Agentur mehrwert und freier Journalist. Bei mehrwert ist der Diplom-Pädagoge verantwortlich für die Bereiche Öffentlichkeitsarbeit und Corporate Citizenship.

Im Gespräch

„Begegnungen mit alten Menschen sind prägend für das ganze Leben“

Herr Peters, Sie haben einige Tage in einem Alten- und Pflegeheim in Heilbronn mitgearbeitet. Was reizt einen aus der Industrie, sich eine Woche lang um alte Menschen zu kümmern?

Jürgen Peters (JP): Als Führungskraft bei der Firma Bosch hat mich der Blickwechsel sehr angesprochen. Ich habe diese Chance, in eine andere Organisation zu gehen, in der der Mensch im Mittelpunkt steht, gerne genutzt. In meinem beruflichen Umfeld steht ja oft die reine Sache im Mittelpunkt. Alten Menschen sollte man hohen Respekt gegenüberbringen, denn sie haben ja das ganze Leben hinter sich. Und am Alter kommt ja niemand vorbei, irgendwann trifft das jeden.

Was hat Sie vor Ort am stärksten beeindruckt?

JP: Ich habe Dinge gesehen, die man normalerweise so nicht sieht. Das ist manchmal schon schockierend, stark hilfsbedürftige Menschen zu sehen, die nur noch im Bett liegen. Das alles hat mich schon sehr berührt. Ich bin ein sehr offener Mensch, bin auf das Personal und die alten Menschen deshalb offen zugegangen. Das war mir im Vorfeld nicht so klar, dass das funktionieren würde. Vieles lief über nonverbale Kommunikation. Es gab Reaktionen, Blickkontakte. Das war etwas sehr Positives. Im eigenen Unternehmen kann man den Menschen so etwas Gutes nicht einfach so tun.

Wie haben Sie den Alltag im Alten- und Pflegeheim erlebt?

JP: Ich war beim Gedächtnistraining mit dabei, in der Beschäftigungstherapie und bei der Pflege. Ich habe den alten Menschen auch selbst Essen gegeben. Das habe ich mir alles zugemutet – und es hat gut geklappt. Im Garten bin ich mit einer alten demenzkranken Dame spazieren gegangen. Sie redete Bruchstücke aus ihrer Vergangenheit. Unterwegs haben



Foto: Wolfram Keppler

Jürgen Peters, Führungskraft bei Bosch, unterhält sich im Haus am Staufenberg angeregt mit einer Bewohnerin.

wir immer wieder angehalten und miteinander gesprochen. Ich hatte das Gefühl, dass ihr das gut tut, dass es ihr etwas bringt, auch wenn man ‚nur‘ miteinander redet. Und sie hat immer zurückgelacht, wenn ich sie angelacht habe. Das war für mich schon etwas Besonderes, einem anderen Menschen etwas Gutes zu tun, zu merken, dass das nützlich ist. Das ist im Berufsalltag ja ganz anders.

Was haben Sie von alten Menschen gelernt?

JP: Im Alten- und Pflegeheim merkt man wirklich, dass der Mensch im Mittelpunkt steht. Aber man merkt auch, dass das Personal immer weniger Zeit hat. Wenn man allerdings glaubt, alles dokumentieren zu müssen, dann ist die Gefahr hoch, dass Zeit für die Hinwendung zum Menschen selbst verloren geht. Mich hat die Mitarbeit sehr befriedigt, alles in allem war es ein sehr schönes Gefühl, hier zu sein, denn ich konnte mich in kurzer Zeit und ohne Vorkenntnisse gut einbringen. Gerade wenn man überlegt, mit welchen Sachthemen man sich während der Arbeit oft beschäftigt, dann ist es wichtig zu merken, dass es auch im eigenen Beruf andere wichtige Dinge gibt, beispielsweise Geduld zu haben und nett zu sein. Ich überlege mir auch, meinen 16-jährigen Sohn zu motivieren, ein Praktikum in einem Altenheim zu machen, denn eine solche Begegnung ist prägend für das ganze Leben.

Fast jeder Fünfte „bleibt hängen“: Werbe-Erfolge bei Ehrenamtsmessen

| Birger Bahlo

Als wahre Renner zur Werbung neuer ehrenamtlicher Mitarbeiter haben sich in Schleswig-Holstein Messen entwickelt. In allen Landkreisen und kreisfreien Städten präsentieren sich seit 2006 im zweijährigen Rhythmus an jedem Veranstaltungsort bis zu 80 Initiativen, Vereine und Organisationen. Sie bauen bei den Ehrenamtsmessen, die als „Markt der Möglichkeiten“ verstanden werden, nicht etwa nur Tapeziertische mit Info-Materialien auf, sondern laden zu Diskussionsrunden, Mitmach-Aktionen oder Vorführungen ein. Die Erfolge sind spektakulär – die Bilanz für 2008: Bei 29 Großveranstaltungen sahen sich 50.000 Bürger die Angebote von 1.800 Initiativen und Vereinen an. 2010 lockten auf 20 Veranstaltungen 1.100 Organisationen 30.000 Bürger an. 2008 konnten damit 8.000 Menschen neu für ein Ehrenamt gewonnen werden, 2010 noch 6.000 weitere. Im Wechsel mit den Messen werden alle zwei Jahre Ehrenamts-Foren veranstaltet, die mehr dem internen Erfahrungsaustausch der Organisationen dienen sollen als der Wirkung nach außen. Der Anteil der Ehrenamtlichen an der Bevölkerung liegt damit in dem Flächenland zwischen Nord- und Ostsee bei inzwischen 40 Prozent (Bundesschnitt: circa 36 Prozent).

Was sind die Faktoren, die so überraschende Erfolge möglich machen? Ein Kuratorium mit Spitzenvertretern aus Kirche, Wohlfahrtsverbänden, Sport und Wirtschaft gibt die geistigen Impulse und dient als Klammer zu allen gesellschaftlichen Institu-

tionen. Allein 100 Freiwillige koordinieren die Organisation der Messen, teils mit Hilfe von bezahlten Kräften der Freiwilligen-Agenturen im Lande, die vor allem bei den Kommunen und Tourismuszentralen angesiedelt sind. Die meisten Medien stehen dem Projekt verlässlich zur Seite, auch weil mit einigen von ihnen im Vorfeld Partnerschafts-Verträge geschlossen worden waren – Ergebnis: 400 Berichte in Zeitungen und Zeitschriften sowie in den Programmen des Norddeutschen Rundfunks und 100.000 Klicks auf die Internetplattform www.ehrenamtsmessen.de.

Und wie so oft bedarf es darüber hinaus der engagierten Netzwerker, die unermüdlich im ganzen Land Strippen ziehen und Menschen begeistern können. Unter denen tat sich in Schleswig-Holstein Michael Eckstein aus Ahrensburg hervor. Er ist Sprecher des Ehrenamt-Netzwerks Schleswig-Holstein. Eckstein engagiert sich daneben vor allem beim Aufbau von Bürgerstiftungen, auch um für größere Nachhaltigkeit gesellschaftlichen Engagements zu sorgen.

Eckstein hört aus den Vereinen, dass es nicht länger darum gehen kann, „den dritten stellvertretenden Kassierer für die nächsten 30 Jahre“ in den Vorstand zu wählen, sondern dass Menschen viel leichter gezielt für bestimmte Projekte gewonnen werden können. Dort wollen sie mitgestalten, mitreden, ihre Qualifikationen ausleben oder ganz neue entwickeln und den „ganz speziellen Freizeitwert“ dieser Aufgabe genießen. Selbst in der Sterbebegleitung fänden immer mehr Menschen eine hohe persönliche Erfüllung. Nahezu unmöglich sei es hingegen, Freiwillige zu finden, die nur Jobs in Büro oder Küche übernehmen sollen. „Die merken dann ganz schnell, dass das ja ein Arbeitsplatz ist – und einer, auf dem es nicht mal Geld gibt.“

Unten: Gute Geschäfte am Messestand 2010 auf Sylt: Der Weltladen vermarktete gleich direkt seine Produkte.

Mitte: Vertrauliche Gespräche am Stand der Modellbauer auf Sylt. Bundestagsabgeordneter Ingbert Liebing (l.) schaut vorbei.



Fotos: Jörg Christiansen



Oben: Fachsimpeln bei den Bogenschützen bei der Ehrenamtsmesse 2010 auf Sylt. Die gezielte Ansprache der Besucher entscheidet über den Erfolg.

Gute Geschäfte ganz ohne Geld

Marktplätze als ideale Börsen für soziales Engagement zwischen Einrichtungen und Unternehmen

| Valerie Gaedicke

Der Geräuschpegel ist hoch, überall stehen Menschen beisammen und unterhalten sich lebhaft miteinander. Zwei Frauen im Sträflingsanzug schauen sich suchend um. Sie arbeiten für die christliche Straffälligenhilfe „Schwarzes Kreuz“ und sind auf dem Marktplatz der guten Geschäfte, um Menschen zu finden, die Häftlingen Briefe schreiben. Ein Bankangestellter in Anzug und Krawatte hat sich einen großen Bilderrahmen über die Schulter gehängt. Er bietet einem Wohnheim für Menschen mit Behinderung an, in seiner Bank eine Ausstellung zu veranstalten. Ein ungewöhnlicher Marktplatz ist im vollen Gange.

Marktplätze bringen Unternehmen, die sich gesellschaftlich engagieren möchten, mit gemeinnützigen Organisationen zusammen, die Unterstützung suchen. Ob Naturschutzbund, Eltern-Kind-Zentrum oder Schwangerschaftsberatung – sie alle können auf Marktplätzen Firmen als Partner gewinnen. Dazu haben sie ein- bis zwei Stunden Zeit. Beinahe jegliche Art von „Geschäften“ ist möglich: Unternehmen können gemeinnützige Organisationen mit dem Engagement ihrer Beschäftigten unterstützen oder mit Sachspenden. Lediglich Geldgeschäfte sind tabu. Typische Unterstützungsleistungen von Unternehmen sind Bewerbungstrainings, Marketing-Beratungen, Hilfe bei Renovierungsarbeiten oder die Neugestaltung des Internet-Auftritts.

Bedingt durch den Zeitdruck und den Wunsch der Gemeinnützigen, mit möglichst vielen Unternehmen ins Gespräch zu

kommen, entsteht ein buntes Treiben – vergleichbar mit dem Handel auf einem Markt. Damit dabei der Überblick nicht verloren geht, schlüpfen freiwillige Helferinnen und Helfer in die Rolle von „Maklern“ und „Notaren“. Die „Makler“ helfen dabei, passende Projektpartner zu finden; die „Notare“ halten die geschlossenen Vereinbarungen in symbolischen Verträgen fest.

Weil auf Marktplätzen viele Unternehmen aus unterschiedlichen Branchen teilnehmen, ist die Chance groß, dass jede gemeinnützige Organisation einen oder mehrere Projektpartner findet. Tatsächlich gehen die Gemeinnützigen selten mit leeren Händen nach Hause. Und manchmal münden die Kontakte, die sie mit Unternehmen knüpfen, sogar in dauerhafte Kooperationen. Darüber hinaus haben gemeinnützige Organisationen Gelegenheit, sich darzustellen und untereinander zu vernetzen.

Erfunden wurde die Marktplatz-Methode in den Niederlanden. Vor wenigen Jahren hat die Bertelsmann-Stiftung die Kontaktbörse nach Deutschland importiert, wo mittlerweile bereits rund 120 solcher Marktplätze stattgefunden haben. Die Methode verbreitet sich immer weiter, denn sie ist unkompliziert, macht Spaß und ist für beide Seiten ein Gewinn. Soziale Einrichtungen können Projekte realisieren, die sie alleine nicht stemmen könnten. Beschäftigte aus Unternehmen gewinnen Einblicke in den gemeinnützigen Sektor, erweitern dabei ihren Horizont und können Stärken einbringen, die im Unternehmen bislang vielleicht verborgen blieben.

www.gute-geschaefte.org



Foto: Valerie Gaedicke



Valerie Gaedicke, M. A. ist Politologin und Mitarbeiterin der Agentur mehrwert in Stuttgart.

Markt der freiwilligen Möglichkeiten. Alle Unterstützungsleistungen werden „gehandelt“, nur Geldgeschäfte sind tabu.

Ehrenamt tut gut – über die „Berliner Freiwilligenbörse“ | Jana Berwig

Einmal jährlich im Frühjahr findet die Berliner Freiwilligenbörse im Roten Rathaus statt. Diese Veranstaltung bietet sozialen Projekten die Möglichkeit, sich potentiellen Ehrenamtlichen vorzustellen und mit ihnen in Kontakt zu kommen.

Unter dem Motto „Ehrenamt tut gut“ wird die Berliner Freiwilligenbörse von der Landesfreiwilligenagentur Berlin „Treffpunkt Hilfsbereitschaft“ in Kooperation mit dem Landesnetzwerk Bürgerengagement „aktiv in Berlin“ veranstaltet. Sie wird gefördert aus Mitteln des Landes Berlin sowie des Europäischen Sozialfonds.

Rund 100 Vereine, Projekte, Verbände und Gruppen stellen sich vor und demonstrieren die vielfältigen Möglichkeiten für ein freiwilliges Engagement in der Stadt.

In diesem Jahr war das Diakonische Werk Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. gleich mit mehreren Freiwilligenprojekten vertreten. Darunter das Kinder- und Jugendtelefon Berlin, die Kirchliche TelefonSeelsorge, das muslimische Seelsorge-Telefon, die Russische Telefonseelsorge, das Projekt KIKON – Kinder & Kontakt, das Projekt „Känguru hilft und begleitet“ sowie die Freiwilligenagentur Charisma. Das Besondere dieser Veranstaltung ist, dass ganz konkret diejenigen ange-

sprochen werden, die ein Ehrenamt suchen. Dafür sind die Vertreterinnen und Vertreter der Projekte anwesend – häufig selbst Freiwillig Engagierte –, die direkt aus der Praxis erzählen können. So können Interessenten sich einen guten Eindruck von den jeweiligen Tätigkeiten verschaffen. Häufig ergeben sich sehr intensive Gespräche, die zum Teil direkt in eine Engagement-Vereinbarung münden. Nebenbei können sich die Projektverantwortlichen über andere Projekte und deren Arbeit informieren und gewinnen auf diese Weise wiederum Anregungen und Ideen für die Gestaltung des eigenen Projektes.

So gilt vielen die Berliner Freiwilligenbörse als eine der besten Möglichkeiten, um Freiwillige zu werben – denn sie ist unmittelbar, konkret und findet in sehr angenehmer Atmosphäre statt.



Jana Berwig ist Sozialwissenschaftlerin und als Referentin im Freiwilligenzentrum des Diakonischen Werks Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. tätig. Sie ist Koordinatorin des Kinder- und Jugendtelefons Berlin.

Zuhören und anonym gemeinsam nach Wegen suchen: TelefonSeelsorge | Bernd Blömeke

Seit 55 Jahren besetzen Ehrenamtliche tagaus, tagein rund um die Uhr das Telefon, um als TelefonSeelsorge für die Menschen erreichbar zu sein, die in ihren Fragen, Sorgen und Belastungen eine Ansprechperson suchen. Was 1956 auf Initiative Einzelner in Berlin, Kassel und Frankfurt entstand, ist inzwischen zu einem bundesweiten Netzwerk von 109 Stellen vor Ort geworden. Über 8.000 Ehrenamtliche sind Jahr für Jahr tätig, um am Telefon – und seit 15 Jahren auch per E-Mail und per Chat – auf die Anrufenden einzugehen, ihnen zuzuhören und mit ihnen gemeinsam nach Wegen zu suchen. Oftmals geht es darum, mit den Anrufenden eine belastende Situation oder Erfahrung einfach auszuhalten – da helfen dann keine Worte weiter.

Für diese nicht immer einfache Aufgabe bringen die Ehrenamtlichen zumeist viel eigene Lebenserfahrung mit. Die Hälfte der Mitarbeitenden ist zwischen 40 und 59 Jahren alt und steht wie die Anrufenden mitten in den Anforderungen des Lebensalltags mit Familie: Über 70 Prozent der Mitarbeitenden dieser Altersgruppe leben in einer Partnerschaft und 56 Prozent sind berufstätig. Ein Drittel arbeitet im medizinischen, sozialen oder pädagogischen Bereich, 16 Prozent sind im kaufmännischen Bereich

tätig und etwa fünf Prozent arbeiten in handwerklichen oder technischen Berufen. Für viele von ihnen bedeutet die Mitarbeit in der TelefonSeelsorge, etwas tun zu können, was in ihrem Arbeitsleben zu kurz kommt: sich für einen anderen Menschen wirklich Zeit nehmen zu können. Immer wieder sprechen Ehrenamtliche davon, wie sehr sie in ihrem beruflichen und familiären Umfeld von ihrer Mitarbeit bei der TelefonSeelsorge profitieren. Die Aus- und Fortbildungsgruppen ermöglichen ein vielfältiges Ausprobieren neuer Möglichkeiten zum Beispiel im Umgang mit Konflikten, sie lehren Grenzen zu setzen und eigene Stärken oder neue Seiten an sich zu entdecken.

Aber auch das Zusammensein mit Menschen, mit denen man normalerweise wohl nie näher in Kontakt gekommen wäre, wird als große Bereicherung erlebt. Durch einen jungen türkischen Christen in einer Ausbildungsgruppe zum Beispiel kommt es auf eine ganz nahe, zwischenmenschliche Weise – fern aller Integrationsrhetorik – zu einem lebendigen Kontakt zwischen unterschiedlichen kulturellen und lebensgeschichtlichen Erfahrungen.

Während sich die Mehrzahl der Ehrenamtlichen (70 Prozent) durch ihre Familie gut in ihrem Einsatz für die TelefonSeelsorge unterstützt fühlt, wird die Unterstützung durch den Arbeitgeber als eher gering erlebt. Nur etwa zehn Prozent fühlen sich stark unterstützt, demgegenüber fühlen sich etwa 50 Prozent wenig



Anonym. Kompetent. Rund um die Uhr.

bis gar nicht unterstützt. Dies kann auch damit zu tun haben, dass die Ehrenamtlichen dazu angehalten werden, gegenüber Außenstehenden möglichst wenig von ihrer Mitarbeit in der TelefonSeelsorge zu sprechen, so dass Arbeitgeber von diesem zeitaufwendigen Ehrenamt nichts wissen. Aber es ist auch eine grundsätzliche gesellschafts- und arbeitsmarktpolitische Frage, inwieweit Arbeitgeber ehrenamtliches Engagement ihrer Angestellten unterstützen sollten.

Ein Drittel der Ehrenamtlichen ist zwischen 60 und 69 Jahren alt und lässt sich im Rentenalter noch einmal auf neue Erfahrungen ein – bis dahin, dass sie Computer und Internet für ihre Arbeit zu nutzen verstehen. Immer wieder sind es gerade diese älteren Mitarbeitenden, die einspringen, wenn Not am Mann oder an der Frau ist, und die viel zum Zusammenhalt der Gemeinschaft beitragen.

Das Freiwilligenzentrum des Diakonischen Werks | Christiane Lehmacher-Dubberke

Berlin-Prenzlauer Berg, Schönhauser Allee. Hier befinden sich zu DDR-Zeiten die Innere Mission und das Hilfswerk Berlin-Brandenburg. Ein fünfstöckiges Vorderhaus mit zwei ebenfalls fünfstöckigen Hinterhäusern, verbunden durch Hinterhöfe. Die Häuser sind noch immer im Besitz der Diakonie, inzwischen des Diakonischen Werks Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V. (DWBO). Hier ist einer der acht Arbeitsbereiche der Landesgeschäftsstelle untergebracht, das „Freiwilligenzentrum“ – Es versammelt all die Bereiche des Werkes, die Freiwillige vermitteln oder mit Freiwilligen arbeiten. Das heißt, unter diesem Dach befinden sich sowohl das „Freiwillige Soziale Jahr“ und die Stelle für Zivildienst, die Freiwilligenagentur Charisma als auch die Geschäftsstellen der Kirchlichen TelefonSeelsorge, des russischsprachigen Seelsorgetelefons „Doweria“, des Kinder- und Jugendtelefons, des Elterntelefons sowie Eltern-Kind-Projekte wie „Känguru“ und „KIKON“.

Über 450 Ehrenamtliche beziehungsweise Freiwillige werden hier in den Projekten begleitet, es werden jährlich mehr.

Zum Beispiel gibt es hier Charisma – die Freiwilligenagentur von Kirche und Diakonie: An Freiwilligenarbeit Interessierte können sich hier beraten und in für sie geeignete Stellen in Kirche und Diakonie vermitteln lassen. Ebenso findet sich hier das Referat Freiwilliges Soziales Jahr, Zivildienst und zukünftig der Nachfolger des Zivildienstes, der neu entstandene Bundesfreiwilligendienst. Die Nachfrage der Einrichtungen und Dienste nach engagierten Freiwilligen ist groß. Sie nutzen die Freiwilligenprogramme vor dem Hintergrund des drohenden Fachkräftemangels insbesondere zur Personalgewinnung. In 2010 wurden in unserer Region insgesamt 621 Jugendliche vermittelt.

Ein paar Etagen und Treppen weiter befindet sich die Geschäftsstelle der Kirchlichen TelefonSeelsorge. Auch das russischsprachige Telefon „Doweria“ sowie das Kinder- und Jugendtelefon, das Eltern-Telefon und KIKON haben ihre Büroräume hier. Seit einiger Zeit besteht eine Kooperation mit

Dem sehr persönlichen Kontakt von ganz unterschiedlichen Menschen lässt die TelefonSeelsorge auch nach innen zu einer intensiven Gemeinde zusammenwachsen, die aus dem Vertrauen lebt, dass Gottes Hände weiter reichen als in unserem Vermögen liegt.

Die TelefonSeelsorge führt im Rahmen des EU-Jahres 2011 zum „Freiwilligen Engagement“ mit Unterstützung des BMFSFJ eine Befragung ihrer Ehrenamtlichen durch. Die Ergebnisse stehen seit April 2011 unter www.Telefonseelsorge.de > Presse in einer Dokumentation bereit.)

www.telefonseelsorge.de
www.beende-dein-schweigen.de



Christiane Lehmacher-Dubberke, Pressesprecherin und Leitung der Öffentlichkeitsarbeit des Diakonischen Werks Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz e.V., Projektleitung Känguru – hilft und begleitet.

dem muslimischen Seelsorgetelefon. Die Zusammenarbeit von Kirchlicher TelefonSeelsorge Berlin und dem muslimischen Seelsorgetelefon wird als ein besonderes Modellprojekt wahrgenommen. Mehrere europäische Länder haben bereits Interesse an einer Nachahmung des Projektes signalisiert. „Das Gemeinsame betonen, um das Trennende zu überwinden“: Die Kirchliche TelefonSeelsorge Berlin ist europaweit ein interreligiöses und interkulturelles Pilotprojekt ohne Vorbild.

Die russischsprachige Telefonseelsorge – Telefon Doweria – ist ein wesentlicher Bestandteil der psychosozialen Versorgung der russischsprachigen Menschen in Deutschland geworden. Telefon Doweria Berlin bietet ein niedrigschwelliges Gesprächsangebot an, das 24 Stunden täglich den Rat- und Hilfesuchenden zur Verfügung steht. Im Jahresdurchschnitt gehen dort circa 6.400 Anrufe aus ganz Deutschland ein.

Das Kinder- und Jugendtelefon ist eine Initiative des Dachverbandes „Nummer gegen Kummer“ und feierte 2010 sein 30jähriges Bestehen. Es ist ein kostenloses und anonymes Beratungsangebot für Kinder und Jugendliche. Am Telefon sitzen geschulte ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die aufmerksam und geduldig Kindern und Jugendlichen zuhören, die hier ihre Nöte klagen, und ihnen Anregungen und Unterstützung bei Problemen und in schwierigen Lebenssituationen bieten. Der Berliner Standort existiert seit 2002; allein in 2010 erreichten die ehrenamtlichen Telefonberaterinnen und -berater in Berlin monatlich insgesamt 9.200 Anrufe.

„Diakonie – Freiwilligenzentrum“: Freiwillige jeden Alters und jeder Konfession können hier in unterschiedlichen Projekten tätig sein, sich bei Fort- und Weiterbildungen begegnen, zusammen Gottesdienst halten und gemeinsam Feste feiern.

Einfach nur eine Hand halten und da-sein

Ehrenamtliches Engagement in der Hospizarbeit

| Alexander Brodt-Zabka

Vor gut 20 Jahren haben engagierte Menschen vor allem aus den Kirchen begonnen, sich für die Verbesserung der Situation sterbender Menschen in Deutschland einzusetzen. Über 800.000 Menschen versterben jedes Jahr in Deutschland, etwa die Hälfte von ihnen in Krankenhäusern und schätzungsweise jeweils 20 Prozent zu Hause und in Altenpflegeheimen. Sie alle sollten nach Meinung der „Hospizler der ersten Stunde“ nicht mehr abgeschoben und allein in einem Krankenhausbad sterben müssen, sondern ihren individuellen Bedürfnissen entsprechend begleitet und palliativ¹ versorgt werden. Die Philosophie der Hospizbewegung lautet: Bis zuletzt soll sterbenskranken Menschen ein möglichst selbstbestimmtes und würdevolles Leben ermöglicht werden. „Nicht dem Leben mehr Tage geben, sondern den Tagen mehr Leben!“ lautet das einprägsame Motto von Cicely Saunders, der „Mutter der modernen Hospizbewegung“².

Die Hospizbewegung ist eine Bewegung, die von ehrenamtlich Engagierten ins Leben gerufen wurde und bis heute von ihnen getragen wird. Es ist diesem vielfältigen Engagement zu verdanken, dass in den vergangenen beiden Jahrzehnten fast 200 stationäre Hospize für sterbenskranken Menschen entstanden sind und dass in etwa ebenso vielen Krankenhäusern eigene Palliativstationen eingerichtet wurden, viele Pflegeheime und ambulante Pflegedienste ihre Arbeit auf die Bedürfnisse sterbenskranker Menschen ausgerichtet haben und auch die Situation von zu Hause sterbenden Menschen verbessert werden konnte.

Schätzungsweise 80.000 Menschen engagieren sich heutzutage ehrenamtlich in der Begleitung sterbender Menschen – bei ihnen zu Hause, in stationären Hospizen, in Pflegeheimen, Einrichtungen der Behindertenhilfe oder der Kinder- und Jugendhilfe und so fort. Also überall dort, wo Menschen leben und auch sterben. Die ehrenamtlichen Hospizhelferinnen und Hospizhelfer sind in den 1.500 Hospizdiensten organisiert, die es mittlerweile deutschlandweit gibt. Jede Interessentin und jeder Interessent muss vor der ersten Begleitung einen circa 100stündigen Befähigungskurs absolvieren, um auf die Arbeit mit sterbenskranken Menschen und deren Angehörigen und Bezugspersonen vorbereitet zu werden. Im Mittelpunkt dieser Kurse stehen Selbsterfahrung und die Auseinandersetzung mit der eigenen Endlichkeit sowie die Vermittlung von Wissen zu Tod und Sterben.

Ehrenamtlich in der Hospizarbeit engagierte Menschen wollen sterbenskranken Menschen in deren letzter Lebensphase beistehen, sie und ihre Angehörigen und Bezugspersonen begleiten und entlasten und einfach nur „da-sein“. Hierzu bedarf es einer großen Sensibilität: Die Hand zu halten, eine stumme Geste oder ein kurzes Wort der Zuwendung tragen häufig mehr als viele Worte. Und oftmals geht es auch einfach nur darum, das „normale“ Leben und den Alltag von Menschen so lange wie möglich aufrechtzuerhalten.

Unter ehrenamtlich engagierten Hospizhelferinnen und -helfern und den Menschen, die sie begleiten, wird viel gelacht, Sterben und Tod stehen nicht immer im Mittelpunkt. Genauso, wie auch gesunde Menschen sich nicht jeden Tag ihre eigene Endlichkeit und Sterblichkeit vor Augen halten wollen.

Zur Begleitung sterbenskranker Menschen gehört ein hohes Maß an Selbstreflexion. Die Hospizhelferinnen und Hospizhelfer treffen sich regelmäßig zur Supervision, um über die Begleitungen und ihre daraus resultierenden Gefühle zu sprechen. Ganz häufig ist von ihnen ein Satz wie der folgende zu hören: „Ich bekomme in den Begleitungen sterbenskranker Menschen viel mehr zurück, als ich an Zeit und Kraft investiere“.

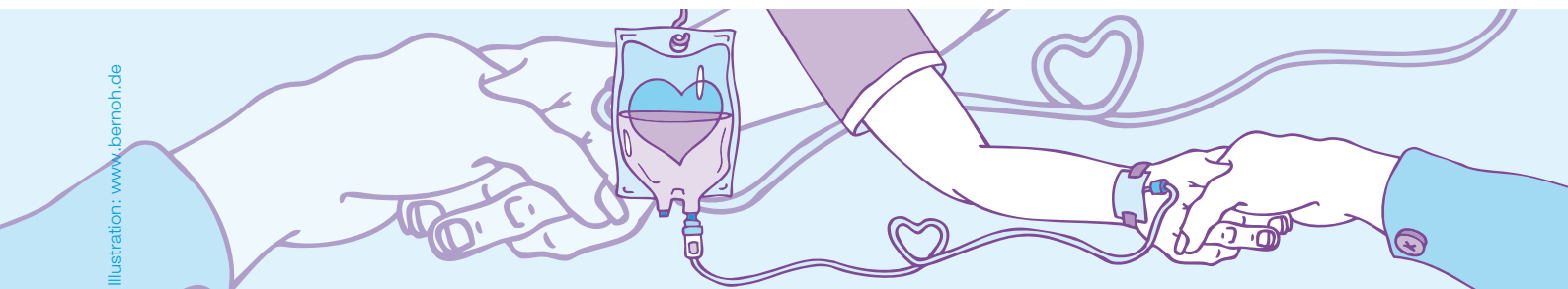


Alexander Brodt-Zabka, ev. Pfarrer, von 2006 bis 2011 Referent für Hospiz und Palliative Care im DW EKD, zuvor Gemeindepfarrer, Hospiz- und Altenheimseelsorger in Frankfurt am Main. Seit März 2011 Persönlicher Referent der Präses der EKD, Katrin Göring-Eckardt.

¹ Hospiz: lateinisch für Herberge. Im Mittelalter waren Hospize Pilgerunterkünfte für kranke, schwache und sterbende Menschen. Das erste moderne Hospiz für sterbenskranken Menschen wurde 1967 in London eröffnet. Palliativ: lateinisch für Mantel: bemäntelnd und beschützend im Gegensatz zu kurativer Behandlung, die das Ziel verfolgt, eine Krankheit zu heilen

² Cicely Saunders (1918-2005), begründete die moderne Hospizbewegung und richtete das weltweit erste stationäre Hospiz in London ein. Cicely Saunders: Brücke in eine andere Welt – was hinter der Hospizidee steht. Freiburg 1998

³ Die meisten Befähigungskurse richten sich aus nach dem Curriculum „Sterbende begleiten lernen. Das Celler Modell zur Vorbereitung Ehrenamtlicher in der Sterbebegleitung“, Hrsg. Von Elke Schölper, Gütersloh 2010.



Internationale Sorgentelefone | Bernd Blömeke

Internationale Organisationen von Sorgentelefonen

Was in Deutschland unter dem Namen „TelefonSeelsorge“ angeboten wird, findet sich in Großbritannien, wo die Bewegung mit dem anglikanischen Pfarrer Chad Varah 1953 ihren Ursprung nahm, unter dem Namen „Samaritans“ oder im weltweiten englischsprachigen Raum unter „Life Line International“. In der Schweiz trägt das Angebot den Namen „Die Dargebotene Hand“ und in Italien ist es das „Telefono Amico“.

So vielfältig die Namen auch sind, so eint sie doch das allen gemeinsame Konzept, dass Frauen und Männer sich bereitfinden, ehrenamtlich am Telefon Dienst zu tun, um für Ratsuchende erreichbar zu sein. Inzwischen finden sich Sorgentelefone auf der ganzen Welt, und es haben sich mehrere internationale Verbände gegründet, um die gemeinsamen Standards und Interessen zu vertreten.

Im Jahr 1967 gründete sich der Verband „International Federation of Telephone Emergency Services“ (IFOTES), zu dem auch die deutsche TelefonSeelsorge gehört. In Jerusalem wurden 1994 eine Ethik-Charta und die Internationalen Normen verabschiedet, denen sich jedes Mitglied verpflichtet.

Die beiden internationalen Verbände IFOTES und LifeLine-International haben sich zu einer „Emotional Support Alliance“ (ESA) zusammengeschlossen.

Internationale Sorgentelefone in Deutschland:

Niedrigschwellige telefonische Erreichbarkeit für Menschen, die schnell und unkompliziert qualifizierte Unterstützung benötigen – das ist ein Konzept, das sich in vielfältigen religiösen und kulturellen Kontexten bewährt.

Im November 2000 wurde in Berlin die „Helpline International Helppoint“ als spezielles Angebot an russischsprachige und an jüdische Menschen aus den östlichen Ländern gegründet. Hier-

aus wurde im Jahr 2005 das „Telefon Doweria“, das sich sowohl in Berlin als auch in Württemberg findet.

Auch jüdische Gemeinden sahen die Notwendigkeit, ihren Glaubensgeschwistern ein telefonisches Beratungs-Angebot zu machen. So mancher, der nach Deutschland gekommen ist, sieht sich mit einem Mal Fragen – sowohl der alltäglichen Lebensbewältigung wie auch der religiösen Praxis – gegenüber, zu denen er einen Gesprächspartner sucht, der ihm auf dem Hintergrund gemeinsamer religiöser Überzeugung Hilfe geben kann. So haben die jüdischen Gemeinden in Köln und Düsseldorf ein „Vertrauens-telefon“ eingerichtet.

Ähnlich ergeht es Menschen muslimischen Glaubens, die nach Deutschland gekommen sind. Auch sie bewegen Fragen, Probleme, die oftmals die fremde Umgebung erst aufwirft und für die sie so manches Mal im unmittelbaren Nahbereich keine Ansprechperson finden. So gründete sich im Jahr 2009 in Berlin ein „Muslimisches Seelsorgetelefon“. Ebenso wurde von der DITIB in Deutschland eine „Beratungshotline“ für Not- und Krisensituationen ins Leben gerufen. Speziell der Situation türkischer Frauen widmet sich eine Hotline zur Suizidprävention für Frauen mit türkischem Migrationshintergrund.

All diese Angebote sind aus einem dringenden Bedarf heraus entstanden. Sie stehen jedoch auch vor der Herausforderung, wie sie ihre Arbeit langfristig sichern können. Durch die wachsende Vielfalt zielgruppenspezifischer Beratungsangebote wird es für die einzelne Institution besonders wichtig, wie sie ihr Angebot in Abgrenzung zu anderen begründet und es der Zielgruppe auch kommuniziert. Das Fundament der Arbeit von Sorgentelefonen ist das Vertrauen, das Ratsuchende dem Angebot entgegenbringen. Für dieses Vertrauen ist es unerlässlich, dass der Nutzer klar erkennen kann, nach welchen Standards gearbeitet wird und vor allem, wer der Träger dieses Angebotes ist.

www.TelefonSeelsorge.de



Links: Ehrenamtliche, die sich in der TelefonSeelsorge engagieren wollen, werden gut vorbereitet und begleitet.

Rechts: Viele Jugendliche nutzen in schwierigen Lebenssituationen gern das Angebot der TelefonSeelsorge, die rund um die Uhr zu erreichen ist.

Station mitten im Leben

Freiwilliges Engagement in der Bahnhofsmision

| Christian Bakemeier

BASA ist eine Abkürzung, steht für Bahnelbstanschlussanlage und ist das Telefonnetz der deutschen Eisenbahn. Ein Oberleitungsschaden kann nicht nur durch einen herabfallenden Ast verursacht werden, sondern auch durch besonders findige Diebe, die teure Kupferleitungen aufwändig abmontieren und auf dem Schwarzmarkt verkaufen. Wird eine Person im Gleis gemeldet, mündet dies zum Glück nicht jedes Mal in einen Personenschaden, aber immer in eine Streckensperrung und in eine Suchaktion der Bundespolizei. Darüber entsteht so manche Verspätung. BM ist für die einen die Abkürzung für Bahnhofsmanagement und für die anderen für Bahnhofsmision, das führt manchmal zu Verwirrung.

Freiwillige, die sich in der Bahnhofsmision engagieren, lernen in der Regel schnell, welche offenen und versteckten Botschaften sich hinter den Lautsprecherdurchsagen und den Neuigkeiten aus den anderen Informationssystemen eines Bahnhofes verbergen. Genauso schnell lernen sie aber auch, was es bedeutet, keine Kohle mehr zu haben¹, Platte zu machen², auf Trebe zu sein³ oder einen Affen zu schieben⁴.

Schon bald erfahren sie, dass sie für einen Teil ihrer Gäste irgendwie zu den Sozis⁵ gehören. Dies stimmt aber nicht so ganz, weil sie zugänglicher sind, länger zuhören, anders nachfragen und sich kümmern, als die hauptamtlichen Kolleginnen und Kollegen das tun. Manchmal lassen sie sich aber auch leichter vor den Karren spannen⁶, das sind dann oft die Geschichten, die als zentrale Lernerfahrungen verbucht werden. Es reicht eben manchmal nicht, etwas für jemanden zu tun, besser man macht's gemeinsam oder unterstützt mehr im Hintergrund. Das ist schwieriger, oft aber auch nachhaltiger.

Bundesweites Hilfenetz an 100 Bahnhöfen

Etwas mehr als hundert Bahnhofsmisionen existieren bundesweit, Tendenz seit einigen Jahren wieder steigend. In ökumenischer Zusammenarbeit von Caritas und Diakonie getragen, verstehen sie sich als soziale Ambulanzen am Bahnhof, die zunächst einmal für alle Hilfeanliegen ihrer Gäste ansprechbar sind. Und tat-

sächlich reicht das Spektrum der Anliegen von der jungen Mutter, die für sich und ihr Neugeborenes einen Platz zum Stillen sucht, über den Mann aus Osteuropa, der auf Arbeitssuche ist, bis hin zum älteren Herrn, der mittel- und wohnungslos nach einer Unterkunft für die Nacht fragt. Die Gästestruktur der Bahnhofsmisionen ist genauso bunt, wie der Ort, an dem sich Missionen befinden, manchmal bunter. Durch ihre oft zentrale Lage in den Städten erreichen die Missionen mit ihrem Angebot längst nicht nur Reisende, sondern auch alle anderen Personengruppen, die den Bahnhof und das umgebende Viertel nutzen, um sich hier befristet oder dauerhaft aufzuhalten. Dazu gehören ältere Menschen, Menschen mit Behinderungen, arme und sozial ausgegrenzte Menschen, Migrantinnen und Migranten sowie eine wachsende Zahl psychisch kranker Menschen.

Statistisch verteilen sich diese Gruppen auf mehr als zwei Millionen Gäste, die in den Bahnhofsmisionen jedes Jahr gezählt werden. Das sind täglich fast 55 Gäste pro Station, in großen Städten deutlich mehr, in kleinen Stationen manchmal auch weniger. Hilfe erhält, wer sich selber nicht helfen kann. Das ist ein wichtiger Grundsatz und macht das Angebot der Bahnhofsmision beispielsweise von den reinen Dienstleistungen des bahneigenen Mobilitätsservices unterscheidbar.

Zwischen pragmatischer Hilfe und Seelsorge

Wer an den Bahnhof geht, um zu helfen, entscheidet sich einerseits für die schnelle, pragmatische Hilfestellung, die etwa ein reisender Gast braucht, um seine Reise antreten oder fortsetzen zu können. Hier sind Organisationstalent und die Fähigkeit zum strukturierten, planerischen Vorgehen und Handeln gefragt. Helfen am Bahnhof erfordert aber auch die Bereitschaft, Menschen in ausweglosen Situationen beiseite zu stehen. Bahnhöfe sind nicht nur Orte des Reisens, der Hektik und der Begegnung, sondern auch persönlichen Scheiterns, der unerfüllten Sehnsüchte und der Einsamkeit. In der Bahnhofsmision zu arbeiten erfordert deswegen grundsätzlich die Bereitschaft zur persönlichen Begegnung, zum aktiven Zuhören und zur Einfühlung in andere, meist zunächst fremde Menschen.

Bahnhofsmision will aber nicht nur Ort tätiger Nächstenliebe sein, sondern auch Ort der Einkehr und des bekennenden Glaubens. Freiwilliges Engagement bedeutet deswegen, mitverantwortlich zu sein dafür, dass Menschen Orte für Andacht und Gebet vorfinden und bereit zu sein, diese darin zu begleiten. Einige Bahnhofsmisionen haben für diesen Zweck eigene Räume der Stille eingerichtet, andere gestalten spirituelle Räume temporär. Gelegenheit für Gebet und stille Einkehr wird übrigens nicht nur für Menschen christlichen Glaubens geboten, sondern ausdrücklich auch für Angehörige anderer Glaubensgemeinschaften. An einem „multi-ethnischen Ort“ wie dem Bahnhof ist dies für die Bahnhofsmisionen selbstverständlich.



Christian Bakemeier hat als Sozialarbeiter und als Fachbereichsleiter im Evangelischen Johanneswerk Bielefeld gearbeitet. Seit 2007 ist er Geschäftsführer des Verbandes der Deutschen Evangelischen Bahnhofsmision und der Evangelischen Konferenz für Straffälligenhilfe.

Freiwillige Verantwortung braucht Begleitung und Unterstützung

Wer an seine freiwilligen Mitarbeitenden ambitionierte Anforderungen stellt, muss bereit sein, diese gut zu qualifizieren und zu begleiten. Bahnhofsmissionen legen daher Wert darauf, dass die Freiwilligen in ihrer Arbeit vor Ort durch hauptamtliche Kolleginnen und Kollegen unterstützt und angeleitet werden. Zu bundesweit etwa 2.000 ehrenamtlichen Mitarbeitenden gesellen sich ungefähr 200 hauptamtliche Mitarbeitende. Diese koordinieren unter anderem die inhaltliche Arbeit, machen die Dienstplanung, stehen als Ansprechpartner für die Träger in Diakonie und Caritas zur Verfügung und übernehmen auch mal die Verantwortung in einem besonders heiklen Einzelfall.

Die örtliche Begleitung wird ergänzt durch ein umfangreiches Qualifizierungsprogramm auf Landes- und Bundesebene. Dieses hat zum Teil Angebotscharakter, wegen der hohen fachlichen Anforderungen zum Teil aber auch verpflichtende Bestandteile. Eine Förderung durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend ermöglicht hier nicht nur eine kostengünstige Teilnahme für die Ehrenamtlichen, sondern stellt auch

eine politische Würdigung der Arbeit der Bahnhofsmissionen dar.

Persönliche Erfahrungsberichte von freiwilligen Mitarbeitenden beschreiben den Dienst in der Bahnhofsmission als gleichermaßen herausfordernd wie erfüllend. Anders als in anderen Kontexten bürgerschaftlichen Engagements braucht es hier die Bereitschaft, sich länger auf eine soziale Aufgabe einzulassen und dafür eine längere Anlern- und Qualifizierungsphase zu durchlaufen. Dies bedeutet nicht, dass die Arbeit nicht mit dem ersten Arbeitstag beginnen kann. Wer sich darauf einlässt, erkennt aber schnell, dass eigenes Sachwissen und psycho-soziale Kompetenzen oft nicht ausreichen, um den Dienst verantwortlich zu leisten.

Ob der Dienst in einer Bahnhofsmission „das Richtige“ für einen ist, lässt sich übrigens ganz leicht herausfinden: Einfach vor Ort anrufen und einen Termin für ein Informationsgespräch oder gleich für einen Probendienst vereinbaren.

www.bahnhofsmission.de

- | | |
|---------------------------------------|-----------------------|
| 1 Kein Geld haben | 4 Auf Entzug sein |
| 2 Wohnungslos sein | 5 Sozialarbeiter |
| 3 Umherwandern, auf Wanderschaft sein | 6 Instrumentalisieren |

Sucht-Selbsthilfe – Betroffenen- Kompetenz fördern!

| Knut Kiepe

In erster Linie ist Sucht-Selbsthilfe – wie jede andere Form der Selbsthilfe auch – für Menschen eine Möglichkeit, sich zu einem gemeinsamen Problem oder Anliegen zu organisieren und zusammen etwas dafür oder dagegen zu unternehmen. Allein in der verbandlichen diakonischen Sucht-Selbsthilfe¹ treffen sich heute etwa 2.330 Selbsthilfegruppen mit 37.000 Teilnehmern². Sucht-Selbsthilfe bietet aber auch ideale Möglichkeiten, die im Verlauf der eigenen Erkrankung erlangten und reflektierten Erfahrungen sowie das daraus resultierende Wissen – dies wird häufig als Betroffenen-Kompetenz bezeichnet – weiterzugeben.

Dabei werden über die eigene Betroffenheit (zwangsläufig) Erfahrungen gesammelt, die über eine aktive und vor allem reflexive Auseinandersetzung – zum Beispiel durch den Besuch einer Selbsthilfegruppe – positiv genutzt werden können. Immer wieder kommt es dann auch zu weiteren Entwicklungen: Viele Betroffene bilden Interessensschwerpunkte, engagieren sich besonders in der Gruppe und darüber hinaus – und erfahren dadurch persönliche Anerkennung. Mit einmal erlangten Positionen oder Funktionen wächst jedoch nicht nur der Erfahrungshorizont – auch die eigene gestiegene Bedeutung im Hinblick auf das Geschehen in der Gruppe, ihren Fortbestand und ihre Weiterentwicklung kann vielfältige Weiterungen haben. Die manchmal nicht nur positiven Erfahrungen, das Bewusstsein der eigenen (neuen) Rolle, der Druck durch die anderen



Knut Kiepe ist Diplom-Sozialarbeiter und hat eine Weiterbildung zum TQM-Assessor. Seit 2006 ist er beim Gesamtverband für Suchtkrankenhilfe (GVS) als Suchtreferent für den Bereich der Selbsthilfe tätig.

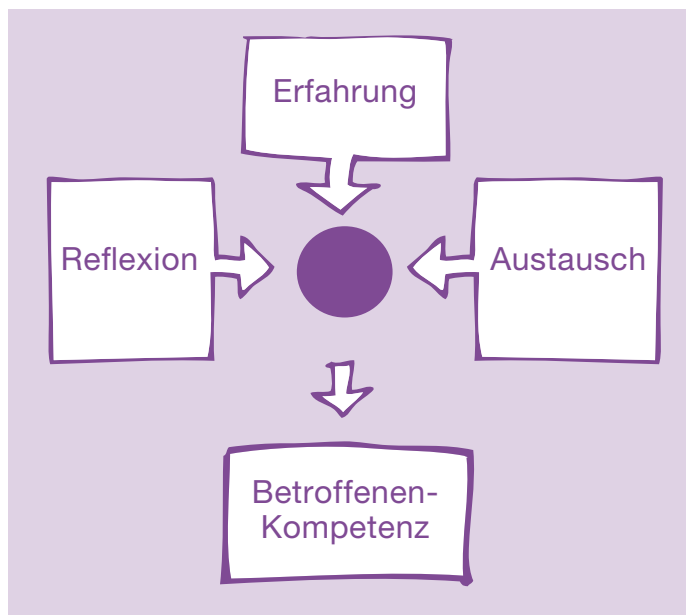
Mitglieder der Gruppe, Ansprüche von innen und außen erzeugen den Wunsch beziehungsweise die Notwendigkeit nach Austausch und Entlastung.

In diesem Spannungsfeld von persönlichen Erfahrungen, Reflexion und Austausch mit anderen und mit dem Zugewinn an Wissen und Kenntnissen entsteht oftmals die sogenannte Betroffenen-Kompetenz, die wiederum anderen Menschen zugute kommt.

Wichtig ist jedoch, dass Menschen, die mit dieser beschriebenen Betroffenheits-Kompetenz ehrenamtlich andere unterstützen, dies nach Möglichkeit in Zusammenarbeit mit bestehenden Suchthilfe-Systemen tun sollten, damit sie ihrerseits von diesen unterstützt werden können. Voraussetzung für ihr Engagement sind selbstredend das eigene Interesse und der Wille zum Engagement für andere. Eine vielfach bestätigte Erfahrung ist auch die, dass der Einsatz von Betroffenen-Kompetenz nur dann funktioniert, wenn es einem selber gut geht und genügend Ausdauer und Durchhaltevermögen vorhanden sind.

Wo es um Einsatz und Wirkung von Betroffenen-Kompetenz geht, öffnet sich ein weites Feld der Möglichkeiten und Chancen – und die Frage nach den Grenzen folgt auf dem Fuß. Gerade im Spannungsfeld zwischen ehrenamtlich und professionell Tätigen in der Selbst- und Suchthilfe wird diese Diskussion immer wieder geführt. Bemühungen um Kooperation und Vernetzung gestalten

sich häufig sehr unterschiedlich. Das mag unter anderem daran liegen, dass sich die professionelle Suchthilfe und die Selbsthilfe – obwohl beide anerkanntermaßen Teil des bundesweiten



Suchthilfesystems – weitgehend als eigenständige Organisationsformen verstehen. Es gibt durchaus große Schnittmengen und die Zusammenarbeit hat häufig Tradition. Vielfach wird jedoch auch von großer Distanz berichtet, allein das Stichwort „Professionalität“ erhitzt bisweilen die Gemüter. Von der Selbsthilfe aus werden Unterschiede immer mal wieder negiert – sind die freiwillig engagierten Menschen nicht eigentlich die besseren „Profis“? Die professionelle Suchthilfe jedoch lehnt eine Einmischung in ihre – durch Ausbildung, Studium, Weiterbildung und Praxis erarbeiteten – Kompetenzen und Erfahrungen weitgehend ab.

Ebenso wie es in der Selbsthilfe heißt „Gemeinsam, nicht einsam“, gilt dieses Motto auch für das kooperative Wirken. Betroffene müssen mit den Professionellen zusammenwirken, ihr großes Potential muss dabei aber aktiv gepflegt und gefördert werden. Und dies sollte auf Augenhöhe passieren!

www.suchtselbsthilfe-netzwerk.de

- 1 Die 3 Suchtselbsthilfeverbände der Diakonie: Blaues Kreuz in Deutschland e.V., Blaues Kreuz in der Evangelischen Kirche Bundesverband e.V., Freundeskreise für Suchtkrankenhilfe – Bundesverband e.V.
- 2 Hüllinghorst, Rolf in: DHS Jahrbuch Sucht 2007, S. 145 ff., siehe auch Statistik der 5 Suchtselbsthilfe-Verbände von 2006.

Ach ja, Besuch kann natürlich kommen, auf Antrag ...

Freiwillig in den Knast gehen und inhaftierte Menschen begleiten ... | Christian Bakemeier

Beim ersten Mal ist es am Schlimmsten. Die Tür schlägt zu, der Schlüssel dreht sich und man ist allein mit rasenden Gedanken, der Wut, der Sehnsucht, den Sorgen und vielleicht auch mit der Scham. An der Tür befindet sich keine Klinke, der Blick auf einen tristen Hof wird durch ein betoniertes Gitter in kleine Rechtecke aufgeteilt. Hinter den Fenstern auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes sind die anderen Gefangenen nur zu erahnen, erst später beim Hofgang werden sie Gesichter bekommen, aber will man ihnen überhaupt begegnen?

Das Drücken der Klingel neben dem Türrahmen ruft erst nach einer Weile einen Vollzugsbeamten herbei, der, selbst wenn er freundlich und nicht mürrisch ist, nur selten die gewünschte Antwort gibt, einen in der Regel auffordert, sein Anliegen schriftlich zu formulieren. Nein, er kann nicht die Frau anrufen, fragen, wie es ihr und den Kindern geht, auch einen Anwalt erreicht er jetzt nicht, da muss ein Brief geschrieben werden, Stift, Papier und Umschläge kann er zur Verfügung stellen, aber bitte nur die Anwaltspost zukleben, alles andere wird kontrolliert, der Kollege am nächsten Morgen kommt die Post dann abholen. Dass der Job weg sei, wenn der Arbeitgeber keine Meldung erhält, glaubt er gern, das hätte man sich eher überlegen müssen, vielleicht kümmert sich der Sozialdienst, der kommt in drei Tagen, wie

gesagt, einen schriftlichen Antrag braucht es, und jetzt muss er sich um seine Arbeit kümmern. Ach ja, Besuch kann natürlich kommen, auch auf Antrag, zweimal im Monat, für eine halbe Stunde, das werde später in Strafhafte mehr, da könne man dann auch telefonieren.

Der Justizvollzug bringt Sicherheit und Ohnmacht gleichermaßen

Durchschnittlich 80.000 Menschen verbüßen im Jahr eine Freiheitsstrafe in deutschen Justizvollzugsanstalten. Auch wenn nicht alle so nachhaltig aus ihren Lebensbezügen gerissen werden, wie der Protagonist in unserem Beispiel aus der Untersuchungshaft, schildern die meisten Gefangenen die erste Zeit in Haft als massiv belastend. Krisenhaft gestaltet sich dabei erfahrungsgemäß nicht so sehr die Anpassung an die Abläufe der Justizvollzugsanstalt. Deren starke Strukturiertheit und Reglementierung bieten schnell Orientierung und Sicherheit. Belastend sind vielmehr das Abgeschnittensein von der Welt draußen, von der Familie, von Freunden und Bekannten und die daraus resultierende Verunsicherung und Ohnmacht. Das persönliche Beziehungsgefüge der Gefangenen wird stark beeinträchtigt, Partnerschaften zerbrechen, Familien wenden sich ab, wenn eine Arbeit vorhanden ist, geht diese meistens verloren. Bevor der

eigentliche Prozess der Resozialisierung beginnen kann, wird ein Inhaftierter zuerst einmal nachhaltig de-sozialisiert.

Haft als Tiefpunkt – Haft als Wendepunkt

Für viele Straffällige ist das eine wiederkehrende Erfahrung. Der Blick in ihre Lebensläufe offenbart, dass einer Inhaftierung in der Regel eine lange Geschichte sozialer Brüche in Elternhäusern, Pflegefamilien oder Heimen vorausgeht. Echte Integrationschancen waren selten, wurden nicht geboten, nicht genutzt oder nicht erkannt; im Laufe der Zeit häuften sich die sozialen Schwierigkeiten. Armut, Arbeitslosigkeit, Verschuldung, Alkohol- und Drogenprobleme und Wohnungslosigkeit mündeten bei manchen in immer wiederkehrende Straffälligkeit.

Solch langfristigen Ausgrenzungsprozessen kann während der Haft oft nicht wirksam entgegengesteuert werden. Der Justizvollzug verfügt personell und strukturell über begrenzte Möglichkeiten und ist zu wenig mit externen Hilfeangeboten vernetzt. Nachhaltige, die Haftentlassung überdauernde Hilfeprozesse können so zu selten erfolgreich gestaltet werden, mehr als jeder zweite Haftentlassene wird rückfällig, viele landen wieder im Gefängnis.

Gefangene besuchen

Vielleicht sind es die geringe Hoffnung und die große Perspektivlosigkeit der Menschen in Haft, die Christen dazu bewegen, sich gerade hier zu engagieren. Kirche und Diakonie wollen Menschen in Haft begleiten und auf ihrem schwierigen Weg zurück in die Freiheit und die Gemeinschaft unterstützen. Sie formulieren in diesem Spannungsfeld ihre ureigene Verantwortung: „Ich bin gefangen gewesen und ihr habt mich besucht (Matthäus 25, 36)“ gilt als Leitmotiv von Gefängniseseelsorge und diakonischer Straffälligenhilfe gleichermaßen.

Gelebt wird das Motiv im Dienst einer großen Zahl von Seelsorgerinnen und Seelsorger in den Vollzugsanstalten, den Aktivitäten vieler diakonischer Einrichtungen im Bereich der hauptamtlichen Straffälligenhilfe und nicht zuletzt im freiwilligen Engagement vieler Gemeindeglieder. Wer freiwillig in den Justizvollzug geht, um Gefangene zu besuchen, bildet mit seinem Dienst, mit seiner Person eine Brücke von draußen nach drinnen, knüpft Beziehungen neu oder wieder an oder bringt auf vielfältige andere Weise Sinn in den oft grauen Alltag einer Justizvollzugsanstalt.

Dabei soll die freiwillige Hilfe die Angebote der professionellen Sozialarbeit keineswegs ersetzen. Vielmehr handelt sie unabhängig von einem fachspezifischen Auftrag und setzt ganz auf die Begegnung zwischen Menschen. Sie vertraut darauf, dass die freiwilligen Helferinnen und Helfer mit den Gefangenen ins Gespräch kommen, ihnen zuhören und sich mit ihnen austau-

schen über ihre Alltagserfahrungen, über ihre Probleme, aber auch ihre Werte und Normen. Die Freiwilligen werden so gleichermaßen zu wichtigen Beziehungs- wie zu Lernpartnern während der Haft.

Brücken bauen in die Freiheit

Steht für einen Inhaftierten die Entlassung an, engagieren sich Freiwillige oft mehr und intensiver für „ihre Schützlinge“, als professionelle Helferinnen und Helfer das könnten. Während die Zuständigkeit des Vollzuges mit dem Entlassungstag endet, beginnt für straffällig gewordene Menschen die gleichermaßen herbeigesehnte wie problematische Nach-Entlassungs-Phase. In dieser kommt es zu überproportional vielen Rückfällen. Die Begleitung durch freiwillige Helfer kann in dieser Phase ein Stabilitätsgarant sein und den Haftentlassenen über die zwangsläufig auftretenden Frustrationserlebnisse bei der Arbeits- oder Wohnungssuche, bei Behördengängen oder auch bei Problemen in der Familie hinweghelfen.

Aufmerksamkeit schaffen für das Leben hinter den Mauern

Dass Menschen freiwillig in den Justizvollzug gehen, erfüllt aber nicht nur hinter den Mauern eine wichtige Funktion. Genauso bedeutend ist es, dass die Freiwilligen das Erlebte mitnehmen in ihr alltägliches Lebensumfeld, darüber berichten und sich darüber austauschen. Sie schaffen damit ein Stück Transparenz und Einflussnahme in einem Teilbereich unserer Gesellschaft, der sonst nur öffentlich wird, wenn es zu „Vorfällen“ kommt.

Die Arbeit mit Straffälligen im Allgemeinen und mit Inhaftierten im Besonderen ist ein steter Grenzgang. Wer ihn wagt, begegnet in der Regel nicht Tätern, die ihre gerechte Strafe verbüßen, sondern Menschen in großer Not, gefangen in einer Institution, die stark reglementiert ist und die von den Betroffenen als lebensfeindlich und ohne Ausweg erlebt wird. Freiwilliges Engagement kann hier in unterschiedlichster Weise wirken: Bei der Bewältigung lebenspraktischer Anforderungen, bei einer sinnvollen Freizeitgestaltung, sozial unterstützend und in Krisen seelsorgerlich begleitend.

Wer in eine Justizvollzugsanstalt geht um zu helfen, kann nicht nur sein Gegenüber in Frage stellen, sondern muss dies auch mit sich selber tun. Der freiwillige Dienst braucht daher eine gute und qualifizierte Vorbereitung und Begleitung, angemessene finanzielle Rahmenbedingungen und hinter all dem einen ausdrücklichen politischen Willen. Dies herzustellen und zu bewahren sind originäre Aufgaben von Kirche und Diakonie.

www.diakonie.de/straffaelligenhilfe-2215.htm

Bundesweit tätige diakonische Organisationen

**SCHWARZES KREUZ
Christliche Straffälligenhilfe e. V.**
Telefon: +49 (0) 5141-946160
info@schwarzes-kreuz.de
Jägerstraße 25 a
29221 Celle

**Evangelische Konferenz
für Straffälligenhilfe
Fachverband im Diakonischen
Werk der EKD**
Telefon: +49 (0) 30 83 001 368
straffaelligenhilfe@diakonie.de
Reichensteiner Weg 24
14195 Berlin

Predigt zu Lukas 10, 25-37

Predigtgedanken zum Thema „Ehrenamtliches Engagement“ | Sven Quittkat

Die Geschichte von einem, der nicht wegschaut.

Er hatte keinen Auftrag. Niemand sagte ihm, er solle es tun. Er bekam es nicht bezahlt, vielleicht hörte er nicht einmal ein Wort des Dankes. Und dennoch tat er es. Er überlegte nicht lange, sah die Not und packte an. Als „barmherziger Samariter“ hat er dann Eingang ins neue Testament gefunden und ist zum allseits bekannten „topos“ geworden. Eine Hilfsorganisation nennt sich nach ihm, in den Einrichtungen der Diakonie ist diese Geschichte die meisterzählte. Ich lese uns aus dem Lukasevangelium Kapitel 10, die Verse 25-37:

Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn und sprach: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? **26** Er aber sprach zu ihm: Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie liestest du? **27** Er antwortete und sprach: „Du sollst Gott, deinen HERRN, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst.“ **28** Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; tue das, so wirst du leben.

29 Er aber wollte sich selbst rechtfertigen und sprach zu Jesus: „Wer ist denn mein Nächster?“ **30** Da antwortete Jesus und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus und schlugen ihn und gingen davon und ließen ihn halbtot liegen.

31 Es begab sich aber ungefähr, dass ein Priester dieselbe Straße hinabzog; und da er ihn sah, ging er vorüber. **32** Desgleichen auch ein Levit; da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber. **33** Ein Samariter aber reiste und kam dahin; und da er ihn sah, jammerte ihn sein, **34** ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goss darein Öl und Wein und hob ihn auf sein Tier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein. **35** Des anderen Tages reiste er und zog heraus zwei Groschen und gab sie dem Wirte und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst dartun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wiederkomme.

36 Welcher dünkt dich, der unter diesen Dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? **37** Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm tat. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin und tue desgleichen!

Unterstützung
Fordern



Foto: fotolia.de © Ockay Berice

Dem Schriftgelehrten geht es um das ewige Leben. Jesus antwortet, indem er vom Leben erzählt. Und das gelingt, wenn wir die beachten, die mit uns leben. Wie das gelingt, erfahren wir in einer Geschichte von einem, der nicht wegschaut. Und sich freiwillig engagiert. Kirche und Diakonie leben durch das ehrenamtliche Engagement vieler Menschen. So hat Kirche begonnen, und nur so wird sie überleben: Indem sich aufgeweckte und kreative Menschen einbringen, einmischen, ihre Kompetenzen einsetzen für das, was Gott in dieser Welt sichtbar machen will.

Die Geschichte vom helfenden Samariter zeigt einige wichtige Aspekte auf, wie sich ehrenamtliche diakonische Arbeit äußert und in welchen Rahmenbedingungen sie geschieht – oder geschehen sollte. Schauen wir einmal genauer hin:

(1) Wache Augen, offenes Herz, klarer Verstand. Der Samariter schaut nicht weg. Er sieht, was vor Augen und auf dem Weg liegt. Und mehr noch: Er lässt sich im Herzen anrühren von dem, was seine Augen sehen. Was sehen wir am Wegrand? Und was folgern wir aus dem, was wir sehen? Eine ganze Ansammlung von Argumenten zum Selbstschutz und Wegsehen hält unser inneres Verteidigungssystem in Sekundenschnelle parat: „Bin ich nicht für zuständig“ „Vielleicht schläft er nur“, „Ich bin auch nur auf der Durchreise“, „Schau mal, die Anderen gehen auch weiter“. All das haben vielleicht der Levit und der Priester gedacht – und einem dieser Einwände gehorcht. Vielleicht hat auch der Samariter diese Einwände als innere Stimmen gehört. Doch er folgt ihnen nicht. Er hört auf eine andere Stimme seines Herzens, die ihm sagt: „Geh hin und sieh nach, was dran ist.“

Wissenschaftler haben durch Befragungen von ehrenamtlichen Ersthelfern herausgefunden: Es gibt anscheinend so einen spontanen Helferimpuls, der das Weglaufen verhindert und Menschen zu Rettern macht, und zwar unabhängig davon, ob der Notleidende zur Familie oder dem Bekanntenkreis gehört oder nicht. Es reicht, dass wir die Not erkennen und uns in die Lage des anderen versetzen. Das schon verleiht Kräfte, über sich hinaus zu wachsen. Wie gut, dass viele Menschen nicht den ängstlichen Stimmen vertrauen, sondern mit wachen Augen, einem offenen Herz und klarem Verstand tätig werden.

(2) Begegnung auf Augenhöhe. Nur wer sich niederkniet, kann helfen. Man muss schon nah herangehen, um zu erkennen, welche Maßnahmen ergriffen werden müssen. Von oben, aus der Distanz heraus kann ich die Lage nicht gut einschätzen. Vielleicht ist das der große Vorteil der Ehrenamtlichen: Sie begegnen den anderen meist auf Augenhöhe. Mittlerweile fördert die Diakonie gezielt Projekte, die als Qualitätsmerkmal aufweisen, Betroffene zu beteiligen. Von oben her, aus sicherer Position für andere Gutes zu initiieren birgt die Gefahr, bei Almosen stehen zu bleiben oder am Bedarf vorbei zu helfen. Das korrigiert die eigenen Vorstellungen vom Helfen: Sich auf Augenhöhe zu begeben, und mehr noch, die aktiv mit einzubeziehen, die in Notlagen geraten sind.

Auch deshalb ist es so wichtig, auf die zu hören, die nah dran sind, am Leben und Leiden. In einer anderen Geschichte fragt Jesus den Blinden am Wegesrand: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ (Lukas 18,41) Diese Frage erst führt zur echten Begegnung. Jesus speist nicht mit Almosen ab, er fordert zum Nachdenken über die eigene Situation auf. Er aktiviert die Selbsthilfe, und erst nach dem Beantworten der Frage wird die zielgerichtete Hilfe auch angeboten.

(3) Erstmaßnahmen oder: Die Not sehen und das Notwendige tun. Wie einfach Hilfe doch ist. Manchmal ist es nicht dran, nach den Anderen oder den Strukturen zu fragen. Manchmal geht es nur um das Nahe-Liegende und Not-Wendende. Der Samariter verarztet und verbindet. Und er holt aus der Gefahrenzone. Anscheinend sind das die ihm möglichen Dinge. Es überfordert ihn nicht, er hat Öl dabei zur Wundbehandlung, er findet etwas zum Verbinden und ist in der Lage, den Verletzten zu transportieren. Vergleichsweise klein ist der finanzielle Einsatz, groß aber ist sein zeitlicher Aufwand. Ja, er wird unterbrochen in seiner Reise. Ja, er hat Unannehmlichkeiten. Ja, er muss zusehen, wohin er den Mann bringen kann. Doch er zeigt sich als findig. Ein Gasthaus auf dem Weg wird ihm zur Anlaufstation und zum Hoffnungszeichen: Die Hilfe ist zeitlich und kräftemäßig begrenzt.

(4) Rastplätze suchen und schaffen. Der Ersthelfer wird entlastet. Ihm wird nicht zu viel aufgebürdet. Er kann den Notleidenden an jemand anderen übergeben. Das lässt mich nach unserem Umgang mit Ehrenamtlichen fragen: Was muten wir ihnen zu? Überfordern wir sie ständig, oder bieten wir ihnen auch Gasthäuser und Rastplätze an zum Ausruhen und Ablegen ihrer Lasten? Sind die Arbeitsbereiche des ehrenamtlichen Engagements gut definiert und abgesteckt, und respektieren die Hauptamtlichen diese Rahmenbedingungen und Absprachen auch? Der Freiraum zum ehrenamtlichen Engagement muss seines Namens würdig bleiben und darf nicht schleichend in eine vorausgesetzte Selbstverständlichkeit oder ständige Überforderung münden. Freude an der ehrenamtlichen Tätigkeit und Freiwilligkeit sind Rahmenbedingung und Motivation zugleich. Und ein Nein, oder viel häufiger noch: das zögerliche Schweigen einer Ehrenamtlichen muss dem Hauptamtlichen sofortiges Signal sein, dass hier jemand schon bis an ihre Grenzen geführt worden ist.

(5) Nachhaltigkeit, oder: danach fragen, was noch dran ist. Der barmherzige Samariter kann die Zukunft des Verletzten in den Blick nehmen und zugleich auch eine Lösung für seine Rolle des Helfens entwickeln. Er erschließt neue Ressourcen der Hilfe, indem er andere beteiligen kann. Zugleich zeigt er sich höchst verantwortlich, indem er eine nachhaltige Versorgung gewährleistet. Man kann hier hineinlegen, dass Ehrenamtliche und Hauptamtliche gut vernetzt miteinander arbeiten. Von der Geschichte her, die Jesus damals erzählt hat, ist das sicher eine Überinterpretation. Von unserer heutigen gesellschaftlichen Situation gedacht, ist es angemessen. Ja, wir arbeiten heute in fast allen Bereichen diakonischer Hilfeleistung spezialisiert, professionalisiert und in hauptamtlichen Strukturen. Und das ist gut so, bedenkt man die Entlastungen, die das mit sich bringt. Und wir erwarten auch für uns selbst professionelle Hilfe und Betreuung, im Krankenhaus, der Altenpflege, in Behindertenzentren, in Jugendwerkstätten und Kindertageseinrichtungen. Und doch gibt es Situationen, da ist einfach menschliche Zuwendung gefragt: Ein Gesicht, das sich herabbeugt und hinsieht. Eine Hand, die sich beruhigend auf die Schulter legt und tröstet. Füße, die sich in Bewegung setzen und Wege mitgehen. Ein Ohr, das zuhört, eine Stimme, die beruhigende Worte findet. Und vielleicht ist das die geheime Stärke diakonischen Handelns, wenn ein Mensch sein Herz öffnet für das, was den anderen angeht.

(6) Diakonie kostet. Auch das ist Diakonie und ehrenamtliches Engagement: Wenn sich der Geldbeutel öffnet. Denn Diakonie kostet. Umsonst ist Hilfe nicht zu haben. Zeit und Kraft,

Ideen, und eben auch: Geld müssen wir investieren, wenn wir anderen helfen wollen. Diakonisches Handeln lebt auch davon, dass viele Menschen spenden. Erst dann kann das getan werden, was Not tut. Erst durch Spenden ist heutzutage eine gute Begleitung der Ehrenamtlichen zu verwirklichen, können Projekte und Kampagnen in Gang gesetzt werden. Durch Spenden übrigens wird in Kirche und Diakonie auch die Aus- und Weiterbildung gefördert, für Hauptamtliche, und mehr noch: Für die Ehrenamtlichen. Denn Professionalität bringen nicht nur die bezahlten Mitarbeitenden ein, auch Ehrenamtliche arbeiten professionell und haben das Recht auf Weiterbildung ihrer Kompetenzen und Reflexion ihres Handelns.

(7) Sich abgrenzen können. Manchmal muss man auch seufzen dürfen: Es gibt so viel Leid und Elend. So viel Not wäre zu lindern. Wenn man das eine Loch gestopft hat, tut sich schon



Sven Quittkat,
Pastor, ist im Diakonischen Werk Hannovers zuständig für Diakonische Theologie und Presse- und Öffentlichkeitsarbeit.

ein anderes auf. Gerade hat man dem einen geholfen, bekommt schon die andere Probleme. Auch das ist eine diakonische Einsicht und eine evangelische Haltung: „Ich muss nicht alles tun.“ Die eigene Person darf und muss ich schützen. Und nicht immer ist eine intensive Beziehung notwendig. Ich finde es erstaunlich entlastend: Der Fremde aus Samarien kann abgeben. Er begnügt sich damit, im Leben des anderen eine Episode zu sein. Er kann nicht das ganze Heil des Mannes am Wegesrand herstellen, und er will es auch nicht. Und doch ist ihm das Schicksal des Fremden nicht gleichgültig. Er baut ein

Wiedersehen in seinen Abschied ein. Er sichert die Hilfeleistung finanziell ab. Auch das scheint im Rahmen seiner Möglichkeiten und ist eine freiwillige Handlung. So wird ein Abschied und eine gesunde Abgrenzung möglich, ohne dass die Hilfe ins Leere läuft.

Das alles also erzählt Jesus mit der Geschichte von einem, der sich freiwillig engagiert. Und zeigt, wie wertvoll das ehrenamtliche und freiwillige Engagement ist. Deshalb sind es unsere Ehrenamtlichen, Frauen und Männer, Kinder, Jugendliche und Senioren, die den Reichtum der Kirche ausmachen.

Schauen wir zuletzt noch einmal auf die Rahmenhandlung: Jesus wird von einem Schriftgelehrten nach der Erfüllung der Gebote Gottes gefragt. Seine Geschichte vom barmherzigen Samariter erzählt, was Gottesdienst in der Welt ist.

„Geh hin und tue ebenso“, sagt Jesus. So einfach ist es. Den Anderen sehen. Und ihm das geben, was dran ist. Damit die Welt heute schon ein Zeichen der Liebe Gottes erfährt.

Wie gut, dass der barmherzige Samariter nicht nach den Hilfsstrukturen des Landes Israel gefragt hat, sich nicht auf andere verlassen hat. Er zeigt uns, dass es im Sinne Jesu ist, wenn ein Mensch sich ein Herz nimmt und auf den anderen zugeht. Viel kann daraus erwachsen, oft Unverhofftes, oft Überraschendes. Und davon, so ahnen wir ja, leben wir: Von dem, was spontan und unerwartet unter uns Menschen aufblüht. Weil einer einfach beginnt, mit dem, was dran ist.

Der Samariter damals hat der Geschichte nach kein Wort des Dankes gehört. Wir aber haben die Möglichkeit, das anders und besser zu machen. Deshalb schließe ich mit diesem Satz: Danke, liebe Ehrenamtliche, für alles, was Ihr tut, mit Leidenschaft und Kreativität, zum Wohl der Menschen und zur Ehre Gottes.

Amen.

Fürbitte von Ehrenamtlichen | Sven Quittkat

1. Dankbar sind wir, weil Du uns würdigst, Deine Werke in dieser Welt zu tun, deine Liebe auszubreiten. Weil Du, Gott, uns wert schätzt, wollen wir das tun, was wir können, und wissen dabei: Wir tun es für Dich und die Menschen, die unsere Hilfe brauchen.
2. Gott, manchmal fühlen wir uns dennoch klein und unscheinbar, nicht begabt oder zu wenig berufen, um loszugehen und mitzumachen. Gib uns Ehrenamtlichen mehr Mut, dass wir nicht denken, andere könnten es besser und sollen es tun. Gib uns das Bewusstsein, dass eine jede und jeder begabt ist und seinen Auftrag hat. Unsere Kirche wird stark und lebendig, wenn wir uns nicht auf die anderen verlassen, sondern mit anpacken und gemeinsam arbeiten für Deine Sache, für Dein Reich.
3. Du, Gott, siehst nach den Geringsten, nach denen, die wir so leicht übersehen und überhören. Wenn wir dich in dieser Welt suchen, dann müssen wir erkennen, dass du uns in den Schwachen und Verachteten begegnen möchtest. So trifft dich alles, was wir anderen tun oder lassen, wo wir anderen helfen oder Hilfe versäumen. All unsere Worte, gute und feindselige, gelten dir genauso.
4. Deshalb bitten wir dich:
Lass uns anfangen, in Liebe zu leben und anderen zu helfen. Lass uns dabei nicht nach großen Taten schauen, sondern danach, was wir unseren Nachbarn tun können, denen, die wir mögen, und auch denen, mit denen wir es schwer haben. Hilf uns, dass wir bei dir die Barmherzigkeit lernen und auf diesem Weg Fortschritte machen.

Amen.

Meditationen zum Thema Freiwilliges Engagement im Gottesdienst

Gebete | Sven Quittkat

Eigentlich

eigentlich
wissen wir doch
was zu tun ist
wenn wir nicht wegsehen
und weghören
wenn wir nicht ausweichen
und beschönigen
wenn wir nicht argumentieren
und entschuldigen
wenn wir nicht sagen:
die anderen sollen.
eigentlich, ja eigentlich
wissen wir doch
was zu tun ist
wenn wir innehalten
und unser Herz sprechen
lassen.

Sven Quittkat

Das Nötige tun

hinsehen und wahrnehmen
hingehen und lächeln
sich ein Herz nehmen
die Hand reichen
so wenig
und doch so viel
Sven Quittkat

Gott, wir wissen, was zu tun wäre, wenn wir die Not der anderen sehen:

Es sagt uns unser Gewissen, es sagt uns die Vorstellung, wenn wir an des Anderen Stelle wären.
Du sagst es uns.
Deshalb, guter Gott,
lass uns hören – auf Dein Wort und die Stimme unseres Nächsten,
lass uns achten – auf das, was um uns herum geschieht,
lass uns innehalten – und unser Herz öffnen, wenn Du uns zeigst, wo ein Mensch leidet,
lass uns nicht zögern – wenn Du deine Liebe ausbreiten möchtest, indem wir handeln.
Sven Quittkat

„Wenn Gott den Menschen misst, legt er das Maßband nicht um den Kopf, sondern um das Herz.“ (Irisches Sprichwort)

Lieder | Sven Quittkat

Du bist ein Engel | Text und Musik Fritz Baltruweit | © tvd-Verlag, Düsseldorf

h fis h
1. Du bringst mir ei - ne gu - te Nach - richt. Du machst mein
A⁴ 3 D G
Le - ben froh. Wenn du da bist, wird mein
fis h e 7 A⁴ 3
Le - ben leicht. Du öff - nest ei - ne Tür zu ei - ner
fis Fis h G e A⁴ 3
and - ren Wirk - lich - keit, die ü - ber - steigt Raum und Zeit.
D A h G e 3
Refrain: In dei - ner NÄ - he ha - be ich den Him - mel er -

A D A h fis G A⁴ 3
blickt. Du bist ein En - gel, ein En - gel von Gott ge -
D A D A h fis G A⁴ 3 D
schickt. Du bist ein En - gel, ein En - gel von Gott ge - schickt.
2. Du bringst mir Licht in meine Zeiten. Du schenkst mir neue Kraft.
Wenn du da bist, wird mein Leben leicht. Du öffnest meine Tür
zu einer andren Wirklichkeit, die übersteigt Raum und Zeit. **Refrain**
3. Du gibst mir Schutz vor den Gefahren. Du lässt mich nicht allein.
Wenn du da bist, wird mein Leben leicht. Du öffnest eine Tür
zu einer andren Wirklichkeit, die übersteigt Raum und Zeit. **Refrain**
4. Du nimmst mich an die Hand am Ende und führst mich in das Licht.
Wenn du da bist, wird mein Leben leicht. Du öffnest deine Tür
zu einer andren Wirklichkeit, die übersteigt Raum und Zeit. **Refrain**

Gut, dass wir einander haben

| Text & Melodie:

Manfred Siebald

© 1990 SCM Hänssler,

71087 Holzgerlingen

Refrain

C Em F

Gut, daß wir ein - an - der ha - ben, gut, daß wir ein - an - der
 Gut, daß wir nicht uns nur ha - ben, daß der Kreis sich nie - mals

C Dm Em Am ^{1.} Dm

sehn, Sor - gen, Freu - den, Krä - te tei - len und auf ei - nem We - ge
 schließt und daß Gott, von dem wir re - den,

G ^{2.} Dm F/G C *Fine* Dm⁷ G⁷

gehn. hier in uns - rer Mit - te ist. 1. Kei - ner, der nur
 2. Kei - ner, der nur
 3. Kei - ner ist nur

C Dm⁷ G⁷ C

im - mer re - det; kei - ner, der nur im - mer hört.
 im - mer ju - belt; kei - ner, der nur im - mer weint.
 im - mer schwach, und kei - ner hat für al - les Kraft.

D⁷ Em Am⁷ D⁷

Je - des Schwei - gen, je - des Hö - ren, je - des Wort hat sei - nen
 Oft schon hat uns Gott in uns - rer Freu - de, uns - rem Schmerz ver -
 Je - der kann mit Got - tes Ga - ben das tun, was kein and - rer

G Dm⁷ G⁷ C

Wert. Kei - ner wi - der - spricht nur im - mer;
 eint. Kei - ner trägt nur im - mer and - re;
 schafft. Kei - ner, der noch al - les braucht, und

Dm⁷ G⁷ C D⁷

kei - ner paßt sich im - mer an. Und wir ler - nen,
 kei - ner ist nur im - mer Last. Je - dem wur - de
 kei - ner, der schon al - les hat. Je - der lebt von

D. C. al Fine

Em Am⁷ D⁷ G G⁷

wie man strei - ten und sich den - noch lie - ben kann.
 schon ge - hol - fen; je - der hat schon an - ge - faßt.
 al - len an - dern; je - der macht die an - dern satt.

„Was mir guttun würde? Kinder!“

Freiwillige in Kitas singen, lesen vor – spenden Zeit

| Detlev Brockes

„Oma“ für Kita-Kinder

Seit neun Jahren gibt es im Kindergarten der Osterkirche Bramfeld eine ehrenamtliche Kollegin. Die 72-jährige Helga Klingbeil kommt an zwei Vormittagen pro Woche, manchmal springt sie an weiteren Tagen ein. „Nach dem Tod meines Mannes fragte mich eine Freundin, was mir guttun würde. Ich antwortete spontan: Kinder!“, erzählt die Seniorin, die selbst keine Kinder hat. Sie rief in der Kita an, stellte sich vor – und fing am nächsten Tag an. „Ich bin hier integriert und bekomme so viel zurück“, freut sich Helga Klingbeil, die für die Jungen und Mädchen wie eine Oma ist. Die ehrenamtliche Kollegin ist zusätzlich in den Gruppen, an der Besetzung mit zwei Fachkräften ändert sich dadurch nichts.

Märchenerzählerin mit über 80

Drei Frauen helfen in der St.-Michaelis-Kita im Stadtteil Neugraben mit. Eine Seniorin, die über 80 ist, erzählt einmal pro Woche Märchen. Eine künstlerisch begabte Bibliothekarin im Ruhestand sieht jeweils mit einer kleinen Gruppe ein Bilderbuch an, anschließend malen die Kinder dazu. „Traumhaft schöne Kunstwerke entstehen dort“, schwärmt Kita-Leiterin Birgitt Poost. Eine dritte Ehrenamtliche, eine Hausfrau Mitte 40, arbeitet einmal die Woche im Gruppendienst mit.

Bezahlen muss die Kita nichts: „Fahrkosten fallen nicht an, alle drei Ehrenamtlichen kommen zu Fuß oder mit dem Rad“, sagt die Leiterin. Unfall- und haftpflichtversichert seien die Freiwilligen ohnehin über die Kirchengemeinde.

Lehrerin wird „Singpatin“

Als die Grundschullehrerin Regine Blum in Ruhestand ging, wusste sie: „Ich suche mir ein Ehrenamt.“ In der Zeitung las sie von „Singpaten“ für Kinder, die der bundesweite Verein „Il canto del mondo“ schult. Seit gut zwei Jahren besuchen Regine Blum und andere „Paten“ einmal wöchentlich die evangelische Kita St. Pankratius in Hamburg-Ochsenwerder und singen mit den Kindern. In Hamburg hat „Il canto del mondo“ seit 2007 mehr als 450 ehrenamtliche „Singpaten“ ausgebildet.

„Plauder-Café“ mit Senioren

Mit dem benachbarten Mehr- generationenhaus arbeitet die Jubilate-Kita in Hamburg-Öjendorf zusammen. Seniorinnen und Senioren lesen den Kindern vor, begleiten Erstklässler von der Schule zum Hort oder sprechen im „Plaudercafé“ über Spiele damals und heute. „Wir wollen diese Angebote noch ausbauen“, sagt Kita-Leiterin Frigga Prengemann.

Akademiker auf Jobsuche hilft im Büro

Christian von Minckwitz ist Fotograf und Betriebswirt, mehr als zwölf Jahre arbeitete er im Verlagsmarketing – bis seine Stelle eingespart wurde. Nun ist der 45-Jährige auf Jobsuche. Und arbeitet seit einem Jahr ehrenamtlich im Kindertagesheim am Michel, für drei bis vier Stunden pro Woche. „Ich wollte mich in der Zwischenzeit etwas nützlich machen“, sagt von Minckwitz. Er übernimmt Telefondienst im Büro, entwirft Artikel für den Gemeindebrief, vergleicht Angebote für ein neues Spielgerät.

Ein arbeitsuchender Akademiker als Bürohelfer für Gotteslohn? „Das ist sicher ein Sonderfall“, sagt Ursula Dünne. Meist würden Ältere anfragen. Derzeit seien in der Kita drei Seniorinnen tätig, die den Kindern vorlesen, sie bei Ausflügen begleiten oder in der Küche helfen. Zuverlässigkeit sei wichtig, betont die Leiterin. Aber natürlich seien die Ehrenamtlichen zu nichts verpflichtet, sie könnten jede Arbeit in ihrem Tempo machen.

Firmen-Mitarbeiter spenden Zeit

Von einer „Zeitspende“ profitierte schon zweimal die Paulus-Kita im Stadtteil Heimfeld. Mitarbeiter von Sabre, einem Unternehmen aus der Reisebranche, kamen jeweils einen Vormittag in die Kita. Sie halfen beim Umstellen eines großen Schanks, fegten Sand im Außengelände zusammen, brachten Schilder an den Gruppenräumen an. „Das würde sonst ein Hausmeister erledigen, aber den haben wir nicht“, sagt Leiterin Brunhilde Franke. Außerdem wandten sich die „Zeitspender“ den Jungen in der Kita zu, organisierten Spiele und kickten im Park. Bei Sabre gehört es zur Unternehmenskultur, Arbeitszeit für gemeinnützige Tätigkeiten einzusetzen. Vermittelt hatte die „Spende“ ein Kita-Vater, der in der Firma arbeitet.



Detlev Brockes ist Journalist und Politikwissenschaftler und hat ein Redaktionsbüro in Lüneburg.



Fotos: DW Hamburg / Markus Scholz

Sie lesen vor, begleiten Hortkinder auf dem Schulweg, helfen bei Hausaufgaben: Senioren engagieren sich für die Jubilate-Kita im Osten Hamburgs.

Cityseelsorge | Alexander Pollhans

Die Idee

„Eigentlich wollte ich nur einkaufen, ein wenig bummeln, mich ablenken. Jetzt stehe ich hier, in der offenen Kirche, zwei Taschen in der Hand, den Kopf voller Gedanken. Die Ruhe tut mir gut – jetzt könnte ich reden – schade, niemand da.“

Cityseelsorger sind qualifizierte Ehrenamtliche. Sie sind da, in einem Raum (Stadtkirche), der Menschen einlädt, sich einen Moment der Ruhe zu übergeben.

Zwei Stühle, eine Kerze – schlichte Einfachheit in einer Stadt, deren Farben, Formen, Geräusche so viel unserer Aufmerksamkeit auf sich zieht, dass wir ständig abgelenkt sind. Cityseelsorge – ein Raum der Nichtablenkung.

Zwei Menschen auf den Stühlen, vielleicht haben sie sich einander vorgestellt, vielleicht auch nicht. Evangelisch, katholisch, konfessionslos, Moslem, Hindu – Begegnungen in der Not

überwinden Konfessionsgrenzen. Cityseelsorge – Gespräche ohne Mission mit einer Mission.

Ein Mensch bleibt, der andere geht. Zurück in die Stadt. Reden heißt mitteilen, heißt teilen, heißt, mit weniger Last auf dem Lebensweg weitergehen. Cityseelsorge – befreiter weitergehen.

Cityseelsorge – die Mission: In lösungsorientierter Gesprächsführung ausgebildete Ehrenamtliche begegnen Suchenden, bereit, sich über Lebensfragen mitzuteilen in einem Raum, der ahnen lässt, dass es mehr gibt als Sorge. Kirche als architektonischer Raum – ihre Weite steht im Widerspruch zu der Enge die erlebt wird, wenn man sich sorgt. „Du stellst meine Füße auf weiten Raum.“ (Ps 31,9) Kirche als Ort, wo Sich-Sorgende freier werden, wo Leben neu Hoffnung und Perspektive gewinnt.



Alexander Pollhans, ev. Theologe; von 2000 bis 2002 Berater der Geschäftsführung der Betriebe Bethels für EDV-Fragen; 2002 bis 2005 Abteilungsleiter Marketing & Kommunikation in der Brocken-sammlung Bethel; seit 2005 Leiter der Freiwilligen-agentur Bethel (Betheljahr (FSJ), Ehrenamt, sonstige Freiwilligendienste, Zivildienst); Pollhans ist Kommunikationstrainer und coacht ehrenamtlich Cityseelsorger.

„Ich lebe und ihr sollt auch leben.“ (Joh 14,19)

Cityseelsorge ist bereits in vielen deutschen Städten ein niederschwelliges Angebot der christlichen Kirchen.

Drug Scouts: Aufklärer unter Gleichaltrigen Präventionsarbeit in Schleswig-Holstein fest in den Händen von Schülern | Birger Bahlo

„Der Nikotin-Schick ist wohl vorbei“, überlegt Paul. Der 19-Jährige aus Süderbrarup in Schleswig-Holstein fragt sich gerade, ob sein ehrenamtliches Engagement schon Früchte trägt. Unter Gleichaltrigen sieht er kaum noch Einsteiger. „Rauchen ist einfach nicht mehr sexy“, schlussfolgert er. Das ist auch ein Erfolg seines ehrenamtlichen Kampfes gegen Süchte in ihrer ganzen Bandbreite. Paul ist „Drug-Scout“. So wie zig andere junge Menschen im ländlich strukturierten Kreis Schleswig-Flensburg im Norden des Landes.

Finn (18) erlebte, wie seine Schwester die Drug-Scouts vor Jahren gründete. Er macht weiter, was sie begonnen hat. „Das macht eine Menge Spaß, mich fasziniert das gute Konzept – und die Freiheit, die wir dabei haben.“ Weil Schulfreunde auf Partys synthetische Drogen „einwerfen“, ist Anna (19) ebenfalls aktiv. Sie will sich in ihrem eigenen sozialen Umfeld erfolgreich gegen Drogen engagieren.

Alle Aussagen kennzeichnen den Kern des Suchtpräventionsprojekts: Junge Menschen wissen lange vor Eltern und Lehrern, welche Drogen aktuell in ihrer Region konsumiert werden. Sie sind somit Experten ihrer eigenen Lebenssituation. Weil die Bedeutung der Gleichaltrigen-Gruppe hinsichtlich der Bildung von Werten und Einstellungen gegenüber Familie und Schule insgesamt weiter zugenommen hat, sind sie – Stichwort: peer to peer – wichtige Stützen der Suchtprävention. Und sie schwächen das Gefälle zwischen Pädagogen und Jugendlichen ab. „Drug Scouts“ ist ein Kooperationsprojekt von Lehrern, Jugendarbeitern, Jugendlichen und ihren Eltern. Veranstaltet wird es von der Suchtpräventionsstelle des Suchthilfezentrums Schleswig und den Kinder- und Jugendschützern des Kreises Schleswig-Flensburg. Mittlerweile formieren sich auch in einem zweiten Landkreis, in Stormarn nahe Hamburg, Drug Scouts.

„Wir sind alle keine Engel oder Moralapostel“, sagt Paul. Er liebe es wie alle anderen, auf Partys zu gehen und ein paar Bier zu trinken. Jeder sollte aber seine Grenzen im Auge behalten.

Ansichten wie diese unterstreicht er eben nicht „mit dem erhobenen Zeigefinger, wie viele Ältere“, betont er. Anna drückt ihre Sorge aus, dass es manchen wichtiger sei, sich zu bekiffen, als ihre Freundschaften zu pflegen. Klare Überzeugungen wie diese kommen in ihrem Freundeskreis gut an, oftmals besser, als wenn Eltern so reden würden. Wegen dieser segensreichen Wirkung und weil sie das alles freiwillig machen, genießen sie auch in der Öffentlichkeit große Wertschätzung.

Die drei jungen Leute koordinieren als eingespieltes Team mit zwei weiteren Freunden die Arbeit der Drug Scouts in der Region. Dabei verstehen sie sich unter ihren Mitstreitern nicht als Leiter, sondern als Moderatoren oder Initiatoren. Sie veranstalten Aktionstage, machen Info-Veranstaltungen zum Rauchen, über Alkohol- und Drogenkonsum, haben dafür eigene Theaterszenen entwickelt, bieten für Feste eine Bar mit alkoholfreien Cocktails an und hatten 2007 eine eigene Radiosendung zum Thema Mediensucht produziert. Die Drug Scouts werden bei ihren Aktivitäten durch die Suchtpräventionsstelle unterstützt und begleitet. Die eigenen Vorstellungen, Ideen und Erfahrungen der Jugendlichen spielen dabei die Hauptrolle. Feste Bestandteile sind Besuche in den siebenten und achten Klassen. Dabei spulen sie nicht ein Programm ab wie in einem schlechten Frontalunterricht, sondern Brainstorming, Erzählen und Aufklären nehmen breiten Raum ein, und es flammen immer wieder die Diskussionen über die eigenen Grenzen beim Drogenkonsum auf.

Die Drug Scouts beschränken sich klar auf Präventionsarbeit und überlassen Beratung und Behandlung den Profis. Auf deren

Angebote machen sie durchaus mit dem nötigen Nachdruck aufmerksam, denn sie fühlen sich kompetent, Suchtverhalten unter Gleichaltrigen erkennen zu können. Sie beherrschen verschiedene Methoden wie etwa das Aktive Zuhören oder Gruppenarbeit, wobei sie auch von dem neuen Lernklima an ihren Schulen profitieren. Paul überlegt kurz, dann stellt er fest: „Bei uns gibt es keinen Frontalunterricht mehr, sondern das meiste wird von uns selbst erarbeitet.“ Ganz ähnlich läuft auch die Zusammenarbeit mit ihren professionellen Präventionskollegen des Suchthilfezentrums Schleswig ab. Diplom-Sozialpädagogin Silke Willer spricht von „Lebendigem Lernen“. Auffällig: Keiner redet davon, dass die Drug Scouts für ihre Aufgaben „geschult“ worden seien.

Dennoch sind sie nicht allein gelassen. Selbstverständlich haben sie jederzeit von sich aus die ihnen fehlenden Informationen bei den Profis abgefragt. Ganz sicher trägt diese neue Lehr- und Lernkultur zwischen allen Partnern des Projekts dazu bei, dass die Drug Scouts überhaupt keine Nachwuchssorgen haben. Jeder Jahrgang gebiert neue Aufklärer, die ihre eigenen Schwerpunkte setzen werden.



Silke Willer (2. v. r.) vom Suchthilfezentrum Schleswig trifft sich mit den Koordinatoren der Drug Scouts (v. l.) Anna, Paul und Finn, um die nächsten Projekte zu besprechen.

„In den Gemeinden schlummern so viele Schätze.“

Ermutigung zu einer Entdeckungsreise | Karen Sommer-Loeffen

Es lohnt sich, auf diese Entdeckungsreise zu gehen. Viele Menschen in den Gemeinden – und so unterstreicht es auch der 3. Freiwilligensurvey – würden sich engagieren, wenn die Rahmenbedingungen stimmten. Menschen, die Fähigkeiten, Ideen, Erfahrungen, Lebensweisheit, Ressourcen und Interesse mitbringen.

Worauf zu blicken ist:

- In der Ehrenamtsarbeit sollte nicht nur auf zu verteilende Aufgaben geschaut werden, sondern zumindest ebenso auf die Ressourcen, die die Menschen in der Gemeinde und im Stadtteil mitbringen.
- Ein weiterer Blick könnte über die Gemeinde hinaus auf den Stadtteil gerichtet werden, in dem Menschen angesprochen

und gewonnen werden können, gemeinsam an einem sozialen Netz zu knüpfen – ohne dass die Gemeinde ihr Profil und ihre Grundlage verlässt. „Wer seinen Traum von Gemeinde mehr liebt als die Gemeinde selbst, wird bald die Gemeinschaft aufgeben.“ – so drückte es Dietrich Bonhoeffer aus. Gemeinde und Kirche werden als stärkender Partner im Stadtteil wahrgenommen, wenn die Bedürfnisse und die vorhandenen „Schätze“ über die Gemeindegrenzen hinaus wahrgenommen werden. So gewinnt die Botschaft der Kirchengemeinde wieder neue Strahlkraft.

- Zuhören und Wahrnehmen sind die Voraussetzung dafür, den anderen, seine Bedürfnisse, seine Möglichkeiten, seine Wünsche und Ideen kennenzulernen. Es braucht dafür einen Raum, eine Kultur, eine Struktur und Handwerkszeug.

Unterschiedliche Modelle für Entdeckungsreisen – in sechs Beispielen

Evangelische Kirchengemeinde Essen-Schonnebeck: Eine Gemeinde macht sich auf den Weg

Ziel: Die bestehende Ehrenamtsarbeit zu systematisieren

Schritte:

- Der Arbeitskreis Ehrenamt, bestehend aus zwei Presbyterinnen, der Pfarrerin/dem Pfarrer und einer Ehrenamtlichen, erhält vom Presbyterium den Auftrag, die Ehrenamtsarbeit zu entwickeln.
- Begleitet wird der Prozess vom Ehrenamtskoordinator des Kirchenkreises Essen und von der Diakonie RWL.
- Analyse zu den Aspekten, wer schon ehrenamtlich engagiert ist, wer dies gern sein möchte und unter welchen Bedingungen. Analyseinstrument ist ein Fragebogen; er wird allen Gemeindebriefen beigelegt.
- Auswertung
- Treffen aller Ehrenamtlichen, Vorstellung der möglichen „Engagement-Felder“
- Gestaltung von Strukturen – zum Beispiel Erstellung einer Excel-Tabelle mit den Daten aller Ehrenamtlichen, regelmäßige Vorstellung des Themas im Gemeindebrief, im Gottesdienst
- Aufgabenbeschreibung aller „Engagement-Felder“ in der Gemeinde
- Entwicklung einer Anerkennungskultur - zum Beispiel regelmäßige Treffen, Geburtstagsgrüße, Erstellung eines Mailverteilers, um alle Ehrenamtlichen informiert zu halten
- Der Arbeitskreis „Ehrenamt“ besucht Fortbildungen.
- Er begleitet weiterhin den Prozess einer systematischen Ehrenamtsarbeit.

Fazit: Neben dem Fragebogen könnte zusätzlich die „aktivierende Befragung“ eingesetzt werden, da sie mehr qualitative Aussagen verspricht.

Es ist von großer Bedeutung, die geplanten Aktionen in allen Kreisen und Gruppen ausreichend bekannt zu machen. Durch die Befragung wurden neue Interessierte gewonnen, die bis dato nicht berücksichtigte Kompetenzen wie Internet-Know-How einbringen.

Tipp: Der Prozess ist in dem „Handbuch Gemeinde & Presbyterium: Systematische Ehrenamtsarbeit, Medienverband der Ev. Kirche im Rheinland“ anschaulich beschrieben.



Auf die Frage: „Was wünschen Sie sich als Anerkennungsform“ antwortet ein Gemeindeglied:

„Ich möchte Heiligabend mit meiner Familie im Gottesdienst Plätze in der ersten Reihe haben.“

Evangelischer Kirchenkreis Iserlohn: In jeder Gemeinde ein Ehrenamtskoordinator

Ziel: Die Ehrenamtsarbeit in allen Gemeinden stabilisieren

Schritte:

- Information zum Thema „Systematische Ehrenamtsarbeit“ auf dem Pfarrkonvent
- Einrichtung einer „Ehrenamtskoordination“ in einzelnen Gemeinden des Kirchenkreises. Der Beschluss wurde auf der Kreissynode erwirkt.
- Fortbildung an drei Tagen von je einem Interessierten pro Gemeinde zum Thema „Ehrenamtskoordination“ – überschaubarer Zeitrahmen, kostengünstig.
- Begleitung der 15 Ehrenamtskoordinatoren durch das Evangelische Erwachsenenbildungswerk auf Kirchenkreisebene

Fazit: Das sehr systematische und strukturierte Vorgehen bildet eine gute Basis einer gelingenden Ehrenamtsarbeit auf Kirchenkreisebene.

Der Kirchenkreis fungiert als „Dach“ – dadurch geschieht Ehrenamtsarbeit gleichzeitig in allen Gemeinden; zugleich wird das freiwillige Engagement durch das Erwachsenenbildungswerk begleitet.

Interessant ist, dass sich auch Interessierte aus den Gemeinden gemeldet haben, die sonst nicht so in die zentrale Gemeindegemeinschaft involviert sind.

Evangelischer Kirchenkreis Saar-Ost: Fusion – eine Möglichkeit, das Ehrenamt auf neue Füße zu stellen

Der Diakonie-Ausschuss des neu gegründeten Kirchenkreises Saar-Ost trägt die Verantwortung für die Entwicklung des Ehrenamtes.

Ziel: Die Gemeinden für das Thema „Entwicklung der Ehrenamtsarbeit“ gewinnen; Anerkennungskultur entwickeln

Bisherige Schritte:

- Erste Information des Gemeinde-Diakonie-Ausschusses über neue Entwicklungen im Ehrenamt
- Gewinnung des Pfarrkonventes für das Thema
- Treffen mit je drei Gemeindegliedern aus allen Gemeinden des Kirchenkreises, um in das Thema „Ehrenamt“ einzuführen

Fazit: Ein positiver Ansatz, dass der Gemeinde-Diakonie-Ausschuss sich des Themas annimmt.

Das systematische Vorgehen nimmt in behutsamen Schritten alle Gemeinden mit auf den Weg der manchmal auch mühsamen Ehrenamtsarbeit.

Evangelischer Kirchenkreis Essen:

Ein Koordinator für den gesamten Kirchenkreis

Ein sehr aktiver Arbeitskreis „Ehrenamt“ begleitet fünf Gemeindezentren, in denen sich jeweils die verschiedenen Ehrenamtsgruppen engagieren.

Ziel: Das Ehrenamt in allen Gemeinden zu entwickeln

Schritte:

- Ein ehrenamtlich tätiger Koordinator für das Ehrenamt begleitet die Essener Gemeinden und berät sie bei der Entwicklung des Ehrenamtes. Er koordiniert Projekte, die den gesamten Kirchenkreis betreffen.
- Er arbeitet mit verschiedenen örtlichen und überregionalen Einrichtungen zusammen.
- Der Koordinator berichtet dem Kirchenkreis und informiert die Gemeinden.
- Konkret konnte er erreichen, dass in verschiedenen Essener Gemeinden ein Koordinator für die Ehrenamtsarbeit eingesetzt wird; weitere Erfolge waren die Umsetzung einer systematischen Ehrenamtsarbeit durch einen Arbeitskreis und die Platzierung des Themas in den verschiedenen Presbyterien.
- Der Koordinator vertritt den Kirchenkreis bei der Mitgliederversammlung der Essener Ehrenamtsagentur.
- Der Koordinator ist Mitglied im „Arbeitskreis Ehrenamt“ des Kirchenkreises. Ihm gehören an: der Assessor, die Leitung des Ev. Bildungswerkes, die Leitung des Behindertenreferates, eine Presbyterin, eine für die Besuchsdienste zuständige Hauptamtliche und der Ehrenamtskoordinator.
- Der Ehrenamtskoordinator ist Synodalbeauftragter für das Ehrenamt.

Fazit: Hier wurde der Weg eines zentralen Ehrenamtskoordinators gewählt, der in die Gemeinden hineinwirkt. Der qualifizierte Koordinator arbeitet ehrenamtlich. Vom Kirchenkreis wird ihm ein Büro mit der dazu notwendigen Infrastruktur im Haus der Kirche zur Verfügung gestellt. Auch dieser Weg erweist sich als sehr konstruktiv.

Evangelische Gemeinde Fröndenberg-Bausenhagen: Was ein Ehrenamts-Koordinatorenkreis alles bewegt...

Ein sehr aktiver Arbeitskreis „Ehrenamt“ begleitet fünf Gemeindezentren, in denen sich jeweils die verschiedenen Ehrenamtsgruppen engagieren.

Ziel: Die Arbeit in den Zentren strukturieren, gemeinsame Standards für die Ehrenamtsarbeit entwickeln, die eigene Arbeit analysieren.

Schritte:

- Punktuelle Begleitung des Arbeitskreises durch die Diakonie RWL
- Der Arbeitskreis hat fast alle Bausteine einer systematischen Ehrenamtsarbeit umgesetzt.
- Noch nicht bearbeitete Themen wie „Abschiedsrituale“, „Erstgespräche“ werden bearbeitet.
- Ehrenamtstage für alle Ehrenamtlichen in der Gemeinde geben einen Überblick, an welcher Stelle die Gemeinde im Rahmen der Ehrenamtsarbeit gerade steht.
- Die Zusammenarbeit aller auf Augenhöhe wird eindrücklich gelebt.
- Permanente Evaluation der Arbeit

Fazit: Wichtig ist der äußerst aktive Arbeitskreis, der regelmäßig das Thema „Ehrenamt“ in die Gemeinde und in die Gremien kommuniziert.

Beide Pfarrer und das Presbyterium stehen aus vollem Herzen hinter der Arbeit. Ehrenamtliche und Hauptamtliche arbeiten „auf Augenhöhe“ miteinander.

Die Gemeinde investiert Zeit und auch Geld für ein Ehrenamtsbudget. Das macht sich an einem aktiven Ehrenamtsleben bemerkbar.

Diakonie Paderborn-Höxter im Kirchenkreis: Ehrenamtlichkeit als Verbindungsglied von Kirche und Diakonie

Im Bereich des Kirchenkreises Paderborn entwickelt eine Pfarrerin als qualifizierte hauptamtliche Koordinatorin die diakonische Ehrenamtsarbeit in den Gemeinden und diakonischen Einrichtungen. Die Einbindung der Arbeitsstelle in den Diakonieverein, dem alle Kirchengemeinden und diakonischen Träger im Kirchenkreis angehören, schafft die Verbindung zwischen gemeindlicher und institutioneller Diakonie.

Ziel: Förderung und Entwicklung des Ehrenamtes in Diakonie und Kirche

Schritte:

- Die Koordinatorin berät und begleitet die Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen in Fragen der Ehrenamtsarbeit
- Neue Ehrenamtsprojekte werden gemeinsam mit Kirchengemeinden oder Beratungsstellen der Diakonie konzipiert, geplant und angestoßen
- Neue Ehrenamtliche werden gezielt gesucht, ausgebildet und eingeführt
- Interessenten erhalten eine ausführliche Beratung, um möglichst passgenaue Aufgaben zu ihren Interessen und Begabungen zu finden
- Das diakonische Ehrenamt und Ehrenamtsprojekte werden in der Öffentlichkeit dargestellt
- Haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende werden durch Strukturierung der Arbeit in ihrem Miteinander gefördert und verbunden (zum Beispiel hauptamtliche Begleitung und Fortbildung für die Ehrenamtlichen)

Fazit: Durch die Entwicklung des Ehrenamtes wird die notwendige Vernetzung zwischen Gemeinden und Diakonie gefördert.

Die oft zu beobachtende Kluft zwischen Gemeinde und institutioneller Diakonie wird dadurch überwunden – zum Nutzen für alle.

Einige Aspekte zur Umsetzung einer gelingenden Ehrenamtsarbeit:

In der Ouvertüre liegt alles

„Keine Arbeit ohne Auftrag“ – dieser Satz aus dem Coaching gilt auch für die Ehrenamtsarbeit. Auf jeden Fall sollte das Presbyterium einen Auftrag erteilen und das Ziel möglichst konkret formulieren. Hier beginnt sie schon, die auch für die Ehrenamtsarbeit notwendige Klarheit. Eine gute Vorbereitung liegt zum Beispiel auch in einer guten Kommunikation und Öffentlichkeit innerhalb der Gemeinde zu den geplanten Aktionen.

Manchmal braucht man einen langen Atem... und kommt an

Ehrenamtsarbeit ist manchmal mühselig, da damit Veränderungen einhergehen können, die Ängste auslösen. Hier hilft es, immer wieder in direktem Kontakt, im Gemeindebrief, bei einer Gemeindeversammlung darzustellen, wie wichtig solche Veränderungen auch für die Entwicklung der Gesamtgemeinde sind. Vielleicht hilft es auch zu analysieren, welche Bausteine der systematischen Ehrenamtsarbeit in einer Gemeinde schon gelegt sind.

Es ist sowohl möglich, vom einzelnen schon funktionierenden „Baustein“ ausgehend eine komplexe Ehrenamtsarbeit aufzubauen als auch umgekehrt: vom Gesamtkonzept her einzelne notwendige Schritte zu entwickeln.

Ehrenamtsarbeit bedeutet Organisationsentwicklung

Neue Ideen, neue Engagierte, ein Arbeitskreis, der zum Thema „Freiwilliges Engagement“ Ziele formuliert und Aufgaben umsetzt, Klärung von Tätigkeitsfeldern, Klärung von Rollen und

Funktionen – um hier nur einige Veränderungen zu nennen, die mit einer systematischen Ehrenamtsarbeit einhergehen – bedeuten eine Veränderung und Entwicklung der Organisation.

Drei Aspekte zur Dynamik systematischer Ehrenamtsarbeit:

- Jedes Gemeindeglied, jeder Stadtteilbewohner, jede Organisation hat ein ungeahntes Potenzial, das manchmal schon aufblitzt. Wenn diese Schätze gehoben werden, entstehen neue Engagement-Felder und Netzwerke.
- Organisationen entwickeln sich immer in die Richtung, in die sie ihre Aufmerksamkeit lenken. Eine Organisation also, die die Ressourcen ihrer Gemeindeglieder wahrnimmt, wird diese Ressourcen weiter entwickeln helfen und sich dabei selber entfalten.
- Die Lebensfähigkeit einer Organisation hängt davon, ab, wie sehr sie sich auf eine sich wandelnde Umwelt einlassen kann. Ein verändertes Zeitbudget, unzählige Beschäftigungsmöglichkeiten, weniger Bindungsfreudigkeit, verschulte Studiengänge, die nur wenig Freiraum lassen, beschreiben nur auszugewisse die andere, sich wandelnde Lebenswirklichkeit der Menschen. Darauf zu reagieren, dort anzuknüpfen, bedeutet für die Gemeinde eine Herausforderung und eine Entfaltungschance.

Ermutigung

„Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ – so Martin Buber. Ehrenamt bedeutet, in Beziehung zu treten, den anderen und mich selbst bei der Entfaltung zu unterstützen. Gelingende Ehrenamtsarbeit eröffnet neue Perspektiven und schafft Lebendigkeit.

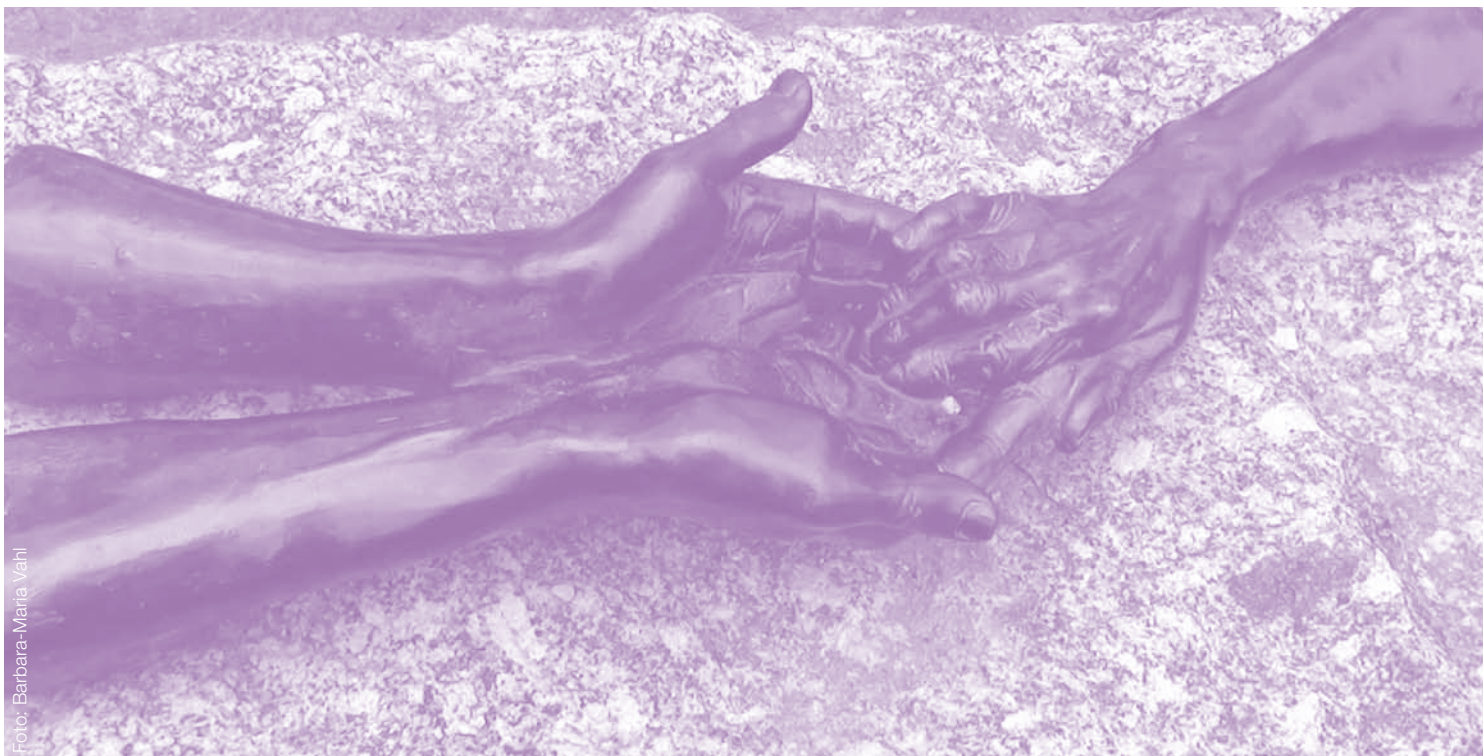


Foto: Barbara-Maria Vahl

Die Künstlerin Louise Bourgeois (1911) hat eine Gruppe ausdrucksstarker Plastiken geschaffen: „The Welcoming Hands“, Bronze auf Granit. Zu sehen seit 1996 am Place de la Concorde, Paris.



Schenken Kraft

Foto: fotolia.de, Edyta Pawlowska

Leute kennenlernen, Spaß haben...

Warum Jugendliche sich freiwillig engagieren | Frieder Weigmann

Jasmin wirkt eher zurückhaltend, fast schüchtern. Sie spricht und lacht leise, bewegt sich umsichtig. So jemand wird gern für den Hintergrund rekrutiert. Doch schnell wird klar, dass die 18-Jährige ziemlich genau weiß, was sie will, was ihr liegt und was sie kann.

Jasmin Kopiera besucht in Halle (Saale) das Georg-Cantor-Gymnasium, eine Schule mit dem Schwerpunkt Naturwissenschaften. Wer hier lernt, besucht in der Freizeit Mathematik-Wettkämpfe, Computer-Clubs und Mikroskopie-Arbeitsgemeinschaften. Jasmin lernt in ihrer Freizeit lateinamerikanische und klassische Tanzschritte. Und sie interessiert sich für Soziales, möchte später mal mit Kindern arbeiten.

Ihre Zukunft hat sie gut geplant vor Augen. In den nächsten Wochen muss sie die Abiturprüfungen bestehen. Eine „2“ soll es im Durchschnitt schon sein. Danach will sie ein Jahr Au-pair oder ein Freiwilliges Jahr im Ausland absolvieren und danach Sozialpädagogik studieren. Erst kommt der Berufsabschluss und dann, vielleicht mit Ende 20, die Familiengründung. Geldverdienen ist für sie nicht das Wichtigste. „Es muss zum Überleben reichen.“ Und ab und an für einen Urlaub in Italien oder Kroatien.

Wenn Jasmin von ihren Plänen spricht, dann nicht im Grundton von „später mal“. Die junge Frau hat schon Erfahrung

in der sozialen Arbeit gesammelt und nimmt sich bewusst und regelmäßig Zeit für ehrenamtliches soziales Engagement. An der Martin-Luther-Universität in

Halle hat sie in einem interkulturellen Kompetenzprojekt mitgearbeitet. Und in dem Sozialprojekt „Schnitte“ in Halle-Neustadt hat sie ein Praktikum absolviert. Sie lebt selbst in der Plattenbausiedlung, die, gegründet in den sechziger Jahren, heute in der bundesweiten Statistik der Kinderarmut ganz weit oben rangiert. In verschiedenen Wohnungen mitten in den Plattenbauten bekommen Kinder regelmäßig ein Frühstück, ein warmes Essen, Hausaufgabenhilfe und gemeinsame Spielzeiten.

Für Jasmin ergaben sich im Praktikum ganz neue Einblicke. Obwohl die betroffenen Kinder in ihrer Nachbarschaft wohnen, hatte sie kein Bild von deren Problemen. „Das sind keine dummen Kinder, aber sie werden von den Eltern vernachlässigt.“ In den Ferien hat sie freiwillig weiter in der „Schnitte“ mitgearbeitet. Das Sozialprojekt wird vom CVJM, dem Christlichen Verein Junger Menschen in Halle verantwortet. Jasmin hat mit Kirche nichts am Hut – wie über 90 Prozent der Jugendlichen in Halle. Doch es gab auch keine Berührungängste.

Seit kurzem arbeitet sie als „Kulturpatin“. Das ist ein Projekt der Bürgerstiftung Halle. Die hat für sie den Kontakt zu einem Kind aufgebaut, mit dem sie nun regelmäßig kulturelle Einrichtungen und Veranstaltungen in der Stadt besucht. Die Oper „Hänsel und Gretel“ zum Beispiel, die kürzlich auf dem Programm stand. Was ihr an dem Projekt gefällt? „Kinder sollen nicht ausgegrenzt werden, aber sie müssen ja auch einen Zugang finden. Hier werden sie ganz gezielt an Kultur heran geführt.“ Und natürlich steht dahinter die Idee, Bildung, Perspektiven und Selbstvertrauen zu vermitteln. Kulturpatin wurde sie, weil sie sich bei der Freiwilligenagentur gemeldet hat auf der Suche nach einer zeitlich überschaubaren und für sie passenden ehrenamtlichen Tätigkeit. Sie wurde zu einem ausführlichen Auswahlgespräch eingeladen. „Ich habe mich gewundert, ein bisschen war es wie in einer Bewerbung, aber das Gespräch war gut“.

Nicole Niemann begleitet seit vielen Jahren Jugendliche im Ehrenamt. Als Projektleiterin der Freiwilligenagentur hat sie im „Szenenwechsel“ und in „Lebenswelt Halle“ intensiv mit Freiwil-



Foto: Frieder Weigmann

ligen zusammengearbeitet. Beide Projekte ermöglichen Schülern während der Schulzeit oder in der Freizeit in sozialen Einrichtungen mitzuarbeiten und so in direkten Kontakt zu treten mit Wohnungslosen, Migranten, behinderten oder alten Menschen. „Jugendliche können mit Begriffen wie Ehrenamt oder Bürgerschaftliches Engagement nichts anfangen – aber sie wollen sich engagieren.“

Das Projekt „Lebenswelt Halle“ wurde nach drei Jahren evaluiert. 350 Jugendliche, alle zwischen 16 und 19 Jahre alt, haben dafür einen dreiseitigen Fragebogen ausgefüllt. Nicole Niemann kommt zu Erkenntnissen, die sich mit anderen Studien decken. Das Projekt erreichte vor allem Jugendliche mit hohem Bildungsstand. Zwei Drittel der Teilnehmenden waren Mädchen. Insgesamt die Hälfte sah in ihrem Engagement eine Möglichkeit der Berufsvorbereitung. 150 Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben sich weiter ehrenamtlich in einem sozialen Projekt engagiert. Bei allen Befragten stand die Suche nach einer sinnvollen Freizeitgestaltung ganz oben. „Die Jugendlichen wollten Leute kennenlernen, Spaß haben und ihre Freizeit sinnvoll verbringen – und das ist auch eingetreten“, fasst Niemann zusammen.

Inzwischen begleitet die Freiwilligenagentur auch Studenten in einem eigenen Projekt. Die Uni Halle ist eine der wenigen Hochschulen, die im Bachelor-Studium für soziales Engagement Punkte vergibt, die für den Abschluss angerechnet werden. Mit „engagiert studiert“ geben angehende Agrarwissenschaftler Kurse im Sportverein, Biologen leiten Lernprojekte und

Sprachwissenschaftler geben Nachhilfeunterricht. Da wird der praktische Einsatz Teil des Universitätsstudiums. Das wünscht sich Nicole Niemann auch für Schüler. Lehrer beobachten die positive Persönlichkeitsentwicklung bei Schülern, die sich in ihrer Freizeit engagieren. Auch Eltern müssen das begleiten und unterstützen, findet sie, statt mit dem Satz „Du musst was für die Schule tun!“ solche Aktivitäten zu unterbinden.

Eine Form der schulischen Anerkennung und Unterstützung für soziales Engagement wünscht sich auch Jasmin Koppera. Und was sagt ihr Freundeskreis zu ihrer Kulturpatenschaft? Zwei ihrer besten Freunde engagieren sich für eine Partei, eine Freundin arbeitet bei der Aidshilfe mit. „Ganz normal“, sagt Jasmin leise.



Frieder Weigmann

ist Pressesprecher der Diakonie Mitteldeutschland in Halle an der Saale. Er hat Politikwissenschaft und einige Semester Theologie und Medienwissenschaften studiert. Etliche Jahre freier Journalist beim MDR (Hörfunk und Fernsehen) und in einem Pressebüro. Weigmann engagiert sich in seiner Kirchengemeinde und hat vor sieben Jahren die Pressearbeit zur Gründung der Bürgerstiftung Halle ehrenamtlich begleitet.

Soziale Trainings für mehr Sozialkompetenz In Baden-Württemberg ist das Engagement für andere Teil des Schulcurriculums | Wolfram Keppler

Wenn Schülerinnen und Schüler über gute entwickelte soziale Kompetenzen verfügen, beispielsweise fit in der Kommunikation und dem Umgang mit Konflikten sind, verbessern sich das Klassenklima und der Schulerfolg ganz entscheidend. Üben können sie diese Fähigkeiten beispielsweise während einer Mitarbeit in sozialen Einrichtungen oder auch innerhalb der Schule selbst. Um diese Idee zu verbreiten, gibt es in Baden-Württemberg seit einigen Jahren an Realschulen das „Themenorientierte Projekt Soziales Engagement“ (TOP SE). Im Rahmen dieses Programms begleitet „mehrwert“, die Stuttgarter Agentur für soziales Lernen, Schulen bei der Umsetzung. Die Ergebnisse, wenn junge Menschen prägende Erfahrungen im Sozialen machen können, sind vielversprechend.

Themenorientierte Projekte sind eine verbindliche Unterrichtskategorie und stehen in Baden-Württemberg seit 2004 im Bildungsplan. Die Projekte stehen gleichberechtigt neben Fächern wie Mathematik oder Deutsch. Bei TOP SE setzen sich Schülerinnen und Schüler für andere Menschen ein. Innerhalb der Schule können sie sich beispielsweise im Schulsanitätsdienst, in einem Streitschlichter-Team oder bei der Hausaufgabenbe-

treuung engagieren. Außerdem stehen Altenheime, Kindergärten oder Sonderschulen für das Schüler-Engagement offen. Ziel ist dabei, dass die jungen Menschen eigene Stärken erkennen, die Teamarbeit verbessern und lernen, schrittweise Verantwortung für andere Menschen zu übernehmen.

Die Schulberaterinnen der Agentur mehrwert haben bei ihren „Einsätzen“ schnell gemerkt, wie gut es für die Schulen ist, wenn sie Unterstützung von außen bekommen. Sie bewerten nicht, sondern schauen sich vielmehr die Situation mit den Lehrerinnen und Lehrern zusammen an, setzen gemeinsam Ziele für die Entwicklung der Schule. „Wir kommen nicht an die Schulen und sagen: Ihr macht das falsch – ihr müsst es so und so machen“, so die Erfahrung von Anne-Katrin Herbring, die Schulberaterin und Coach ist.

Nicht nur die Schulen selbst, sondern auch die Wirtschaft hat die Bedeutung von sozialem Lernen bei Schülern erkannt: „Wenn wir heute über Sozialkompetenz diskutieren, dann ist dies meist ein Gespräch über Mängel. Fast die Hälfte der Unternehmen klagt über mangelnde Ausbildungsreife von Schulabgängern, und gerade was soziale Kompetenzen betrifft, bekommen die Auszubildenden kein gutes Zeugnis“, weiß Mathias Kammüller, Vorsitzender des Geschäftsbereichs Werkzeugmaschinen beim schwäbischen Laserhersteller TRUMPF.

Diether Neumann, Rektor der Markgrafen Realschule Emmendingen, hat schon früh bemerkt, „dass die veränderten Strukturen in den Familien auch Auswirkungen haben auf den Umgang der Schüler miteinander“ – und bietet seitdem in seiner Schule soziale Trainings an. Der Schulleiter spricht von Defiziten im gegenseitigen Umgang: „In der Gruppenarbeit hat sich zumeist gezeigt, dass die Schüler Schwierigkeiten hatten, miteinander an einer Aufgabe zu arbeiten“. Dass sich ihr Kind gegenüber den Mitschülern sozial zu verhalten habe, sei auch für manche Eltern kein Thema gewesen.

Neumann freut sich, dass es im Rahmen von TOP SE zu einer „Bewusstseinsveränderung im Kollegium gekommen“ ist und die Bereitschaft gewachsen ist, „im Bereich des sozialen

Lernens mehr zu tun“. So habe man in den Klassen 5 bis 7 die Methode des Klassenrates verbindlich eingeführt. Dabei hat der Klassenlehrer die Aufgabe, regelmäßig kleine Probleme des Schulalltags oder Konflikte im Umgang miteinander zu bearbeiten. „Seit der Einführung kann ich tatsächlich eine Veränderung feststellen“, so der Rektor. „Die Schüler können inzwischen Probleme auch gut ohne Anleitung angehen. Diejenigen aus den höheren Klassen haben im Vergleich dazu deutliche Defizite, weil ihnen das entsprechende Training fehlt“.

Positiv sind auch, so Neumann, ganz sichtbare Veränderungen: „Die jüngeren Schüler sind sozial kompetenter – und in ihren Klassenzimmern ist es merklich sauberer als bei den älteren.“



Ein „Pädagogischer Tag“ an der Realschule Emmendingen.

„Alle haben geklatscht!“ Siebtklässler im Projekt „Verantwortung“ der Evangelischen Schule Berlin Zentrum | Florentine Beck

Margaretha Rasfeld, Schulleiterin der Evangelischen Schule Berlin Zentrum (ESBZ), sitzt gelassen in ihrem Büro in ihrer kleinen Sitzgruppe und erzählt, was es mit dem Fach „Verantwortung“ auf sich hat, das sich mit zwei Stunden pro Woche in der 7. und 8. Klasse in den Fächerkanon ihrer Schüler einreicht.

Das Fach Verantwortung, so Rasfeld, sei die ideale Vorbereitung auf Freiwilliges Engagement, da die Kinder sich gebraucht fühlen, aktiv etwas bewirken und sich und ihre Fähigkeiten ausprobieren können. Und die meisten von ihnen engagierten sich auch weiterhin.

Die ESBZ, die Frau Rasfeld als einen „Lebens- und Erfahrungsraum in der Verantwortungsgemeinschaft von Kindern und Jugendlichen, ihren Eltern, den Pädagoginnen und Pädagogen und den Partnern der Schule“ versteht, setzt einen ihrer Schwerpunkte auf außerschulisches Lernen. Neue Erfahrungen und Herausforderungen, gerade außerhalb der Schulmauern, helfen Kindern und Jugendlichen, ihre Entwicklungschancen optimal zu entfalten. „Wir wollen, dass jedes Kind als Kind Gottes in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen und geachtet, gefördert und gefordert wird.“

Bevor sich die Jugendlichen eigenständig ihr Engagementfeld außerhalb der Schule suchen, gibt es eine Einführung zum Thema Verantwortung. In einer Art Börse berichten ältere Schüler sowie außerschulische Partner am Anfang des Schuljahres von ihrem Projekt und ihrem jeweiligen Einsatzort. Daraufhin entscheiden die Jugendlichen selbst, welche Aufgabe sie übernehmen möchten.

Ben zum Beispiel hat in seiner alten Grundschule eine eigene Fußball-AG ins Leben gerufen. Jeden Mittwoch geht er, mit selbst erdachten Übungen und immer neuen Ideen vorbereitet, zum Training. „Die Kinder dort freuen sich, wenn ich komme und man spürt, dass man Verantwortung hat“.

Elsa und Lilo haben sich gemeinsam für das Schutzengelprojekt entschieden. Sie unterstützen die Rheuma-Liga und kümmern sich um das Rheuma-kranke Kind einer türkischen Familie.

Sarah will später Reit-Therapeutin werden und verbringt ihre zwei Stunden am Mittwoch mit behinderten Menschen auf dem Reiterhof. „Die Patienten vertrauen mir immer mehr, je länger ich dabei bin“, lautet ihre Erfahrung. Sie wusste bereits vom Projekt Verantwortung, bevor sie auf die ESBZ kam. Unter anderem deshalb hat sie diese Schule gewählt. „Weil ich mich hier engagieren darf“, sagt Sarah und strahlt.

Halten Verbindung



Foto: fotolia.de, Valua Vitay

Fabian ist Schulsanitäter, hat mit Mitschülern den neuen Sanitätsraum der Schule gestaltet, ist verantwortlich für die Vollständigkeit des Verbandskastens und leistet im Notfall Erste Hilfe.

Begleitet werden die Schüler auf ihrem individuellen Weg durch regelmäßige Reflexionsgespräche mit den Klassenlehrern. Zugleich führen sie alle ein sogenanntes Verantwortungsbuch, das durch Leitfragen Hilfestellung dabei gibt, was wichtig ist und notiert werden sollte. Am Ende eines jeden Schuljahres gibt es an der ESBZ ein großes „Verantwortungs-Fest“ mit allen Jugendlichen, Eltern und Partnern, bei dem einige Projekte vorgestellt und besonderes Engagement öffentlich gewürdigt wird.

Das Modell zieht Kreise: Viele Schulen interessieren sich inzwischen für die ESBZ und ihr Projekt Verantwortung. Aber nicht nur Margaretha Rasfeld erklärt Interessierten, worauf es bei diesem Projekt ankommt: „Das können die Schüler am besten selbst“. So kommt es, dass die Jugendlichen selbst Vorträge über ihr Engagement halten – sie haben nämlich „etwas zu sagen und wissen, wovon sie reden“.

Das schult sie, und es bringt Wertschätzung und jede Menge Selbstvertrauen: „Alle haben geklatscht!“ berichtet Oliver von einem seiner Vorträge mit vor Freude glänzenden Augen.



Florentine Beck, Diplom-Volkswirtin und Diplom-Sozialpädagogin. Referentin im Diakonischen Werk der EKD. Projektleitung Diakonie Jahresschwerpunkt 2011: Freiwilliges Engagement.

„Es macht einfach Freude und so viel Sinn“

Von Briefeschreibern und Jobpaten: Beispiele für Ehrenamtsprojekte verschiedener Landesverbände

 | Barbara Lietz

„Diakonisches Jahr ab 60“ – in der Pfalz

Luise Friebel ist 74 Jahre alt – und „ein echter Goldschatz“, wie Pfarrer und Ehrenamtskoordinator Thomas Jakobowski sagt. Luise Friebel gehört zu den Gründungsmitgliedern des „Diakonischen Jahres ab 60“, das das Diakonische Werk in der Pfalz anbietet. Vor 18 Jahren hat Luise Friebel die Initiative gemeinsam mit ehemaligen Pastoren, früheren Diakonie-Mitarbeitern und weiteren Ruheständlern ins Leben gerufen. „Wir wollten Lebenserfahrung, Kräfte und Freude, die wir in vielen Lebensjahren gewonnen haben, an andere weitergeben“, sagt sie. Ursprünglich war das Ehrenamt auf ein Jahr festgesetzt – um Verlässlichkeit zu bieten für beide Seiten. Die meisten sind länger geblieben – „so lange sie konnten“, sagt Luise Friebel.

Eines der beliebtesten Projekte, an denen sich die Ruheständler beteiligen, ist die Aktion „Lebenszeichen“. Rund 50 Menschen machen mit. Es geht darum, einsamen Menschen Briefe zu schreiben – und dabei vielleicht auch die eigene Einsamkeit für einen Moment zu überwinden. Wer sich über Briefe freuen würde, das erfahren die Ehrenamtlichen von Luise Friebel. Die 74-Jährige besucht fast täglich ehrenamtlich Menschen in Altersheimen. Sie spricht mit ihnen, hört ihnen zu. Gemeinsam singen sie Lieder, die die Bewohner aus ihren Kindheitstagen kennen. Luise Friebel sagt: „Es macht einfach Freude und so viel Sinn.“

Weitere Informationen unter diakonie-pfalz.de im Internet.

Die Initiative „Arbeit durch Management“ – Ein Patenmodell aus Brandenburg

Alles begann 1999 mit einem Besuch in Holland: Dort lernte Bert Schumann, der damalige Geschäftsführer des Diakonischen Werkes in Fürstenwalde (Land Brandenburg) ein Projekt kennen, bei dem sich Führungskräfte dafür einsetzten, dass Flüchtlinge Arbeit finden. Schumann wandelte das Modell ab, gründete die Initiative „Arbeit durch Management/Patenmodell“ und fand schnell Partner, die das gleiche Ziel hatten wie er: unbürokratisch Menschen helfen, Arbeit zu finden. Inzwischen machen deutschlandweit mehr als 1500 Ehrenamtliche mit, vom Handwerker bis zum Manager, vom Berufsanfänger bis zum Pensionär. Sie unterstützen junge wie ältere Menschen, Männer und Frauen mit unterschiedlichem kulturellem und sozialem Hintergrund, mit und ohne



Fotos: Barbara Litz
JobPATE Ulrich Sämman mit einer Klientin im Beratungsgespräch

Behinderung. Einige Arbeitssuchende treffen sich fünf bis sechs Mal mit „ihrem“ Paten, einige über mehrere Jahre. „Manchmal geht es darum herauszufinden, welcher Job überhaupt der richtige wäre, dann wieder gilt es festzustellen, was bei bisherigen Bewerbungen schief gelaufen sein mag“, sagt Projektleiterin Jutta Anna Kleber. „Und so mancher hat mithilfe des Patenmodells schon eine neue Arbeitsstelle gefunden.“

Weitere Informationen unter www.patenmodell.de,
www.ausbildungsbruecke.de, www.jobbruecke.patenmodell.de

„Gemeinsam gewinnen – gut auskommen mit dem Einkommen“ – ein Projekt des Diakonischen Werks der hannoverschen Landeskirche

Seit ungefähr vier Jahren gibt es im Diakonischen Werk der hannoverschen Landeskirche das Projekt „Gemeinsam gewinnen – gut auskommen mit dem Einkommen“. In fünf Kirchenkreisen beziehungsweise -gemeinden wird es bislang angeboten, rund 70 Ehrenamtliche beteiligen sich. „Sie helfen Menschen, die Schwierigkeiten haben, mit ihrem Geld auszukommen oder Anträge zu stellen“, erläutert Eva-Maria Zabbée, Referentin für Familienhilfe, Alleinerziehenden- und Freiwilligenarbeit. „Manchmal geht es auch darum, den Selbstwert des Ratsuchenden zu stärken.“ Bevor die Ehrenamtlichen mit ihrer Aufgabe beginnen, nehmen sie an einer sechsteiligen Fortbildung teil. „Da geht es zum Beispiel darum, die eigene Haltung als Helfer zu reflektieren“, sagt Eva-Maria Zabbée: „Warum will ich helfen?“. Es geht auch um praktisches Wissen: Wie ist es möglich, mit wenig Geld

gesund zu kochen? Woran erkenne ich, ob jemand süchtig ist? Wo sind meine Grenzen bei der Unterstützung? Und wie sieht eigentlich ein Haushaltsplan aus? Eine Koordinatorin vor Ort führt dann Ehrenamtliche und Ratsuchende zusammen, die zueinander passen. Immerhin treffen sich beide mitunter ein Jahr lang einmal in der Woche. Da müsse eine Grundsympathie vorhanden sein. „Am besten funktioniert das Projekt, wenn die Zusammenarbeit von Kirchenkreissozialarbeit und Ehrenamtlichen stimmt“, sagt Eva-Maria Zabbée.



„...gut auskommen mit dem Einkommen“. Ehrenamtliche zeigen, wie es möglich ist, mit wenig Geld leckere Speisen zuzubereiten.

Zu Besuch im Hafen – bei der Seemannsmission in Bremen



Jutta Bartling ist regelmäßiger Gast in der Seemannsmission.

Die Bremer Seemannsmission ist die älteste Deutschlands. Seit 1854 hat sie es sich zur Aufgabe gemacht, „das geistige und leibliche Wohl der Seeleute und Binnenschiffer zu fördern, sie zu unterstützen und kirchlich zu versorgen“, heißt es auf der Internetseite. Wer die Seeleute auf den Schiffen besuchen, ihnen internationale Telefonkarten, Zeitungen und Informationen zu Freizeitmöglichkeiten bringen will, muss weltoffen sein. Er muss Grundkenntnisse der englischen Sprache mitbringen – und sich an die Sicherheitsregeln im Hafen halten. „Verantwortungsbewusstsein ist sehr wichtig“, sagt Seemannspastorin Jutta Bartling, „der Hafen ist ein Gefahrenbereich“. Ebenfalls nötig: Respekt und Sensibilität. „Auf den Schiffen läuft vieles ohne Worte.“ Wer sich auf das Ehrenamt einlässt, spürt im Gegenzug einen Hauch der großen weiten Welt, erfährt Geschichten aus den Heimatländern der Seeleute, aus Indien zum Beispiel oder auch aus Russland. „Zeit für Gespräche ist vor allem im Seemannsclub“, sagt Jutta Bartling. Dort wird geplaudert, gegessen, getrunken, Billard gespielt – und über Sorgen gesprochen. Jutta Bartling sagt: „Es ist eine spannende Tätigkeit, aber sie ist nicht für jeden geeignet.“

Weitere Informationen zur Seemannsmission unter www.seemannsheim-bremen.de



Motivation fürs Ehrenamt: Der „Mitmach-Award“ – in Baden-Württemberg

Die Möglichkeiten, sich mit der Diakonie ehrenamtlich zu engagieren, sind zahlreich. Allein in Baden-Württemberg gibt es rund 250 Projekte. Um Jugendliche noch stärker für ehrenamtlichen Einsatz zu begeistern, hat die Diakonie Baden-Württemberg mit den „Zieglerschen“ den Mitmach-Award ausgerufen. Die Botschaft: „Es gibt soziale Problemlagen bei euch allen in der Nachbarschaft – und es gibt Möglichkeiten, etwas dagegen zu tun“, sagt Albrecht Otmar vom Referat für Freiwilligenprojekte, „wo ein paar Leute sich zusammentun, kann was Gutes entstehen“.

Dabei spielt es keine Rolle, ob sich die Ehrenamtlichen in Wohlfahrtsverbänden, Kirche, Schule, Verein oder privat engagieren. Jugendliche zwischen 13 und 25 Jahren konnten sich in

MachMit! Award

Fünfergruppen bis Februar 2011 bewerben, die Preisverleihung ist für Juli geplant. Das Preisgeld beträgt 2.000 Euro. Bereits

jetzt steht fest: „Im nächsten Jahr wollen wir den Award erneut ausloben“, sagt Albrecht Otmar.

Weitere Informationen zu Ehrenamtsprojekten in Baden-Württemberg und zum Mitmach-Award unter

www.ran-ans-leben-diakonie.de/freiwilligenprojekte/



Barbara Lietz, Diplom-Psychologin, ist Pressesprecherin des Diakonischen Werks der hannoverschen Landeskirche. Zuvor war sie viele Jahre Redakteurin bei verschiedenen Tageszeitungen und in einer PR-Agentur.

„Ich mache hier eine Erfahrung fürs Leben!“ FSJ: Ein Tag mit der siebzehnjährigen Anja in der Kurzzeitpflege | Susanne Hassen

Anfang Januar, Mittwochmorgen 6.45 Uhr, Aufenthaltsraum der Kurzzeitpflege am Schweriner Augustenstift: Um den Tisch sitzen drei junge Frauen und warten auf ihren Dienstbeginn. Eine von ihnen schaut mich beim Hereinkommen schon erwartungsvoll an: Anja Schmidt absolviert ihr Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) und wird sich einen Tag lang bei ihrer Arbeit mit den Menschen hier in der Einrichtung begleiten lassen.

Seit September ist die Siebzehnjährige nun schon dabei. Ihre ältere Schwester hatte ein FSJ in einer Schule für Behinderte absolviert, und so kam Anja in Berührung mit dieser Idee. Nach ihrem Realschulabschluss hat sie nun ein ganzes Jahr Zeit, sich über einen Beruf und ihren weiteren Ausbildungsweg Gedanken zu machen. „Ganz nebenbei“, so sagt sie, lernt sie eine Menge praktischer Dinge, sammelt wertvolle persönliche Erfahrungen und tut etwas Sinnvolles für sich und für andere.

Und schon geht es los: Altenpflegerin Heike Wischnewski hat als Fachkraft soeben die Übergabe mit der Nachtschicht beendet und verteilt die Aufgaben für den Vormittag. Die Altenpflegerin geht mit Anja sowie zwei Praktikantinnen die Liste der derzeit 18 Gäste des Hauses durch. Kurzzeitpflege bedeutet Aufenthalt auf Zeit – maximal 28 Tage pro Jahr zahlt die Pflegekasse, etwa wenn pflegende Angehörige einmal ausfallen, Urlaub machen oder wenn jemand aus dem Krankenhaus zunächst nicht wieder in seine Wohnung zurück kann. „Deshalb sprechen wir hier von Gästen und nicht von Bewohnern“, betont Anja.

Die Nacht war recht ruhig – eine Dame schlief sehr schlecht, hier wird heute der Hausarzt benachrichtigt werden, ansonsten

keine Besonderheiten. „Aus der Häuslichkeit“ – also direkt von daheim – sind zwei neue Gäste gebracht worden, für einen schon anwesenden Gast wird jetzt ein Dauerheimplatz gesucht. Für jeden Gast gibt es einige wichtige Hintergrundinformationen, die den Frauen bei der Pflege und im Kontakt von Nutzen sind. Anja hat heute früh vier Menschen zu versorgen, das bedeutet wecken, beim Aufstehen helfen, waschen oder duschen, anziehen und zum Frühstück in den Gruppenraum begleiten. In den vier Monaten, die sie jetzt hier ist, hat sie durch die immer anwesenden Fachkräfte bereits viele Handgriffe der Grundpflege gelernt und wendet sie freundlich und kompetent an.

Als erstes kommt Herr W. an die Reihe. Anja klopft an die Tür des Einzelzimmers und öffnet sie dann langsam. Mit einem fröhlichen „Guten Morgen, Herr W.“ begrüßt sie den Bewohner, der schon wach ist und auch gleich aufsteht. Anja hilft ihm ins Bad, wobei sie auf die Sauerstoffschläuche achtet, an die der Mann beständig angeschlossen ist. Sie wäscht ihm den Rücken, macht das Bett und füllt Kochsalzlösung in das Inhalationsgerät auf dem Nachttisch nach. Danach geht sie kurz in die Küche, denn Herr W. bekommt seine Mahlzeiten im Zimmer. Mit Hilfe von Serviceassistentin Petra bereitet sie das Tablett vor und bringt es her. Schnell noch neue Kompressen gegen Druckstellen durch den Sauerstoffschlauch angepasst, und für Herrn W. kann der Tag beginnen.

Herr L., der nächste Gast auf Anjas heutiger Liste, ist ebenfalls schon wach. Er ist relativ selbstständig, benötigt jedoch Hilfe beim Duschen. Später zeigt er uns die Fotos seiner drei Töchter und seiner Enkelin und lässt sich gern auf ein Gespräch ein. Für ihn ist bereits ein Platz am Frühstückstisch vorbereitet.

Frau S. und Frau D. teilen sich für ihren Aufenthalt in der Kurzzeitpflege ein geräumiges helles Doppelzimmer. Wie zuvor bei den beiden Männern erklärt Anja die Anwesenheit der vor der Tür wartenden Journalistin, die daraufhin auch hier hereinkommen darf. Frau S. steht gut gelaunt auf und lässt sich von Anja ins Bad helfen, da sie nur mühsam laufen kann. Frau D. nutzt die Zeit, um noch ein wenig liegen zu bleiben und zu plaudern. Beide freuen sich offensichtlich über die Anwesenheit der jungen Frau und fühlen sich, wie es scheint, bei ihr gut aufgehoben. Anja kümmert sich zunächst um Frau S. und begleitet sie mit ihrem Rollwagen anschließend den Gang entlang an ihren Platz im Frühstücksraum.

Für Frau D. werde sie etwas mehr Zeit brauchen, erklärt sie mir, da bei ihr neben der Grundpflege wie Waschen und Anziehen eine medizinische Hautcreme aufgetragen werden müsse. So warte ich im Frühstücksraum, der sich allmählich gefüllt hat, bis Anja mit einer weißhaarigen Dame im hellen Rollkragenpullover zurückkommt: Frau D. strahlt – trotz hohen Alters und Gehhilfe – noch immer die Eleganz aus, die sie als Sekretärin auf einem Rittergut sowie als Bibliothekarin und Archivarin in den aktiven Jahren ihres Berufslebens pflegte.

Während die Gäste frühstücken, hat Anja bereits eine weitere Aufgabe zu erledigen: Handtücher, Tischdecken und je nach Bedarf Bettwäsche müssen bei „ihren“ Gästen ausgetauscht werden. Einige lassen ihre private Wäsche in der Einrichtung waschen – auch diese muss eingesammelt beziehungsweise frisch verteilt werden. Die Betten sind bereits alle von ihr gemacht, und so fährt sie eine fröhliche Runde durch die Zimmer. Bei ihrer Arbeit trägt sie übrigens immer Einmalhandschuhe und achtet penibel darauf, die Hände häufig zu waschen und zu desinfizieren. „Bei der Pflege ist es zwar erwünscht, mit den bloßen Händen zu arbeiten“, erklärt sie mir – und auch, dass ihr das nicht angenehm ist und sie deshalb erst einmal trotz Desinfektionsmittel die Handschuhe verwendet.

Inzwischen ist der Vormittag vorangeschritten, und wir haben ein wenig Zeit für Persönliches. Anja erzählt von ihren vier Geschwistern, den beiden älteren, 20 und 21 Jahre alt, vor allem jedoch von den beiden Zehn- und Elfjährigen, die sie regelmäßig am Nachmittag versorgt, wenn die Mutter zur Arbeit geht. Ihre Dienstzeit endet jeweils um Viertel nach drei, danach komme die Spätschicht, die sie erst mit 18 übernehmen darf – „im März“, lacht sie. Die Erfahrung mit den jüngeren Geschwistern kommt ihr offensichtlich auch bei ihrer Arbeit hier zugute. Äußerst geduldig, gleichzeitig klar und verbindlich hilft sie zum Beispiel einer an Demenz erkrankten Frau dabei, mit der Schnabellasse ihren Tee zu trinken. In Augenblicken wie diesem ist das Besondere eines Freiwilligen Sozialen Jahres spürbar: Anja wächst in diesem Moment professioneller Zuwendung, so scheint es, weit über ihre erst 17 Jahre hinaus. Sie kann sich übrigens gut vorstellen, nach dem FSJ eine Ausbildung zur Altenpflegerin oder Krankenschwester zu absolvieren. Aber bis dahin vergehen noch etliche Monate, in denen sie eine 40-Stundenwoche zu bewältigen hat, wozu auch der Dienst an Wochenenden gehört. Es gibt 27 Urlaubstage im Jahr, und 315 Euro bekommt sie monat-

lich, aber das ist nicht der ausschlaggebende Grund für diese Arbeit: „Ich mache hier eine Erfahrung fürs Leben!“ stellt sie wie selbstverständlich fest. Und kann Gleichaltrigen nur raten, sich auf das Abenteuer FSJ einzulassen. Zwei der fünf Begleitseminare hat sie bereits absolviert, es ging um Kommunikation und um Bewerbungstraining. Das dritte soll Ende Januar stattfinden, danach möchte sie an einem Gruppenleitertraining teilnehmen, und als Abschluss gibt es im Sommer ein Zeltlager für alle FSJler aus Mecklenburg-Vorpommern.

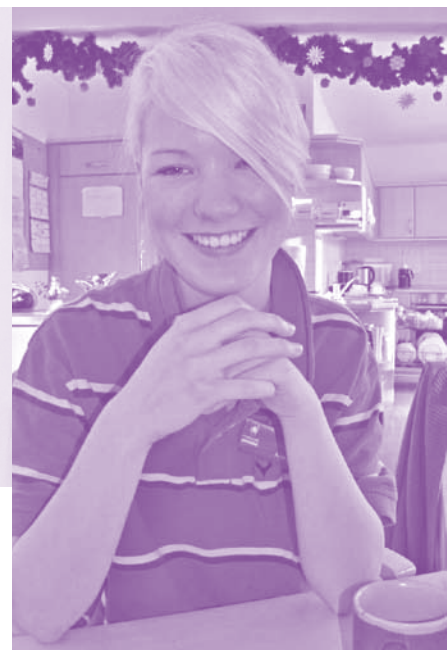
Zwischendurch schaut Pflegedienstleiterin Madleen Duberatz im Gruppenraum vorbei. „Wir freuen uns sehr über Anjas Anwesenheit!“, schwärmt sie. Anja ist nach Wiebke im Vorjahr die zweite FSJlerin hier, „und die Erfahrungen sind durchweg positiv!“ Auch Margret Fromm-Ehrich stimmt dem zu. Die Heimleiterin des Augustenstifts zu Schwerin ist auch für die Kurzzeitpflege verantwortlich, die erst vor einigen Jahren eingerichtet wurde. Auch im stationären Bereich des traditionsreichen, in den 90er Jahren komplett sanierten und modernisierten Hauses, arbeitet derzeit eine FSJlerin.

Inzwischen ist es Zeit für das Mittagessen, bei dem alle Kolleginnen helfen, die Gäste zu Tisch zu bringen und beim Essen zu unterstützen, wo es nötig oder erwünscht ist. Danach werden die meisten Bewohnerinnen und Bewohner zu ihrer Mittagsruhe aufs Zimmer begleitet. Anja und ihre Kolleginnen helfen bei den notwendigen Verrichtungen und haben danach selbst eine Verschnaufpause. Ein paar Fragen stellen sich dann doch noch an diesem intensiven Tag. Zum Beispiel die nach dem Umgang mit dem Thema Sterben und Tod. Sterben und Tod sind in der Kurzzeitpflege nicht alltäglich, kommen aber vor. Drei Bewohner seien seit September gestorben, erinnert sich Anja. „Es ist gar nicht so schlimm“, hat sie für sich festgestellt. Bei einem Gast habe man gewusst, dass es zu Ende gehe. Dadurch habe man diesen Menschen bewusst begleiten können. „Es ist mir trotzdem nachgegangen“, ergänzt sie dann. Normalerweise funktioniere die Trennung zwischen Beruf und Privatleben gut; an diesem Tag sei es dann doch anders gewesen. „Abschied nehmen wir ja hier ansonsten ständig, wenn unsere Gäste wieder nach Hause oder in eine stationäre Einrichtung gehen“.

Inzwischen sind die Kolleginnen von der Spätschicht eingetroffen, und Anja beschließt diesen Arbeitstag wie sie ihn begonnen hat: Mit einem strahlenden Lächeln, das Bände spricht.



Anja begleitet Frau S. in den Frühstücksraum.



Rechts: Anja, 17, FSJlerin am Augustenstift zu Schwerin.

„Menschen mit Behinderungen sind normal für mich...“

Ette und Larissa erzählen aus ihrem Freiwilligen Sozialen Jahr | Katharina Weyandt



Katharina Weyandt ist freie Journalistin für Online und Print. Nach dem Publizistik-Studium arbeitete sie in den Bodelschwinghschen Anstalten Bethel und im Diakonischen Werk Hamburg.

Schon wieder ist Ahmed entwischt. Gerade übte er an einem Puzzle, Farben und Formen zu erkennen und Gegenstände zu benennen. Dann saß er mit den anderen im Kreis, ein Lied wurde gesungen, es gab Wasser für jeden zu trinken und ein Mitschüler erklärte, warum das gesund und wichtig ist. Und jetzt flitzt der stämmige Neunjährige wieder in den Flur zum Aufzug. Knöpfe drücken, einsteigen, losfahren – das ist heute sein liebstes „Lernspielzeug“ in der Förderschule. Und Ertugrul Cal rennt ihm unverdrossen hinterher und holt ihn zurück. Während einer freien Lernzeit erlaubt er ihm sogar eine begleitete Entdeckungsreise in das obere Stockwerk. Er hat Verständnis: „Seine Klassenlehrerin ist heute nicht da, deshalb wurden die Kinder auf andere Klassen aufgeteilt. Alles ist neu für ihn.“

Ahmed ist geistig behindert. Konzentriert dem Gruppengeschehen folgen, das kann er nicht. Dass er in der Vorgebirgsschule nahe bei Bonn als ein Schulkind unter anderen lernen kann, verdankt er Ertugrul, der sich kurz „Ette“ nennen lässt. Anders gesagt, der Einrichtung eines „Schulbegleiters“. Der unterstützt ihn beim Schulbesuch, bei allem, was die Lehrkräfte nicht leisten können. Jacke-Mütze-Schal-Schuhe an- und ausziehen, auf der Toilette helfen. „Ständig aufpassen, dass er nicht wegrennt, sich verletzt, weil er Gefahren nicht einschätzen kann. Oder einen guten Freund von ihm, ein Rollstuhlkind, beißt, weil er ganz plötzlich von Zärtlichkeit zu Aggression umschalten kann“, sagt Ette. Und in der Klasse oft einzeln mit ihm üben, „damit die anderen Schüler etwas vom Unterricht haben“, erklärt er. Alle brauchen intensive Zuwendung und Ansprache, sie lernen mit Bildern und praktischem Tun, mit allen Sinnen.

„Ich lebe in einer anderen Welt, Menschen mit Behinderungen sind normal für mich“, fasst Ette in der Pause draußen auf dem Spielplatz zusammen, während er Ahmed nicht aus den Augen lässt. Eigentlich wollte er mit 19 nach dem Abi im Sommer zum Bund, aber er wurde ausgemustert. „Da habe ich mich entschlossen, statt Geld zu verdienen anderen zu helfen und ein FSJ zu machen.“ Das Helfen stand für ihn im Vordergrund, das bringt der junge Mann mit der markanten Brille ebenso entschieden wie locker

rüber, und ergänzt: „Vorher war mein Leben nicht so sinnvoll“. Über eine Freundin, „deren Schwester ein ‚Downie‘ ist“, habe er sich an die Arche der Kirchengemeinde Meckenheim gewandt, die jetzt sein FSJ-Anstellungsträger ist. Die liegt einen halben Kilometer von seinem Zuhause entfernt. Die Leiterin Ingrid König, die dort schon seit zwanzig Jahren integrative Behindertenarbeit macht, nahm ihn als erstes als ehrenamtlichen Helfer auf die jährliche Sommerfreizeit von behinderten und nicht behinderten Kindern und Jugendlichen mit. Mit dem Schuljahr konnte er das FSJ beginnen. Sie kennt ihn als „sehr engagierten, sehr warmherzigen jungen Mann, dem das Helfen viel Freude macht.“ – „Frau König meint, dass ich pädagogisch recht talentiert bin“, bemerkt Ette. Ahmeds Sprachschatz sei nach Einschätzung der Lehrerin in der letzten Zeit um 50 Prozent gewachsen, erzählt er. „Und als er mich neulich nach einer Einzelsprachtherapie wieder sah, strahlte er und umarmte mich. Da ist eine Beziehung gewachsen.“ Das entschädige ihn für die Anstrengung.

Zusätzlich wird Ette nachmittags nach Schulschluss in Familien eingesetzt, er hilft einem autistischen Jungen aus einer integrativen Schule bei den Hausaufgaben und begleitet einen anderen zum Schwimmen. Außerdem nimmt er an der wöchentlichen Teamsitzung in der Klasse teil. Er überlegt, Sonderpädagogik zu studieren.

So zielstrebig und selbstbewusst, wie der gebürtige Dortmunder türkischer Abstammung heute redet und mit Kindern und Erwachsenen in der Schule umgeht, war er nicht immer. „In der Schule war ich faul. Wir wohnen in einem Viertel, in dem viele“ – er macht ein Zeichen für “ ” in der Luft – „Migranten leben. In der Realschule hatte ich Kontakt mit solchen, die illegale Machenschaften betreiben. Aber dann wollte ich Abi machen.“ Auch seine Mutter, ungelernete Altenpflegerin, und sein Vater, Arbeiter, meinten, er solle studieren. Der Blick auf Verwandte in der Türkei, die einen ganz arm, die anderen in einem Reichtumsviertel in Istan-



Foto: Katharina Weyandt

Ette passt auf, dass Ahmed gut aus dem Fahrstuhl kommt.

bul, motivierte ihn zusätzlich. Er sieht sich als „aufgeklärten Moslem“, isst Schweinefleisch und trinkt Alkohol. „Ich bin auch ein Stück Deutscher“, meint er mit einem Lächeln und hat sich bewusst zu einem FSJ-Seminar über das jüdische Leben in Berlin angemeldet. An seiner Kultur schätzt er „den Respekt vor Älteren, das gute Herz“. Dass seine Großeltern stolz auf sein FSJ sind, ist ihm besonders wichtig. Und noch einen anderen Vorteil seines Engagements hat er entdeckt und gibt ihn mit einem Schmunzeln „als Hinweis für Männer“ weiter: „Ich helfe – damit kommt man gut mit Frauen ins Gespräch.“

Bei Larissa geht es ruhiger zu als in der Schule. Zwar sind die Trinkbecher genau so bunt, Puzzler und Spielzeug liegen im Regal, im Morgenkreis wird ein Bilderbuch vorgelesen. Aber ihre FSJ-Stelle, die „Tagesförderstätte Bad Kreuznach – Stiftung Kreuznacher Diakonie“, wird von erwachsenen Frauen und Männern besucht. Sie sind schwer körperlich und geistig behindert, sprechen können sie kaum. Ihnen wird hier geholfen, den Tag aktiv in der Gemeinschaft zu erleben. Es ist ihr zweiter Lebensraum neben dem Zuhause oder der Wohngruppe auf dem Gelände, entsprechend der Arbeitswelt.

Als Larissa im Frühjahr 2010 das erste Mal den zweistündigen Weg aus ihrem kleinen Dorf nach Bad Kreuznach gefahren war, brachte sie für ihre 18 Jahre schon viel Lebenserfahrung mit. „Ich bin das fünfte von neun Geschwistern. Die kleinsten habe ich mit großgezogen. Das hat den sozialen Berufswunsch verstärkt. Beim Helfen beim Essen oder auf der Toilette hatte ich hier keine Ängste oder habe mich geekelt“, erinnert sie sich. Unsicher war sie am Anfang mit der Verständigung, „die Leute reden nicht wirklich viel – da weiß ich zum Beispiel nicht, ob ich die Hose zu fest hochgezogen habe“. Und den Umgang mit der

Technik fand sie „knifflig“. Souverän die Lifter im Pflegeraum zu bedienen, in dem sie den Rollstuhlfahrerinnen die Windeln wechselt, hat sie von Agnes Pfeiffer gelernt, der Mitarbeiterin, die ihr als Praxisanleiterin an die Seite gestellt wurde. Auch Selbsterfahrung im Lifter gehörte dazu, jetzt fühlt sie sich sicher. „Ich hab’ am Anfang viel gefragt. Wie richtet man das Frühstück an? Beim Essenreichen muss man bei dem einen den Löffel ganz in den Mund schieben und bei dem anderen nur halb“, erzählt sie.

Es gibt für fast jeden eine andere Becherform: eine Plastik-tasse mit Schnabel und zwei Greifhenkeln für Katrin, eine magere Frau von der Größe einer Zehnjährigen, die von Larissa angeleitet wird, das Trinkgefäß nach dem Frühstück selbst zur Spülmaschine zu bringen, „um den Tagesablauf zu üben“. Ein Becher mit breitem Ausschnitt für Carmen, deren Lähmung auch das Schlucken beeinträchtigt. Larissa flößt ihr Tee ein und löffelweise Joghurt, wie immer begleitet von freundlichen Worten. Wie alt ist Carmen? „Moment, ich schaue mal nach.“ Sie geht zum Schreibtisch in der Mitte des L-förmigen Gruppenraums, blättert und ruft: „48! Carmen, du bist ein Jahr jünger als mein Papa.“ Mehr will sie nicht über Carmens Kopf hinweg erzählen, denn die sei kognitiv noch ziemlich stark, „und ich weiß nicht, ob es gut ist, wenn...“ sie deutet auf die Ohren. Ein enormer Respekt drückt sich in dieser Vorsicht aus, verglichen mit dem, was andere Rollstuhlfahrer häufig erleben. Aus einem Becher mit dickem Trinkrohr trinkt Flo, der rothaarige Nickelbrillen-träger mit dem fröhlichen Schalk in den Augen. Larissa: „Den mag’ ich besonders. Am Anfang habe ich gedacht, seine Tetra-Spastik, ach Gott, der arme Mensch, aber nach drei Wochen habe ich mich daran gewöhnt.“

So wie sie dies Fachwort für den Zustand benutzt, dass Flo zwar kräftige Muskeln hat, aber die Nerven keine gesteuerten Bewegungen ermöglichen, käme man nicht auf den Gedanken, dass sie nur die Hauptschule geschafft hat. Nach kurzzeitigen 400-Euro-Jobs in der Gastronomie und Gebäudereinigung hat sie hier ihren Traumberuf gefunden. „Dass hier so viel mit den Leuten gemacht wird, finde ich toll. Am liebsten möchte ich bleiben.“ Nun braucht sie für die Ausbildung als Sozialassistentin in den näher gelegenen Ausbildungsstätten seit Neuestem schon den Real-schulabschluss. Das ist ihr großes Problem: „Das finde ich schade, da suchen sie verzweifelt Fachkräfte und gucken dann nur auf die Noten.“

Gruppenleiterin Doris Jändrosch ist von ihrem Potenzial überzeugt: „Sie hat eine feine Beobachtungsgabe. Und sie ist ein Beziehungsmensch, sie möchte etwas bewegen bei Menschen.“ Agnes Pfeiffer bescheinigt ihr: „Sie war gleich hilfsbereit und hat sich sehr gut etwas sagen lassen“, während Larissa sich viel selbstkritischer erinnert, dass sie sich am Anfang bei Anregungen immer gleich angegriffen gefühlt habe. FSJ sei eben Persönlichkeitsentwicklung, so Agnes Pfeiffer. Erst habe sie zu ihnen Vertrauen gefasst, dann hätte sie sich auch getraut, zu den FSJ-Seminaren zu fahren. Larissa: „Themen wie Demenz und Behinderung, die waren interessant. Und unsere zwei Betreuer kümmern sich wirklich.“ Larissa hat das FSJ schon einer Freundin weiterempfohlen: „Sie hat mich ausgefragt. Ich hab’ gesagt, Du sammelst Erfahrungen und verdienst noch Geld dazu, dann habe ich ihr die Nummer gegeben.“



„Themen wie Demenz und Behinderung, die waren interessant. Und unsere zwei Betreuer kümmern sich wirklich.“

Foto: Katharina Weyand

1 „Downie“ ist die liebevoll gemeinte Abkürzung für Menschen mit Down-Syndrom.

„Ich würde es sofort nochmal machen“: mein „Diakonisches Jahr im Ausland“

| Susanne Steffen

Von August 2009 bis zum Juni 2010 hatte ich die Möglichkeit, mit den Evangelischen Freiwilligendiensten ein „Diakonisches Jahr im Ausland“ (DJiA) zu machen.

Diese sehr ereignisreichen zehn Monate verbrachte ich in Schweden – ein Land, das ich vor meinem DJiA nur aus Büchern von Astrid Lindgren und Henning Mankell kannte.

Nach drei Vorbereitungsseminaren in Weimar, in denen ich über Gepflogenheiten und Traditionen in meinem Gastland auf Zeit informiert wurde und in denen ich die anderen Freiwilligen kennen lernte – und bereits erste Freundschaften schließen konnte –, machte ich mich auf gen Abenteuer.

Nach einer langen Auto- und Fährenfahrt wurde ich herzlich von meiner Mentorin in meiner eigenen kleinen Wohnung in Schweden begrüßt.

Da ich noch kein einziges Wort Schwedisch sprach, begann ich sofort mit einem Sprachkurs. Nach diesem dreiwöchigen Intensivkurs und mit ersten Sprachkenntnissen begann ich meine Arbeit in der schwedischen Kirche in der Kleinstadt Alingsås in der Nähe von Göteborg. Die Kirche in Schweden unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von dem uns bekannten Kirchenleben. Ein Aspekt ist das große Angebot in der schwedischen Kirche. Dies liegt unter anderem daran, dass die schwedische Kirche bis zum 1. Januar 2000 Staatskirche war und somit alle in Schweden geborenen Menschen automatisch Mitglied der schwedischen Kirche wurden – wodurch die Kirche wiederum viel Geld durch Kirchensteuern einnahm. Seit 2000 jedoch treten immer mehr Menschen aus der Kirche aus. Das schafft inzwischen finanzielle Probleme, und es werden zunehmend Angebote gestrichen.

Und trotzdem überzeugt auch heute die schwedische Kirche mit einem vielfältigen Angebot. In schwedischen Gemeinden gibt es Gruppen für Säuglinge und deren Eltern, einen integrierten Kindergarten für Kinder zwischen drei und sechs Jahren, Gruppen für 12-Jährige, 13–15- sowie 16- bis 22-Jährige, Konfirmandengruppen, gemeinsames Kochen für sozial und finanziell benachteiligte Menschen und Gruppen für Menschen mit Behinderungen, um nur einen kleinen Einblick in das große Spektrum zu gewähren.

Ich selber habe auch in vielen Gruppen mitgewirkt und hatte dadurch einen sehr abwechslungsreichen Arbeitsalltag. Mein Eindruck ist auch, dass es viel mehr Arbeitsplätze in der schwedischen Kirche gibt als zum Beispiel in der mir bekannten Gemeinde in Deutschland. In meiner Gemeinde in Schweden beispielsweise arbeiten zwei Pfarrer, zwei Kantoren, zwei Gemeindepädagogen, eine Diakonin, ein Sozialarbeiter und drei Erzieher. Anfangs hatte ich große Schwierigkeiten mit der schwedischen Sprache und bin besonders in der Arbeit mit Kindern aufgegangen. Diese haben mir wohl auch am meisten dabei geholfen, schnell Schwedisch zu lernen. Denn Kinder haben selber noch ein einfaches Vokabular und stellen sich offenbar leicht und gern

auf fehlende Sprachkenntnisse des Gegenübers ein. Die Kinder redeten und redeten einfach, und irgendwann habe ich dann auch verstanden, was sie sagten und was sie wollten. Doch die ersten drei Monate waren keine leichte Zeit. Ohne Sprachkenntnisse ist es schwierig, Freunde zu finden, und meine deutschen Freiwilligenfreunde wohnten auch nicht so in der Nähe, dass ich sie jeden Tag hätte treffen können.

Im November erhielt ich dann aber die Möglichkeit, mit meiner schwedischen Gemeinde nach Taizé, dem bekannten Kloster und Wallfahrtsort in Südfrankreich, zu fahren und dort zehn wundervolle Tage zu verbringen. Dort lernte ich die Leute aus Alingsås besser kennen und gewann diese als meine neuen Freunde. Danach wurde es für mich auch in Schweden leichter und ich konnte das Leben dort richtig genießen.

Dank meiner fünf Seminare, die ich mit der schwedischen Partnerorganisation „Volontärår“ und dem „European Voluntary Service“ (EVS) hatte, lernte ich viel von Schweden kennen. Ich reiste beispielsweise in die Hauptstadt Stockholm sowie in verschiedene Kleinstädte, die allesamt in wundervollen, „typisch schwedischen“ Landschaften liegen. Da Reisen in Schweden generell nicht so teuer ist, reiste ich auch privat viel umher, beispielsweise in die drittgrößte Stadt Schwedens, nach Malmö.

Meine wohl schönste Reise machte ich über Weihnachten und die Weihnachtstage. Mit fünf weiteren deutschen Freiwilligen verbrachte ich die Feiertage in einem roten Haus mitten im Wald an einem See. Diesen Urlaub werde ich nie vergessen.

Generell bin ich froh, dass ich nach dem Abitur nicht sofort angefangen habe zu studieren, sondern diesen großen Schritt mit dem DJiA gewagt habe.

Das Jahr in Schweden hat mich selbständiger und offener im Umgang mit Menschen gemacht. Ich habe eine neue Sprache gelernt und mein Herz an ein Land verloren, in dem Ruhe mehr zählt als Hektik, und in dem die Menschen um einiges freundlicher wirken als in Deutschland.

Ich würde ein Diakonisches Jahr im Ausland jederzeit weiterempfehlen. Ich habe wundervolle Erfahrungen während dieses Jahres gemacht und auch, wenn es nicht immer einfach war, möchte ich diese Zeit in meinem Leben auf keinen Fall missen.



Susanne Steffen hat im Sommer 2009 in Berlin Abitur gemacht und ist anschließend für ein „Diakonisches Jahr“ nach Schweden gegangen. Sie begann eine Ausbildung zur Diakonin, wird aber zum kommenden Semester Sonderpädagogik (Arbeit mit Taubstummen) studieren.

Eine dritte Oma für den kleinen Mika

Seit zwölf Jahren gibt es in Hannover den Großelterndienst. Ein Familienbesuch | Barbara Lietz

„Uschi, komm mit, wir spielen jetzt“, ruft Mika (3) und zupft aufgeregt an ihrem Pullover. Uschi, das ist Ursula Stelter und seit drei Jahren so etwas wie Mikas dritte Oma. Mikas „echte“ Großeltern wohnen zu weit weg, um regelmäßig ihren Enkel zu besuchen, auch mal spontan auf ihn aufzupassen. Und so haben sich Mikas Eltern Dirk Pülm und Kathrin Lehnert an den Großelterndienst des Diakonischen Werks des Stadtkirchenverbands Hannover gewandt.

Seit 12 Jahren gibt es das Angebot in der Landeshauptstadt, rund 115 „Großeltern“ sind ehrenamtlich dabei. „Der Bedarf ist weitaus größer“, sagt Koordinatorin Angelika Becker. Die Sozialpädagogin sorgt dafür, dass sich die Familien und Ehrenamtlichen begegnen, die zusammen passen könnten. „Es geht um drei Generationen, und alle müssen sich verstehen“, beschreibt sie die Herausforderung.

„Als ich die Familie kennenlernte, hab ich gleich gedacht, das könnte was sein“, sagt Ursula Stelter. Auch die Eltern hatten ein gutes Gefühl: Alle vier haben sich im Büro der Vermittlungsstelle getroffen und wurden danach „getrennt voneinander befragt“, erinnert sich Kathrin Lehnert. „Wir wollten es einfach ausprobieren. Ob es wirklich klappt, kann man ja nach einem ersten Treffen nicht sagen.“

Am Ende klappte es sogar besser als erwartet: „Das ist meine Familie“, sagt Ursula Stelter glücklich, während Mika ausgelassen auf ihr heruntollt. Mutter Kathrin Lehnert nickt. „Uschi ist wirklich wie eine Oma für ihn.“ Auch für die Eltern war Frau Stelter von Anfang an einfach „Uschi“. „Das gegenseitige Duzen war uns wichtig, um keine Distanz zu haben“, sagt der Vater, „ein Kind merkt ja sowas“. Mindestens einmal in der Woche passt Ursula Stelter auf den kleinen Mika auf. Auch bei Feiern im Kindergarten ist sie dabei und bei Geburtstagen. Wenn sie Lust hat, ruft die 69-Jährige auch von sich aus bei der kleinen Familie an und fragt, ob sie mit Mika in den Zoo gehen kann. Gerade so, wie es andere Großeltern auch tun würden.

Mikas „echte“ Großeltern hat Ursula Stelter kennengelernt. „Diese Offenheit ist ganz wichtig“, sagt Koordinatorin Angelika Becker, „auch im Vorfeld müssen alle Familienmitglieder auf beiden Seiten Bescheid wissen – hier geht es um Vertrauen“. Wenn sich eine Familie plötzlich eine „neue Oma“ oder eine Großmutter ein „neues Enkelkind“ sucht, könne das leicht zu Irritationen und Eifersucht führen.

So war es auch für Mikas echte Großeltern ein „eigenartiges Gefühl“, als sie von den Plänen hörten, dass nach einer weiteren Oma für den Kleinen gesucht werde. „Das ist natürlich auch heute noch manchmal komisch für sie – Uschi sieht Mika ja öfter als sie selbst“, sagt Dirk Pülm. „Aber sie wissen auch, dass Uschi ein Glücksgriff ist – und dass wir sie dringend brauchen.“ Schließlich sind beide Eltern berufstätig. „Und es ist einfach schwierig, für Kinder unter drei Jahren eine Betreuung zu finden“, sagt Kathrin Lehnert.

Manchmal telefonieren die Eltern „einfach so“ mit Ursula Stelter – „auch, wenn es mal nicht ums Kind geht“, sagt der Vater. Und noch etwas ist wie in einer richtigen Familie: Auch die „Großmutter“ bekommt Hilfe. Wenn der Computer bei Ursula Stelter streikt, ist Dirk Pülm zur Stelle, wenn sie einen neuen Kühlschrank braucht, hilft er ihr beim Einkaufen.

Mika hat inzwischen ein paar Spielsachen bei Ursula Stelter und hat auch schon bei ihr übernachtet. Ob es Probleme gibt, weil vielleicht unterschiedliche Erziehungsstile aufeinandertreffen? Die Mutter schüttelt den Kopf. „Großeltern sind nie so streng wie Eltern, das ist in Ordnung“, sagt sie. Und sollte doch mal etwas sein, gibt es einen einfachen Weg: „Wir haben von Anfang an gesagt, wenn uns etwas stört, dann reden wir darüber.“ Dankbar sieht sie Ursula Stelter an. „Wir haben wirklich großes Glück gehabt.“ Das sieht die 69-Jährige genauso. Besonders Mika bereitet ihr große Freude: „Die Gespräche mit ihm sind toll“, schwärmt sie, „manchmal haut der Sachen raus...“. Auch über den Familienanschluss hinaus hat der Großelterndienst ihr Leben bereichert: „Durch die Treffen mit den anderen „Großeltern“ habe ich viele neue Kontakte gefunden“, sagt sie, „das ist einfach schön“.



„Wir haben wirklich großes Glück gehabt.“



Dirk Schnack, freier Journalist, lebt in Schleswig-Holstein und ist seit über 15 Jahren auf Themen in der Sozial- und Gesundheitspolitik spezialisiert. Unter anderem schreibt er regelmäßig für die Ärzte Zeitung und das Schleswig-Holsteinische Ärzteblatt.

Vermitteln, erklären, schlichten, Papierberge angehen

Ämterlotsen sind begehrte Freiwillige | Dirk Schnack

Einfach so mal in den Zug setzen und an die Nordsee fahren: für die Menschen in Schleswig-Holstein ist das eine Selbstverständlichkeit, schließlich wohnen sie auch im Landesinneren nicht weit von der Küste entfernt. Für Kurt Schneider* ist ein Besuch an der See aber seit Jahren nur noch ein unerfüllbarer Traum. Die Zugfahrkarte kann sich der Mann aus Neumünster schon lange nicht mehr leisten.

Schneider lebt von Hartz IV und hat jede Menge Schulden. Wie hoch die sind, wusste er lange Zeit selbst nicht. In immer kürzeren Abständen wurden ihm Mahnungen zugestellt. Eine Zeit lang hat Schneider die Umschläge gar nicht mehr geöffnet. „Ich habe sie auf einen großen Stapel gepackt, ich konnte die Rechnungen ja doch nicht bezahlen“, erzählt Schneider. Er sitzt mit Herbert Fuhlendorf an einem Tisch, um sich auf einen Termin in der Schuldnerberatung Neumünster vorzubereiten. Fuhlendorf ist ehrenamtlicher Ämterlotse und hilft Menschen wie Schneider, mit Behörden und ihren Sachbearbeitern zu kommunizieren. Dieses Angebot der Diakonie Altholstein findet immer stärkeren Zulauf. Ehrenamtliche wie Fuhlendorf begleiten die Menschen zu den Behörden und helfen damit beiden Seiten – sie vermitteln, „übersetzen“, schlichten, führen zu einem Ergebnis. Fuhlendorf hat schon zwölf Menschen durch verschiedene Behörden begleitet. Er steht ihnen im Jobcenter zur Seite, berät sie im Gespräch mit Bankern oder füllt mit ihnen Formulare aus.

Praxis Vermitteln, erklären, schlichten, Papierberge angehen

Auch Kurt Schneider täte sich ohne die Unterstützung Fuhlendorfs schwer. Der 51-Jährige hat die klassischen Ursachen für den Weg in die Schuldenspirale durchlitten: erst arbeitslos, dann geschieden, schließlich die ersten Rechnungen nicht bezahlt. Es folgten Mahnbescheide, Post von Inkassobüros, Pfändungsbeschlüsse. Schneider wollte sich damit nicht abfinden und suchte im Gespräch mit Behördenmitarbeitern nach einer Lösung – vergeblich. Sie forderten ihn auf, seine Probleme allein zu lösen. Schneider fand allein keine Lösung und rutschte noch tiefer in die Verschuldung.

Auf das Angebot der Diakonie wurde er über einen Flyer aufmerksam – es bestärkte ihn darin, noch einen Anlauf zu wagen. Mit dem früheren Service-Reisenden Fuhlendorf fand die Diakonie einen Ämterlotsen, der bei Schneider den richtigen Ton traf. Er erhebt sich nicht über sein Gegenüber, sondern nimmt die schwierige finanzielle Situation des gelernten Malers und Lackierers so wie sie ist – und beginnt, Ordnung und Übersicht zu schaffen. Schneider lässt sich davon anstecken. „Ich will raus aus den Schulden. Mit Pfändungsbescheiden habe ich bei Arbeitgebern keine Chance auf einen Job. Und ohne Job habe ich keinen geordneten Tagesablauf – und natürlich kein Geld“, schildert er seine Beweggründe.

Fuhlendorf bestärkt ihn darin, bewahrt aber auch Distanz. Dass das wichtig ist, hat er wie auch anderes auf der zweitägigen Einführungsschulung für Ämterlotsen in Rendsburg gelernt, die er wie alle Kollegen absolviert hat. Der Rentner hat selbst nie Zweifel gehabt, dass er der Richtige für diese Aufgabe ist: „Ich bin kontaktfreudig, habe Zeit und rede gern“, beschreibt sich der 70-Jährige. Für Uwe Dorendorf, Leiter des Projekts „Ämterlotsen“ im Diakonischen Werk Altholstein/Neumünster, ist Schneiders Schicksal kein Einzelfall. In der Region zwischen Kiel und der südlichen Landesgrenze Schleswig-Holsteins zu Hamburg hat er deshalb inzwischen 28 ehrenamtliche Kollegen wie Fuhlendorf im Einsatz. „Es besteht hohes Interesse bei den Mitbürgern an dieser ehrenamtlichen Tätigkeit – aber auch hoher Bedarf“, sagt Dorendorf. Ohne die Begleitung würden es viele Menschen nicht schaffen, Probleme etwa mit Behörden, Familienkassen oder Banken zu lösen. Mit Hilfe der Ämterlotsen jedoch schaffen es die meisten. Dorendorf ist optimistisch, dass auch Kurt Schneider sich vielleicht noch seinen Traum verwirklichen kann und eines Tages wieder in einem Zug in Richtung Nordsee sitzen wird.

* Name geändert

Interview mit Uwe Dorendorf

Wer ist für den Einsatz als Ämterlotse geeignet?

Nach unseren Erfahrungen fällt dieses Ehrenamt den Menschen leicht, die in ihrem Berufsleben Erfahrungen in der Verwaltung, als Kaufmann oder als Lehrer gesammelt haben. Voraussetzung ist, dass man anderen Menschen helfen möchte und dafür bereit ist, sich intensiv mit Behördenvorgängen auseinanderzusetzen. Man sollte in der Lage sein, strukturiert zu arbeiten.

Muss man in der evangelischen Kirche engagiert sein?

Nein, nicht unbedingt. Bei uns können auch andere Glaubensrichtungen aktiv werden. Sie sind es zum Teil auch schon. Unter unseren Ämterlotsen ist ein Katholik, derzeit bewirbt sich gerade ein Muslim.

Eignen sich nicht auch Menschen, die selbst Empfänger von Transferleistungen sind und deshalb Erfahrungen mit Behörden aufweisen?

Wir müssen bei Empfängern von Transferleistungen von einer Interessenkollision ausgehen. Bei ihnen ist die Gefahr, dass sie aufgrund schlechter Erfahrungen zu emotional reagieren – und damit dem Hilfesuchenden eher schaden – zu hoch.

Wie bereitet die Diakonie Altholstein die Ehrenamtlichen auf ihre Aufgabe vor?

Jeder Ämterlotse wird in Rendsburg geschult. In rund 20 Stunden werden Rechtsfragen, Verschuldung, Nähe und Distanz, Konflikte, Sucht und psychische Probleme behandelt. Danach stellt sich heraus, wer wirklich geeignet ist. Anschließend gibt es begleitend zur Tätigkeit weitere Schulungen.

Wie groß ist das Interesse?

Erfreulich hoch. Derzeit haben wir jeden Monat ungefähr zwei Interessenten an dieser Tätigkeit. Allein in Kiel engagieren sich derzeit 13 Ämterlotsen, in Neumünster sind es vier. Der hohe Bedarf zeigt, dass wir weitere Ämterlotsen ausbilden müssen.

Worauf führen Sie den hohen Bedarf zurück?

Für viele Menschen ist der Weg zur Behörde eine große Hürde, die sie allein nicht überwinden. Viele Migranten, aber auch viele Deutsche tun sich mit dem Behörden- und Juristendeutsch sehr schwer. Manchmal stimmt einfach nur die Chemie zwischen Behördenmitarbeiter und Antragsteller nicht.



Halt geben, Halt finden

Das Projekt „Haltestelle Diakonie“ für Menschen mit Demenz | Sarah Schneider

Frau Janzik strahlt über das ganze Gesicht und schwingt die Hände im Takt. Sie erhält ein Ständchen, 79 Jahre alt ist sie geworden. „Schönen Dank auch, meine Damen“, sagt sie in die Runde. „Ach, kieck mal...!“ meldet sich Herr Jaenicke erbost zu Wort. „... und Herren“, ergänzt Frau Janzik rasch und lächelt verschmitzt. „Na, dit ist dir aber spät einjefallen.“ Alle lachen. Es geht fröhlich zu, die Stimmung ist herzlich.

Man merkt es nicht unbedingt gleich, doch Frau Janzik und Herr Jaenicke sind demenzkrank. Wöchentlich treffen sie sich mit weiteren Frauen und Männern im Begegnungszentrum der Diakonie in Berlin-Reinickendorf. Da wird gebastelt und gesungen, vorgelesen und gespielt oder einfach nur erzählt. Eine hauptamtliche Koordinatorin sowie drei freiwillige Mitarbeiterinnen betreuen die insgesamt sechs Menschen mit Demenz. Die Gruppenstunde ist ein Angebot der „Haltestelle Diakonie“. Das Projekt bietet stundenweise Betreuung für Menschen mit Demenz oder psychischen Erkrankungen. Nicht nur in Gruppen, sondern auch individuell zuhause.

„Der Name ‚Haltestelle‘ symbolisiert ‚Halt geben‘, ‚Halt finden‘“

Das erklärt Friederike von Borstel, Gesamtkoordinatorin des Projekts Haltestelle Diakonie. „Für die Menschen mit Demenz ist es wichtig, dass sich die Mitarbeitenden auf ihre Bedürfnisse einstellen, Ruhe und Geduld haben. Da kann man nicht mit Druck arbeiten. Stattdessen geht es darum, einfach für die Menschen da zu sein, ihnen ein Gefühl der Nähe und Zuneigung zu vermitteln. Wir bieten den Menschen das, was die reine Pflege nicht erfüllen kann. Da geht es gar nicht so sehr um Aktivität, sondern darum, emotionale Wärme zu geben.“ Die Arbeit der Haltestelle Diakonie entlastet aber auch die pflegenden Angehörigen – nicht nur in zeitlicher Hinsicht. „Manche Menschen, die an Demenz erkrankt sind, erzählen beispielsweise immer wieder dieselbe Geschichte. Das kann für die Angehörigen etwas anstrengend sein. Die Mitarbeitenden der Haltestelle Diakonie hören sich diese Geschichte dann gerne noch einmal an“, schmunzelt von Borstel.

Eine der freiwilligen Mitarbeiterinnen der Haltestelle

Die freiwilligen Helferinnen (jeweils re.) haben viel Freude daran, sich um demenzkranke Menschen zu kümmern.



Sarah Schneider studierte Medienwissenschaft, Germanistik und Psychologie an der Universität Bonn. Sie absolvierte ein PR-Volontariat im Agenturbereich und arbeitet als Presseassistentin in der Pressestelle des Diakonischen Werks der EKD.

Diakonie in Reinickendorf ist Rosemarie Bohnke. Drei Mal die Woche engagiert sie sich dort. Früher war sie hauptberuflich Altenpflegerin, nach der Pensionierung suchte sie eine neue Beschäftigung. „Die Arbeit hier bringt mir etwas und auch den Menschen, um die ich mich kümmere“, sagt sie. Ähnlich sieht es Marianne Kuphal, ebenfalls Freiwillige in Reinickendorf: „Die Menschen sollen einmal rauskommen aus ihrem Kämmerlein. Wir wollen die gemeinsamen Stunden genießen. Das freut einen dann selber.“ Marianne Kuphal pflegte eine Zeit lang die eigene Mutter. Sie wäre froh gewesen über ein Angebot wie die Haltestellen der Diakonie. „Eine derartige Hilfe gab es damals aber leider noch nicht“, sagt sie.

Das Projekt Haltestelle Diakonie wurde von 2004 bis 2006 zunächst in drei Berliner Bezirken in einem Modellprojekt erprobt. Mittlerweile gibt es insgesamt 35 Haltestellen in Berlin und Brandenburg, rund 30 Hauptamtliche und 450 Freiwillige sind dort tätig. Alle Freiwilligen werden im Umgang mit Menschen mit Demenz geschult und fachlich begleitet. „Die meisten Freiwilligen sind weiblich und älter als 55 Jahre“, berichtet Helma Lechtenberg, hauptamtliche Koordinatorin der Haltestelle Diakonie Reinickendorf. „Die Arbeit mit jüngeren Freiwilligen ist schön, jedoch leider seltener.“ Gemeinsam haben die Mitarbeitenden der Haltestelle Diakonie 2009 in 30.000 Stunden rund 550 Menschen mit Demenz betreut. „Die Projekte sind damit zum Teil schon an ihre Grenzen gestoßen“, erklärt Friederike von Borstel. „Wir können nicht so viele Menschen betreuen, wie wir gerne würden – leider“, sagt sie.



Fotos: Sarah Schneider

„Wellcome“ am Wochenbett

Ehrenamtliche bringen Entlastung im ganz normalen Wahnsinn nach Familienzuwachs | Dirk Schnack

Kiara hat eine neue Freundin. Kerstin bastelt mit ihr, liest ihr vor und spielt mit Kiara und ihren Puppen. Vor allem aber ist Kerstin unendlich geduldig und hat Zeit für sie. Kiara ist drei Jahre alt und ihre Freundin Kerstin Heiden könnte vom Alter her ihre Oma sein. Kiaras Mama Sandra Achilles kann im Moment nicht mehr so viel Zeit für ihre Dreijährige aufbringen, wie sie es vor der Geburt der kleineren Schwester Meliah gern getan hat. Deshalb kommt Kerstin Heiden regelmäßig als wellcome-Ehrenamtliche der Familie Achilles in deren Haus.

„So kommt die Große nicht zu kurz“, sagt Sandra Achilles. Seit Kerstin Heiden sie einmal pro Woche für mehrere Stunden besucht, ist die Atmosphäre dort wesentlich entspannter und die Geschwister wirken ausgeglichener. Von Eifersucht der großen Schwester auf die neun Wochen alte Meliah ist nichts zu spüren, solange sie Kerstin Heiden mit ihren Spielen voll in Beschlag nehmen kann. Nicht nur die beiden Mädchen profitieren vom Besuch der Ehrenamtlichen. Die Familie Achilles ist neu in den kleinen Ort Wahlstedt bei Bad Segeberg in Schleswig Holstein gezogen. Der Vater ist beruflich viel unterwegs und kann nur wenig Zeit mit seinen Töchtern verbringen. Sandra Achilles wusste vor der Geburt Meliahs, dass die ersten Wochen und Monate mit den beiden Mädchen anstrengend werden. Dennoch hat sie zunächst geögert, das wellcome-Angebot in Anspruch zu nehmen. Die junge Mutter befürchtete, sie müsse die Hilfe gegenüber Dritten irgendwie rechtfertigen. Aussagen wie „das brauchst du doch nicht“ oder „wir haben das auch ohne fremde Hilfe geschafft“ bekam sie tatsächlich zu hören – dennoch ist sie heute froh, Kerstin Heiden im Haus zu haben. Denn familiäre Unterstützung etwa durch Großeltern ist bei ihnen wegen der Entfernung nicht möglich. Bei

der evangelischen Familienbildungsstätte Bad Segeberg und Bad Oldesloe muss sich kein Hilfesuchender rechtfertigen – man weiß, dass der ganz normale Wahnsinn einer Wochenbett-Familie jeden Menschen bis an die Belastungsgrenze und darüber hinaus bringen kann. Eifersüchtige Geschwisterkinder, ein kaum zu bewältigender Haushalt, gesellschaftliche Normen und eigene Ansprüche – in dieser Gemengelage fühlen sich junge Familien häufig hilflos. Kerstin Heiden gibt der Familie Achilles diese Hilfe gerne. „Es war schon immer mein Wunsch, mit kleinen Kindern zu arbeiten“, sagt sie. Kerstin Heiden hat im Kinderhort gearbeitet, ist selbst Oma und hat Lust auf die Aufgabe – damit bringt sie beste Voraussetzungen für die ehrenamtliche Tätigkeit mit. In der Familienbildungsstätte ist sie eine von 15 Ehrenamtlichen, die von Birgit Mütze vor Ort koordiniert werden. Die Chemie muss stimmen zwischen den Helferinnen und der Familie. Oft aber entsteht über diese befristete Phase hinaus noch deutlich mehr. Kerstin Heiden und Familie Achilles sind sich jetzt schon sicher, dass sie über die Zeit von wellcome hinaus in Kontakt bleiben werden.



Sandra Achilles (li.) hat Zeit, entspannt mit ihrem Baby zu spielen, während die wellcome-Ehrenamtliche Kerstin Heiden der großen Schwester Kiara vorliest.

Interview mit Rose Volz-Schmidt, Gründerin und Geschäftsführerin von wellcome gGmbH

Was darf eine Familie von einer wellcome-Betreuerin erwarten?

Nach unseren Erfahrungen fällt dieses Ehrenamt den MenDie Ehrenamtliche hilft Familien während des ersten Lebensjahres des Kindes wie sonst Familie und Nachbarn. Sie hört zu, wacht über den Schlaf des Kindes, spielt mit ihm oder geht mit ihm spazieren. Sie sorgt dafür, dass die Familie entlastet wird - aber sie ist keine Haushaltshilfe, die Bügelwäsche erledigt oder den Fußboden schrubbt.

Wie ist die Idee zu wellcome entstanden?

wellcome ist 2002 als Projekt der Familienbildung in Hamburg entwickelt worden. Ich selbst machte als Fachfrau für Familienbildung die Erfahrung, wie schwierig die erste Zeit nach der Geburt eines Kindes sein kann. Gerade in der ersten Zeit nach der Geburt brauchen Familien Unterstützung. Selbst Mütter, die ihren Alltag vor der Geburt gut bewältigt haben, kommen schnell an ihre Grenzen – hier setzt wellcome an. Aus dem lokalen Angebot entwickelte sich die gemeinnützige wellcome GmbH.

Wellcome wurde mehrfach ausgezeichnet.

Was ist das Erfolgsgeheimnis des Projektes?

Wellcome ist unbürokratische, schnelle und alltagspraktische Hilfe, die auf die veränderte Lebenssituation von Familien reagiert. Wir wissen aus

der wissenschaftlichen Evaluierung der Universität Kiel, dass Mütter durch wellcome effektiv entlastet werden, dass die Mutter-Kind-Beziehung positiv beeinflusst wird und dass die Arbeit ein „gewaltpräventives Potenzial“ hat. Außerdem ist mit der ehrenamtlichen Tätigkeit hohe Anerkennung und Zufriedenheit verbunden.

Wer kann wellcome-Ehrenamtliche werden?

Jeder. Meist sind es Frauen, die selbst Mütter sind – Voraussetzung ist das aber nicht. Entscheidend ist die persönliche Kompetenz. Fachliche Kompetenz wird nicht vorausgesetzt, sondern Erfahrung im Umgang mit und liebevolles Interesse an Kindern. Wichtig ist, dass man offen und aufgeschlossen ist und sich auf unterschiedliche Situationen und Menschen einlassen kann.

Was kann die Ehrenamtliche tun, wenn etwas in der betreuten Familie nicht stimmt?

Sie spricht die lokale Koordinatorin an, die ist fachlich geschult. Diese entscheidet über die weiteren erforderlichen Schritte. Sie spricht direkt mit der Familie und überlegt gemeinsam, was zu tun ist. Höchste Priorität hat dabei immer das Kindeswohl.

Wie groß ist der Bedarf?

Sehr hoch, das zeigen steigende Zahlen in den Bundesländern. Ständig werden neue Teams in fast allen Bundesländern gegründet. Vergleichsweise schwach vertreten sind wir noch in den neuen Bundesländern, wo es insgesamt nur fünf Teams gibt. Bundesweit sind es über 160 Standorte mit rund 2000 Ehrenamtlichen.

Nicht jeder hat ein Känguru in der Familie!

| Christiane Lehmacher-Dubberke

Als das zweite Kind von Imke Schütz auf die Welt kam, war sie bereits Mutter eines dreijährigen Sohnes und sozusagen schon „Profi“. Aber beim zweiten Kind war dann doch auf einmal alles ganz anders. Jasper war anders als Benjamin, sein dreijähriger Bruder – und dann kam das Känguru dazu...

Jetzt aber die Geschichte ganz von vorn: Imke Schütz ist verheiratet und war bereits Mutter eines 3-Jährigen, als ihr zweiter Sohn Jasper 2007 auf die Welt kam. Zunächst verlief alles wie geplant, aber leider bekam Jasper häufig Lungenentzündungen, was zahlreiche Krankenhausaufenthalte notwendig machte. Das hat sie damals viel Kraft gekostet. Oft war sie erschöpft, müde und verzweifelt, besonders dann, wenn er wieder einmal nicht schlief, schlecht aß oder im Krankenhaus war. Ihr Mann konnte sie nur bedingt unterstützen, da er beruflich stark eingespannt war. Als Jasper sechs Monate alt war, hörte sie vom Projekt „Känguru – hilft und begleitet“, ein Nachbarschaftshilfeprojekt des Diakonischen Werkes Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, das Familien und allein erziehende Mütter und Väter nach der Geburt in alltagspraktischen Dingen unterstützt. Sofort griff sie zum Telefon und setzte sich mit dem für sie nächstgelegenen „Känguru“-Standort in Verbindung. Kurze Zeit später schon, nach einem ausführlichen „Aufnahmegespräch“, standen zwei ehrenamtliche Mitarbeiterinnen vor der Tür, die sie von da an über einen Zeitraum von sechs Monaten zwei Mal in der Woche für jeweils drei Stunden entlasteten. In dieser Zeit haben sie sich um Jasper gekümmert, sind mit ihm spazieren gegangen, haben



ihm Essen gegeben, ihn gewickelt – aber auch und vor allem: Imke Schütz seelisch aufgebaut, ihr Mut zugesprochen, sie ermutigt, etwas nur für sich zu tun. Rückblickend sagt sie: „Das Wichtigste war für mich das fachliche Wissen der Ehrenamtlichen, besonders, wenn es um das Essen, Zufüttern, Schlafen und die Entwicklung von Jasper ging, aber auch die Bestätigung und der Zuspruch für mich.“

Sätze wie: Du schaffst es, ruh dich aus, es geht vorbei, waren wie ein Anker, der mir Kraft und Durchhaltevermögen gegeben hat.“

„Känguru – hilft und begleitet“, das kostenlose Angebot für Mütter und Väter steht in zehn Berliner Bezirken zur Verfügung.

Das Besondere und Innovative an „Känguru – hilft und begleitet“ ist: Es ist ein kostenloses Angebot, unbürokratisch, es hilft zeitnah und ist alltagstauglich. Känguru schließt eine Versorgungslücke, die sich auftut, wenn die Betreuung durch die Hebamme endet.

Derzeit werden an zehn Standorten 75 Familien mit durchschnittlich drei Kindern pro Familie betreut, darunter viele Alleinerziehende, junge Mütter, Migrantinnen, Familien mit Mehrlingsgeburten und Familien, die sich sonst keine Kinderbetreuung zur Entlastung leisten können. In diesem ausschließlich aus Spenden finanzierten Projekt arbeiten zehn hauptamtliche Regional Koordinatorinnen und eine Gesamtkoordinatorin.

Für Imke Schütz ist ganz klar:

„Die Mütter und Väter sollen sich trauen, die Hilfe von Känguru in Anspruch zu nehmen! Für unsere ganze Familie war es eine unglaublich gute Unterstützung in einer nicht einfachen Zeit.“



Fotos: privat

Medienempfehlungen zum Thema „Europäisches Jahr der Freiwilligentätigkeit“

zusammengestellt von Roland Kohm

Ökumenischer Medienladen im Evangelischen Medienhaus GmbH

2030 – Aufstand der Alten

DVK853

Jörg Luhdorff, Deutschland 2007 | 135 (3 x 45) Min., farbig, Doku-Drama. FSK: 6 Jahre

Teil 1 „Die Geiselnahme“: Am 12. September 2030 tritt die Bundesregierung unter Verweis auf die „M-Faktor-Affäre“ geschlossen zurück. Anschließend folgt ein Rückblick auf die Ereignisse, die dazu geführt haben. Die junge investigative Journalistin Lena Bach will einen mörderischen Skandal um alte Menschen aufdecken. In dieser fiktiven Zukunft lebt ein Drittel der Rentner unterhalb der Armutsgrenze. Viele müssen betteln. Seit 2015 gibt es häusliche Pflege nur noch für Wohlhabende. Seit 2019 steht „freiwilliges Frühableben“ im Leistungskatalog der Krankenkassen. Der verzweifelte Rentner Sven Darow hat ein halbes Jahr zuvor den Vorstandsvorsitzenden des Wellness-Konzerns Prolife vor laufender Kamera als Geisel genommen und will ihn zu einem Geständnis über einen M-Faktor zwingen. Eine Handgranate explodiert. Darow erstellt Recherchen über die 30 Prozent verarmter Alter, die es 2027 gab.

Teil 2 „Das Leben im Untergrund“: Darow schloss sich im Jahr 2028 dem „Kommando Zornige Alte“ an, die bei einer Protestaktion in Baden-Baden Silikonkissen und Fettbeutel auf wohlhabende Senioren warfen. Auch einige Banküberfälle sollen auf deren Konto gegangen sein. Lena Bach trifft Senioren, die sich aufgrund eines unerwarteten Geldsegens dringend notwendige Operationen leisten konnten. Inzwischen wurde das „Altenproblem“ relativ elegant gelöst: Mit dubiosen „Drücker-Methoden“ werden immer mehr alte Menschen in Billigheime nach Afrika gelockt. Doch auch dort gilt: Wer keine Rücklagen hat, kann sich mit der Grundrente zwar die Unterkunft, nicht aber eine ausreichende medizinische Versorgung leisten. Bach entdeckt schließlich, wo die kranken Senioren hingebacht werden und schleicht sich nachts auf das eingezäunte Gelände.

Teil 3 „Das Geheimnis in der Wüste“: Auf dem Gelände entdeckt sie, dass die Kranken in riesigen Bettenlagern in einer Zeltstadt nur noch vor sich hinvegetieren. Bach alarmiert die Behörden, die Sache fliegt auf und wird publik. Die Gerichtsverhandlung in Deutschland droht zu scheitern, als immer wieder Zeugen „verschwinden“. Schließlich hilft ein Vorstand von Prolife, der nach Brasilien geflüchtet ist. Er spielt Bach ein Video zu, das beweist, dass die Unterbringung der Senioren in den Lagern mit Wissen und im Auftrag der Bundesregierung stattfand. Weil der Staat die Renten nicht mehr bezahlen kann, hat er gemeinsam mit Konzernen nach einer Lösung gesucht. Nach Aufdeckung dieser Hintergründe tritt die Bundesregierung zurück. **Generationen, Alte Menschen, Menschenwürde, Zukunft, Demokratie** | ab 14 Jahren | Auf einer zweiten Kontextor-DVD sind die Filme didaktisch gegliedert und mit Arbeitsmaterialien verknüpft

Abenteuer „Endstation“ – Sozialer Dienst im Altenheim

DVK908

Markus Müller, Deutschland 2008/2010 | 22 Min., farbig, Didaktische DVD

Was Kai empfindet, dürfte auch so manch anderem jungen Menschen nicht ganz fremd sein: große Unsicherheit und Scheu. Statt mit Gleichaltrigen abends loszuziehen, stülpt er sich daheim den Kopfhörer über und träumt nur davon, am Leben teilzunehmen, mit Mädchen zu flirten und beruflich erfolgreich zu sein. Auf gewisse Art ist es für ihn ein Glück, vor weiteren Zukunftsentscheidungen erst einmal seinen Zivildienst ableisten zu müssen. Er arbeitet in einem Altenheim. Auch hier fühlt er sich unzulänglich und vermag sich nur durch seine abendlichen

Fantasien abzulenken. Als er auf den alten Geert Kirschhofer trifft, bekommt die dumpfe tägliche Routine allmählich eine neue Qualität. Er lernt einen Menschen kennen, der schon ein langes Leben mit Höhen und Tiefen hinter sich hat und nun hilflos und unglücklich ist, weil sein Körper nicht mehr mitmacht. Durch den intimen Umgang und weil beide über Sensibilität verfügen, entsteht vorsichtiges, wechselseitiges Vertrauen. Kai unterstützt Geert im Pflegealltag dezent und schafft es, dessen Lebensfreude wieder aufblühen zu lassen. Umgekehrt gewinnt er einen großväterlichen Freund und lernt dank seiner Gegenwart, sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen. Die DVD enthält umfangreiches Zusatzmaterial. Auf der DVD-Videoebene etwa Interviews mit Mitarbeitern eines Altenheims. Die DVD-ROM-Ebene beinhaltet Unterrichtsideen zu den Themen „Diakonie“, „Lebensziele“, „Sterben, Tod und Auferstehung“. Außer Arbeits- und Infoblättern sowie Textmaterialien finden sich weitere Film- und Hörbeispiele, Lieder, Musik und Bilder auf der DVD, jeweils verzahnt mit Vorschlägen für den Unterricht.

Diakonie, Zivildienst, Frieden/Friedenserziehung, Alte Menschen, Sterben/Tod | ab 14 Jahren | DVD-complett. Beim Evangelischen Medienhaus auch käuflich zu erwerben

Albert Schweitzer – Leben mit einer Vision

DVK529

Ilona Nord, Deutschland 2007 | 22 Min., farbig, Dokumentarfilm
Auf seiner blauen Vespa knattert ein junger Mann in den idyllischen Ort Gunsbach im Elsass. Hier wuchs der Mann auf, über den er etwas in Erfahrung bringen will: Albert Schweitzer (1875–1965), evangelischer Theologe, Arzt, Philosoph und Musiker. Unterstützung findet er in der Zeitzeugin Sonja Poteau, die einst für Albert Schweitzer arbeitete. Sie beantwortet seine Fragen und zeichnet in ihren Berichten ein lebendiges Bild des Menschen, der den Grundsatz der „Ehrfurcht vor dem Leben“ prägte. Der Film ist im Reportagestil gehalten. Der Vespa-Fahrer Helmer Hein weiß anfangs nicht viel mehr über den Porträtierten als die Schülerinnen und Schüler heute, an die sich die biografische Dokumentation wendet. Gemeinsam mit Madame Poteau schaut Helmer Hein sich die Kirche an, in der Albert Schweitzer Orgel spielte und das Haus, in dem er lebte, welches heute ein kleines Museum für den berühmten Sohn des Städtchens beherbergt. Immer wieder fließen historische Aufnahmen, Filmausschnitte und Fotos ein, die das Erzählte illustrieren. Die DVD enthält umfangreiches Zusatzmaterial wie Fotos, weitere Filmausschnitte, Tondokumente, Hintergrundmaterialien, Arbeitsblätter, Grafiken, Unterrichtsentwürfe für die Sekundarstufe 1 und Einsatzempfehlungen für die Konfirmanden- und Gemeindearbeit. **Lebensbilder, Christsein, Nächstenliebe, Lebensstil/Lebensqualität, Schöpfung** | ab 10 Jahren | DVD-complett. Auch käuflich zu erwerben im Evangelischen Medienhaus.

Compassion – ein Sozialpraktikum

DVK513

Jürgen Dettling, Deutschland 2007 | 30 Min., farbig, Dokumentarfilm
„Compassion“ ist ein besonderes Programm für ein Sozialpraktikum während der Schulzeit. Es wurde von der Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg entwickelt und hat seither europaweit Beachtung und Anerkennung gefunden. Der Film begleitet die Abschlussklasse der Förderschule St. Georgen im Schwarzwald während ihres „Compassion – Praktikums im Frühsommer 2007. Die Schülerinnen und Schüler machen die Erfahrung, dass sie sich mit Menschen verbinden können, die Hilfe brauchen: in Pflegeheimen, beim DRK, in Schulen und Kindergärten

für körperlich und geistig behinderte Kinder. Zwei Wochen Kontrast-Programm zur „Ego-Gesellschaft“, die bei jedem einzelnen der Schülerinnen und Schüler Wirkung zeigen: Sie können helfen, sie werden gebraucht, jeder Einzelne ist wichtig. Sieben der Teilnehmerinnen und Teilnehmer haben ihre Eindrücke auch selbst für den Film mit der Kamera festgehalten. **Diakonie/ Caritas, Behinderte Menschen, Nächstenliebe, Schule | ab 14 Jahren**

Nächstenliebe im Alltag **DVK508**

Fritz Karmann, Deutschland 2007 (FWU) | 17 Min., farbig, Dokumentarfilm

Was bedeutet Nächstenliebe im Alltag? Was bringt mir ein soziales Engagement in meiner Freizeit? Was kann ich nach meiner Schulzeit tun? Weltweit steht der Name Caritas für das soziale Engagement der katholischen Kirche. Auf der Grundlage der christlichen Nächstenliebe sind allein in Deutschland etwa eine halbe Million Menschen ehrenamtlich im Caritasverband engagiert. Der Film zeigt die vielfältigen Möglichkeiten der Freiwilligenarbeit. Der ROM-Teil der DVD bietet umfassende zusätzliche Informationsmaterialien und Hilfen für den Einsatz in Schulen und Gemeinden.

Nächstenliebe, Solidarität, Gemeinschaft, Humanität, Diakonie/ Caritas | ab 14 Jahren

Not sehen und handeln – Caritas (2006) **DVK438**

Elisabeth Ruhl-Jahn/ Jiri Skarvan, Deutschland 2006 | 45 Min., farbig, Dokumentarfilm

„Der Film zeigt in drei authentischen Geschichten beispielhaft die Arbeit der Caritas Deutschland. Beispielhaft dafür, dass Menschen auf vielfältige Weise mit Nöten zu kämpfen haben und auf die Unterstützung ihrer Mitmenschen angewiesen sind. Beispielhaft dafür, dass dies Kinder und Jugendliche ebenso treffen kann wie Menschen am Ende ihres Lebens oder mitten im Erwachsenenalter. Beispielhaft aber auch dafür, in wie vielen Bereichen Mitarbeitende der Caritas mit menschlichem Einfühlungsvermögen und mit hoher fachlicher Qualifikation den Anspruch der Caritas einlösen: ‚Not sehen und handeln‘.

Jugendhilfe und Jugendsozialarbeit, offene Beratungsdienste, Altenpflege und Sterbebegleitung – drei Ausschnitte aus der Fülle caritativer Arbeit und aus der Fülle des menschlichen Hilfebedarfs.“ (Aus dem Grußwort des Präsidenten des Deutschen Caritasverbandes, Dr. Peter Neher). Neben dem Hauptfilm enthält die DVD drei in sich geschlossene Teile zu den Themenschwerpunkten „Ehrenamt – Hospiz“, „Raum 58: Straßenkinder in Deutschland“ und „Krisenhaus: Lebensberatung für Menschen in Not“. **Diakonie/ Caritas, Nächstenliebe, Sterbebegleitung, Obdachlosigkeit, Außenseiter, Drogen, Einsamkeit | ab 14 Jahren** | Auf der ROM-Ebene der DVD befindet sich umfangreiches Hintergrund- und Arbeitsmaterial

Warum eigentlich nicht? – FSJ in der Diakonie **VC1873**

Sigrid Kulik/Markus Adloff, Deutschland 2002 | 15 Min., farbig, Dokumentarfilm

Vier junge Menschen berichten über ihre Erlebnisse und Erfahrungen während ihres Freiwilligen Sozialen Jahres (FSJ) in verschiedenen Einrichtungen des Diakonischen Werkes Württemberg (Behinderteneinrichtung, Krankenhaus, Diakoniestation, Kinder- und Jugenddorf).

Diakonie, Arbeit/ Arbeitswelt, FSJ | ab 14 Jahren

Bitte beachten Sie:

Außerhalb der Landeskirche Württemberg ist die Entleihe von Medien abhängig von Ausleihdauer und Medienart gebührenpflichtig. Die aktuellen Konditionen können Sie im Ökumenischen Medienladen erfragen oder im Internet einsehen unter: www.oekumenischer-medienladen.de/cms/medienvleih/gebuehren

Ökumenischer Medienladen

Augustenstraße 124, 70197 Stuttgart
Tel.: 0711/2227667 bis 70 (persönliche Beratung), Fax: 0711/22276-71
E-Mail: info@oekumenischer-medienladen.de
www.oekumenischer-medienladen.de

Öffnungszeiten:

Mo, Di + Do: 9.00 bis 16.30 Uhr, Mi + Fr: 9.00 bis 12.30 Uhr

Literaturempfehlungen

Baldas, Eugen, Florentine Beck und Angela Plichta: Freiwilligeneinsätze. Weltweit. Leitfaden zu selbstorganisierten Freiwilligendiensten; für Freiwillige & Träger, Vereine, Schulen. Freiburg: interconnections, 2008. ISBN 978-3-86040-136-1

Batarilo-Henschen, Katarina, Mareike Alscher und Charlotte von Knobelsdorff: Qualifizierung und Anreizsysteme für bürgerschaftliches Engagement. Fallhandbuch. Centrum für Soziale Investitionen und Innovationen, Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg 2011

Baur, Katja und Krischan Johannsen: „Ich hör dir einfach zu“. Am Beispiel der Telefonseelsorge seelsorgerlich-personale Kompetenz fördern, Calwer Materialien, Stuttgart, 2009.

Bayer, Bernhard: Kinder- und Jugendhospizarbeit. Das Celler Modell zur Vorbereitung Ehrenamtlicher in der Sterbebegleitung. Hrsg. im Auftrag des Malteser Hilfsdienstes e. V. München. Gütersloher Verlags-Haus, 2009.

Behr, Karin, Reinhard Liebig und Thomas Rauschenbach: Strukturwandel des Ehrenamts. Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozeß. Juventa Verlag, Weinheim und München, 2000.

Belzner, Ruth: Die Telefonseelsorge und die Medien. In: Auf Draht Nr. 73, 2010, S. 7.

Brendel, Ursula: Freiwilliges Engagement im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau. Handbuch, Frankfurt am Main, 2008.

Das Handbuch „Freiwilliges Engagement im Diakonischen Werk in Hessen und Nassau“ ist eine praktische Arbeitshilfe, um den Einsatz von Freiwilligen in der Kooperation mit der hauptamtlichen Mitarbeiterschaft zu organisieren und zu strukturieren.

Neben Hintergrundinformationen zum Selbstverständnis und den Standards des Freiwilligen Engagements im DWHN gibt es Informationen zu aktuellen Trends und Unterstützungsstrukturen des Bundes und der Länder. Das Handbuch bietet eine Fülle von Hinweisen, Tipps und Arbeitshilfen zum Freiwilligenmanagement, sowie Praxisbeispiele aus den unterschiedlichen Feldern sozialer, diakonischer Arbeit.

Diese Zusammenstellung ist nicht nur für die Arbeit in Kirche und Diakonie eine Handreichung, sondern lässt sich auch auf andere Einrichtungen und Institutionen übertragen. Das Buch kostet 26,50 € und kann bezogen werden über: elke.bossecker@diakonie-wetterau.de.

- Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (Hg.):** Engagementpolitik im Dialog. Kommentare und Stellungnahmen zur Engagementstrategie der Bundesregierung. Nationales Forum für Engagement und Partizipation. Band 4. Berlin. Dezember 2010.
- Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) (Hg.):** Aus Politik und Zeitgeschichte: Bürgerschaftliches Engagement. Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“ 12/2006. Bonn 20.03.2006.
- Coenen-Marx, Cornelia; König, Volker; Eichenhofer, Eberhard; Sommer-Loeffen, Karen:** Systematische Ehrenamtsarbeit. Eine Praxishilfe für Kirche und Diakonie. Medienverband der Ev. Kirche im Rheinland (Hg.); 1. Aufl. Düsseldorf 2009, 226 S. ISBN 13: 9783876451848
- Cordes, Paul J.:** Helfer fallen nicht vom Himmel. Caritas und Spiritualität. Freiburg (u.a.): Herder, 2008.
- Dausend, Peter:** In schwierigen Zeiten. Hilft mehr Bürgerengagement? Springe, Zu Klampen Verlag, 2009.
- Diakonisches Werk der EKD (Hg.):** Freiwilliges Engagement in Kirche und Diakonie. Aktuelle Formen und Herausforderungen Diakonie Texte 11.2006, Stuttgart 2006.
- Diakonisches Werk Niedersachsen (Hg.):** Freiwillige diakonische Mitarbeit. Leitlinien und Empfehlungen für Dienste und Einrichtungen der Diakonie in Niedersachsen. Hannover 4/2005.
- Diakonisches Werk Schleswig-Holstein (Hg.):** Jahresbericht 2004/2005. Bürgerschaftliches Engagement. Freiwilligen- und Pflichtdienste. Möglichkeiten ehrenamtlichen Engagements. Rendsburg 9/2005.
- Dörner, Klaus:** Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Paranus Verlag. Neumünster 2007. ISBN 978-3-926200-91-4.
- Fischer, Ralph:** Ehrenamtliche Arbeit, Zivilgesellschaft und Kirche. Bedeutung und Nutzen unbezahlten Engagements für Gesellschaft und Staat. Kohlhammer Verlag (Stuttgart) 2004. 224 Seiten. ISBN 978-3-17-018560-9.
- Frantzmann, Heinz W., Karen Sommer-Loeffen, Ursula Wolter, und Julia S. Buon:** Ehrenamt. Das Qualitätshandbuch Freiwilligenmanagement am Beispiel von Diakonie und Kirche. Diakonie in Düsseldorf. 2007. ISBN-13: 978-39403355003:
- Genger, Gerd:** Handbuch Gemeinde und Presbyterium: Systematische Ehrenamtsarbeit. Medienverband der ev. Kirche im Rheinland, (Hg.) Düsseldorf 2009. ISBN: 3-87645-183-3. 228 Seiten.
- Gesamtverband für Suchtkrankenhilfe (GVS) (Hg.):** Positionspapier zur Kooperation von professioneller Suchthilfe und Sucht-Selbsthilfe, Ausgabe 02/2010; in: Partnerschaftlich Infodienst des GVS.
- Grosse, Heinrich W.:** Freiwilliges Engagement in der Evangelischen Kirche hat Zukunft. Ergebnisse einer neuen empirischen Studie. Sozialwissenschaftliches Institut der EKD. Hannover 2006.
- Haak, Rainer:** Freiwillig. 100 Möglichkeiten, Gutes zu tun. Lehr, Johannis Verlag, 2009, 144 S.; ISBN 978-3-501-05361-4.
- Hauschildt, Eberhard:** Auf dem Weg zu einer Praktischen Theologie der Ehrenamtlichen Seelsorge. In: Pastoraltheologie, 2010, 99. Jg., S. 116-127, Vandenhoeck & Ruprecht Göttingen.
- Heimgartner, Arno:** Ehrenamtliche bzw. freiwillige Arbeit in Einrichtungen Sozialer Arbeit. In: Europäische Hochschulschriften Reihe 11 Pädagogik, Band 916, Peter Lang, Berlin/Bern/Frankfurt am Main/Wien, 2004. Zugleich Dissertation an der Universität Graz, 2000.
- Hofmann, Beate:** Referat zum Schwerpunktthema „Ehrenamtliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“. Gemeindepädagogische Überlegungen zur Zukunftsfähigkeit kirchlichen Ehrenamts. Gehalten anlässlich der 2. Tagung der 11. Synode der EKD, Ulm, 25. bis 29. Oktober 2009.
- Hücker, Franz-Josef:** Bevor Du Selbstmord begehst, ruf mich an! Krisenintervention durch ehrenamtliche Seelsorge, rund um die Uhr. In: Fachjournalist Nr. 1, 2011, S. 26-31.
- Ders.:** Rahmenordnung (1986) für die Aus- und Fortbildung ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Telefonseelsorge und Offene Tür, Bonn.
- Igl, Gerhard, Monika Jachmann und Eberhard Eichenhofer:** Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement im Recht – ein Ratgeber. Leske + Budrich, Opladen 2002.
- Kistler, Ernst, Heinz-Herbert Noll und Eckhard Priller (Hg.):** Perspektiven gesellschaftlichen Zusammenhalts. Empirische Befunde, Praxiserfahrungen, Maßkonzepte. Edition Sigma, Berlin, 1999.
- Klie, Thomas und Paul-Stefan Roß (Hg.):** Die Zukunft des Sozialen in der Stadt. Bürgerschaftliches Engagement als Herausforderung, 2000, 254 Seiten, ISBN 978-3-932650-10-9
- Kottnik, Klaus-Dieter K. und Eberhard Hauschildt (Hg.):** Diakoniebibel. Grundwissen für alle, die mit Diakonie zu tun haben. Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh 2008.
- Krauß, Irma:** Rettung in der Nacht. Düsseldorf, Sauerländer Verlag, 2009. - 93 S. ISBN 978-3-7941-7082-1
- Lebendige Seelsorge, Zeitschrift für praktisch-theologisches Handeln.** Echter-Verlag, Würzburg. Heft 3/2006 der Zeitschrift zum Thema „Ehrenamt im Wandel“
- Mieg, Harald A., und Theo Wehner:** Frei-gemeinnützige Arbeit: Eine Analyse aus Sicht der Arbeits- und Organisationspsychologie (Harburger Beiträge zur Psychologie und Soziologie der Arbeit Nr. 33). Technische Universität Hamburg-Harburg, Arbeitswissenschaft, 2002.
- Mügge, Jutta und Eckard Bieger:** Herausforderung: Ehrenamt in der Kirche. Ein praktischer Leitfaden. Ideen, Tipps, Lösungen. Leipzig, Benno Verlag, 2009. - 138 S.; ISBN 978-3-7462-2600-2.
- Roß, Paul-Stefan und Hilli Tries:** Die Kernfrage des freiwilligen Engagements ist die Gewinnung der Hauptberuflichen. Newsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 10/2010 vom 28.05.2010.
- Schüll, Peter:** Motive Ehrenamtlicher. Eine soziologische Studie zum freiwilligen Engagement in ausgewählten Ehrenamtsbereichen; Berlin 2004.
- Schumacher, Andrea:** Im Anruf des Guten. Zur Wertorientierung des Menschen im kirchlichen Ehrenamt. Institut zur Förderung der Glaubenslehre, München, 2002.
- Schwarzer, Uwe:** Innovationen – Neues wagen als Markenzeichen freier Wohlfahrtspflege in: Sozialwirtschaft I/2009 Seite 19 f.
- Seidlitz, Heiner und Dietmar Theiss:** Ressourcenorientierte Telefonberatung. Ein Lehr- und Lernbuch, Dortmund, 2007.
- Stecker, Christina:** Vergütete Solidarität und solidarische Vergütung. Zur Förderung von Ehrenamt und Engagement durch den Sozialstaat. Reihe Bürgerschaftliches Engagement und Nonprofitsektor, Bd. 8., Leske + Budrich, Opladen, 2002.
- Studie zur Freiwilligentätigkeit in der EU:** Hg: EU-Kommission, März 2010, online unter „Freiwilligentätigkeit in der EU“ abzurufen.
- Würz, Stephan:** Freiwilligenarbeit in den USA. In: LandesEhrenamtsagentur Hessen (Hg.): Dokumentation der Fachexkursion Freiwilligenarbeit in den USA im Mai 2004. Frankfurt am Main 2005 (auch mit amerikanischen Links und Literaturnachweisen)
- Zulehner, Paul M. und Anna Hengersperger:** Damit die Kirche nicht rat-los wird. Pfarrgemeinderäte für zukunftsfähige Gemeinden. Ostfildern, Schwabenverlag, 2010. – 144 S.; ISBN 978-3-7966-1504-7

Weitere Literatur auf den folgenden Webseiten, dort zum Teil ausführlichere Informationen zu einzelnen Titeln:

<http://de.wikipedia.org/wiki/Ehrenamt#Literatur>
www.woche-fuer-das-leben.de/2011/jahresthema-2011/medienliste

Untersuchung zur Monetarisierung von Ehrenamt und Bürgerschaftlichem Engagement in Baden-Württemberg, vorgelegt vom Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung, Freiburg
http://www.sozialministerium-bw.de/fm7/1442/Abschlussbericht_Monetarisierung_100226.pdf

Diakonie-Kontakte

Diese Adressen sind abrufbar
Ansprechpartnerin: Jeanette Ossmann /
Margarete Rombas

Arbeitsfeld Statistik im Zentrum Kommunikation des Diakonischen Werkes der EKD e.V.

Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart
Telefon: +49 711 21 59-712
Telefax: +49 711) 21 59-566
statistik@diakonie.de, www.diakonie.de
Verantwortlich für den Inhalt:
Dr. Wolfgang Schmitt

Diakonische Konferenz

Vorsitzende: Landespastorin Annegrethe
Stoltenberg
Stellvertreter: Direktor Dr. Moritz Linzbach
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Telefon: +49 30 830 01-0
Telefax: +49 30 830 01-222

Diakonischer Rat

Vorsitzender: Dr.h.c. Landesbischof Frank
Otfried July
Stellvertretender Vorsitzender: Rechtsanwalt
Emanuel Brandt
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Telefon: +49 30 830 01-0
Telefax: +49 30 830 01-222

Diakonisches Werk der EKD e.V.

Vorsitzender des Vorstandes:
Präsident OKR Johannes Stockmeier
Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Telefon: +49 30 830 01-0
Telefax: +49 30 830 01-222
praesidialbereich@diakonie.de
www.diakonie.de

Dienststelle Stuttgart

Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart
Telefon: +49 711 21 59-0
Telefax: +49 711 21 59-288
diakonie@diakonie.de, www.diakonie.de

Dienststelle Berlin

Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
Postfach 33 02 20, 14172 Berlin
Telefon: +49 30 830 01-0
Telefax: +49 30 830 01-222

Dienststelle Brüssel

Rue Joseph II, 166, B-1000 Brüssel
Telefon: +32 02 282 10 40
Telefax: +32 02 2 282 10 49
eu-vertretung@diakonie.de
Leitung: Oberkirchenrätin Katharina Wegner

Anschriften der Landesverbände

Diakonisches Werk der Ev. Landeskirche in Baden e.V.

Vorholzstraße 3, 76137 Karlsruhe
Postfach 21 69, 76009 Karlsruhe
Telefon: +49 721 93 49-0
Telefax: +49 721 93 49-202
oeffentlichkeitsarbeit@diakonie-baden.de
www.diakonie-baden.de
Vorstandsvorsitzender: Pfarrer Urs Keller
Vertreter: Kirchenrat Jürgen Rollin

Diakonisches Werk der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V.

Pirckheimerstraße 6, 90408 Nürnberg
Postfach, 90332 Nürnberg
Telefon: +49 911 93 54-0
Telefax: +49 911 93 54-269
info@diakonie-bayern.de
www.diakonie-bayern.de
Erster Vorsitzender: Präsident Dr. Ludwig
Markert; Zweiter Vorstand: Dr. Jörg Kruttschnitt

Diakonisches Werk Berlin-Brandenburg- schlesische Oberlausitz e.V.

Paulsenstraße 55/56, 12163 Berlin
Postfach 33 20 14, 14180 Berlin
Telefon: +49 30 8 20 97-0
Telefax: +49 30 8 20 97-105
diakonie@dwbo.de
www.diakonie-portal.de
Direktorin: Kirchenrätin Susanne Kahl-Passoth

Diakonisches Werk – Innere Mission und Hilfswerk – der Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig e.V.

Klostergang 66, 38104 Braunschweig
Telefon: +49 531 37 03-000
Telefax: +49 531 37 03-199
diakonisches.werk@diakonie-braunschweig.de
www.diakonie-braunschweig.de
Leitung: Landespfarrer Dr. Lothar Stempin

Diakonisches Werk Bremen e.V.

Contrescarpe 101, 28195 Bremen
Telefon: +49 421 1 63 84-0
Telefax: +49 421 1 63 84-20
geschaefsstelle@diakonie-bremen.de
www.diakonie-bremen.de
Geschäftsführer: Pastor Michael Schmidt

Diakonisches Werk der Ev.-ref. Kirche

Saarstraße 6, 26789 Leer
Postfach 13 80, 26763 Leer
Telefon: +49 491 91 98-203
Telefax: +49 491 91 98-148
diakonischeswerk@reformiert.de
www.diakonie-reformiert.de
Vorsitzender: Pastor Dietmar Arends;
Geschäftsführer: Wolfgang Wagenfeld

Diakonisches Werk Hamburg Landes- verband der Inneren Mission e.V.

Königstraße 54, 22767 Hamburg
Telefon: +49 40 3 06 20-0
Telefax: +49 40 3 06 20-300
info@diakonie-hamburg.de
www.diakonie-hamburg.de
Vorstandsvorsitzende: Landespastorin
Annegrethe Stoltenberg

Diakonisches Werk der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers e.V.

– Lutherhaus –
Ehardtstraße 3 A, 30159 Hannover
Telefon: +49 511 36 04-0
Telefax: +49 511 36 04-100
geschaefsstelle@diakonie-hannovers.de
www.diakonie-hannovers.de
Direktor: Dr. Christoph Künkel

Diakonisches Werk in Hessen und Nassau e.V.

Ederstraße 12, 60486 Frankfurt/Main
Postfach 90 02 29, 60442 Frankfurt/Main
Telefon: +49 69 79 47-0
Telefax: +49 69 79 47-310
kontakt@dwhn.de
www.diakonie-hessen-nassau.de
Vorstand: Pfarrer Dr. Wolfgang Gern
(Vorsitzender), Dipl.-W.-Ing. Wilfried Knapp

Diakonisches Werk in Kurhessen-Waldeck e.V.

Kölnische Straße 136, 34119 Kassel
Postfach 10 10 07, 34010 Kassel
Telefon: +49 561 10 95-0
Telefax: +49 561 10 95-295
info@dwkw.de, www.dwkw.de
Leitung: Landespfarrer Dr. Eberhard Schwarz;
Direktor: Dr. Harald Clausen

Diakonisches Werk Mecklenburg- Vorpommern e.V. – Standort Schwerin –

Körnerstraße 7, 19055 Schwerin
Telefon: +49 385 50 06-0
Telefax: +49 385 50 06-100
info@diakonie-mv.de, www.diakonie-mv.de
Vorstandsvorsitzender: Landespastor
Martin Scriba;
Vorstand: Kirsten Balzer, Annette Peters,
Bernd Röll
Standort Greifswald
Grimmer Straße 11-14, 17489 Greifswald
Telefon: +49 3834 88 99-11
Telefax: +49 3834 88 99-44

Diakonisches Werk Evangelischer Kirchen in Mitteldeutschland e.V.

Merseburger Str. 44, 06110 Halle
Telefon: +49 345 1 22 99-0
Telefax: +49 345 1 22 99-199
info@diakonie-ekm.de
www.diakonie-mitteldeutschland.de
Vorstandsvorsitzender: Oberkirchenrat
Eberhard Grüneberg

Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg e.V.

Kastanienallee 9-11, 26121 Oldenburg
Telefon: +49 441 2 10 01-0
Telefax: +49 441 2 10 01-99
lv@diakonie-ol.de, www.diakonie-ol.de
Vorstände: Thomas Feld, Uwe K. Kollmann

Diakonisches Werk der Evang. Kirche der Pfalz

Karmeliterstraße 20, 67346 Speyer
Telefon: +49 6232 6 64-0
Telefax: +49 6232 6 64-130
diakonie@diakonie-pfalz.de
www.diakonie-pfalz.de
Leitung: Albrecht Bähr, Landespfarrer
für Diakonie

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. – Geschäftsstelle, Sitz des Vereins –

Lenastraße 41, 40470 Düsseldorf
Telefon: +49 211 63 98-0
Telefax: +49 211 63 98-299
duesseldorf@diakonie-rwl.de
www.diakonie-rwl.de
Vorstand: Pastor Günther Barenhoff
(Sprecher), Pfarrer Dr. Uwe Becker,
Dr. Moritz Linzbach

Diakonie Rheinland-Westfalen- Lippe e.V. – Geschäftsstelle Münster –

Friesenring 32-34, 48147 Münster
Telefon: +49 251 27 09-0
Telefax: +49 251 27 09-573
muenster@diakonie-rwl.de,
info@dw-westfalen.de, www.diakonie-rwl.de
Vorstand: Pastor Günther Barenhoff
(Sprecher), Pfarrer Dr. Uwe Becker,
Dr. Moritz Linzbach

Diakonisches Werk der Ev. Kirche im Rheinland e.V. – Geschäftsstelle Düsseldorf –

Lenastraße 41, 40470 Düsseldorf
Telefon: +49 211 63 98-0
Telefax: +49 211 63 98-299
info@dw-rheinland.de
www.diakonie-rheinland.de
Vorstand: Pfarrer Uwe Becker (Sprecher)
Vorstand: Dr. Moritz Linzbach

Diakonisches Werk der Ev. Kirche von Westfalen e.V.

Landesverband der Inneren Mission
Friesenring 32-34, 48147 Münster
Telefon: +49 251 27 09-0
Telefax: +49 251 27 09-573
info@dw-westfalen.de
www.diakonie-westfalen.de
Vorstand: Pastor Günther Barenhoff

Diakonisches Werk der Lippischen Landeskirche e.V.

Leopoldstraße 27, 32756 Detmold
 Telefon: +49 5231 9 76-61
 Telefax: +49 5231 9 76-690
 diakonie@diakonie-lippe.de
 www.diakonie-lippe.de
 Vorstand: Landespfarrerin Renate Niehaus

Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. Verbindungsstelle Saarland

Rembrandtstraße 17-19, 66540 Neunkirchen
 Telefon: +49 6821 9 56-200
 Telefax: +49 6821 9 56-205
 gf@dw-saar.de, www.dw-saar.de
 Leitung: Pfarrer Udo Blank

Arbeitsgemeinschaft Diakonie in Rheinland-Pfalz – Vertretung der Evangelischen Kirchen und der Diakonischen Werke im Lande Rheinland-Pfalz –

Flachsmarkt Straße 9, 55116 Mainz
 Telefon: +49 6131 6 29 97 40
 Telefax: +49 6131 6 29 97 41
 a.baehr@diakonie-rlp.de oder
 sekretariat@diakonie-rlp.de
 www.diakonie-rlp.de

Der Beauftragte der Diakonie: Pfarrer Albrecht Bähr; Ständiger Vertreter: Jens Rautenberg, Dr. Heiko Kunst

Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens e.V.

Obere Bergstraße 1, 01445 Radebeul
 Telefon: +49 351 83 15-0
 Telefax: +49 351 83 15-400
 amt@diakonie-sachsen.de
 www.diakonie-sachsen.de
 Vertretungsberechtigte: Oberkirchenrat Christian Schönfeld, Oberkirchenrat Werner Scheibe, Friedhelm Fürst

Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Schaumburg-Lippe e.V.

Bahnhofstraße 16, 31655 Stadthagen
 Telefon: +49 5721 99 30-0
 Telefax: +49 5721 99 30-66
 info@diakonisches-werk-stadthagen.de
 www.diakonisches-werk-stadthagen.de
 Vorsitzender: Pastor Andreas Wömpner;
 Geschäftsführer: Günter Hartung

Diakonisches Werk Schleswig-Holstein – Landesverband der Inneren Mission e.V. –

Kanalufer 48, 24768 Rendsburg
 Postfach 8 25, 24758 Rendsburg
 Telefon: +49 4331 5 93-0
 Telefax: +49 4331 5 93-244
 info@diakonie-sh.de, www.diakonie-sh.de
 Sprecherin des Vorstands: Landespastorin Oberkirchenrätin Petra Thobaben (landespastorin@diakonie-sh.de), Kfm. Vorstand: Roland Schlerff (kfm.vorstand@diakonie-sh.de); Geschäftsführung Leitungsbereich Soziales: Pastorin Anke Schimmer (Schimmer@diakonie-sh.de)

Diakonisches Werk Schleswig-Holstein – Landesverband der Inneren Mission e.V. –

Kanalufer 48, 24768 Rendsburg
 Postfach 8 25, 24758 Rendsburg
 Telefon: +49 4331 5 93-0
 Telefax: +49 4331 5 93-244
 info@diakonie-sh.de, www.diakonie-sh.de
 Sprecherin des Vorstands: Landespastorin Oberkirchenrätin Petra Thobaben (landespastorin@diakonie-sh.de); Kfm. Vorstand: Roland Schlerff (kfm.vorstand@diakonie-sh.de); Geschäftsführung Leitungsbereich Soziales: Pastorin Anke Schimmer (Schimmer@diakonie-sh.de)

Diakonisches Werk der ev. Kirche in Württemberg e.V.

Heilbronner Straße 180, 70191 Stuttgart
 Postfach 10 11 51, 70010 Stuttgart
 Telefon: +49 711 16 56-0
 Telefax: +49 711 16 56-277
 info@diakonie-wuerttemberg.de
 www.diakonie-wuerttemberg.de
 Vorstandsvorsitzender: Oberkirchenrat Dieter Kaufmann; Stellvertretende Vorstandsvorsitzende: Kirchenrätin Heike Baehrens

Anschriften der Mitglieder der Diakonischen Arbeitsgemeinschaft evangelischer Kirchen (DA)**Diakonische Arbeitsgemeinschaft ev. Kirchen – Geschäftsstelle –**

Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
 Postfach 33 02 20, 14172 Berlin
 Telefon: +49 30 8 30 01-356
 Telefax: +49 30 8 30 01-8356
 beschnidt@diakonie.de, www.daek.de
 Vorsitzender: Ra Emanuel Brandt,
 Am Isfeld 19, 22589 Hamburg,
 Telefon: +49 40 80921115,
 Telefax: +49 40 80921233, ebrandt@tabea.de
 Geschäftsführerin: Pastorin Dr. Gyburg Beschnidt

Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R. (AMG)

Telefon: +49 841 9 00 82 16
 amg.frieder.boller@mennoniten.de
 www.mennoniten.de
 Vorsitzender: Pastor Frieder Boller
 DA-Vertreter: Rainer Wiebe
 Agnetendorfer Str. 55, 53119 Bonn
 Telefon: +49 228 98 751 01
 amg.rainer.wiebe@mennoniten.de

Bund Ev.-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland K.d.ö.R.

Johann-Gerhard-Oncken-Straße 7,
 14641 Wustermark
 Telefon: +49 33234 74-105
 Telefax: +49 33234 74-199
 info@baptisten.de, www.baptisten.de
 Präsident: Hartmut Riemenschneider; DA-Vertreter: Ra Emanuel Brandt; Vorsitzender,
 Am Isfeld 19, 22589 Hamburg,
 Telefon: +49 40 80921115, +49 40 80921233,
 ebrandt@tabea.de

Pastor Uwe Dammann

Clayallee 18–22, 14195 Berlin
 Telefon: +49 30 824 02 110
 Uwe.Dammann@dgbethel.de

Bund Freier ev. Gemeinden K.d.ö.R. – Bundesgeschäftsstelle –

Goltenkamp 4, 58452 Witten
 Telefon: +49 2302 93 70
 Telefax: +49 2302 9 37 99
 bund@feg.de, www.feg.de
 Präses: Pastor Ansgar Hörsting; DA-Vertreter:
 Pastor Jörg Spriewald, Elim-Diakonie,
 Bondenwald 56, 22459 Hamburg

Diakonisches Werk der EKD e.V.

Vorsitzender des Vorstandes:
 Präsident Oberkirchenrat Johannes Stockmeier
 Reichensteiner Weg 24, 14195 Berlin
 Telefon: +49 30 8 30 01-0
 Telefax: +49 30 8 30 01-222
 praesidialbereich@diakonie.de, www.diakonie.de
 DA-Vertreter: Präsident Oberkirchenrat Johannes Stockmeier; Direktorin Ökumenische Diakonie: Cornelia Füllkrug-Weitzel

Die Heilsarmee in Deutschland Religionsgemeinschaft R.d.ö.R.

Saliering 23-27, 50677 Köln
 Telefon: +49 221 2 08 19-26
 Telefax: +49 221 2 08 19-55
 sozialwerk@heilsarmee.de, www.heilsarmee.de
 Leitung: Oberst Patrick Naud; DA-Vertreter: N.N.

Ev.-methodistische Kirche in Deutschland K.d.ö.R.

Ludolfusstraße 2-4, 60487 Frankfurt/Main
 Telefon: +49 69 24 25 21-0
 Telefax: +49 69 24 25 21-29
 kirchenkanzlei@emk.de, www.emk.de
 Leitung: Bischöfin Rosemarie Wenner;
 DA-Vertreter: Pastor Ruthardt Prager

Ev. Brüder-Unität – Herrnhuter Brüdergemeine K.d.ö.R.

Zittauer Straße 20, 02747 Herrnhut
 Telefon: +49 35873 4 87-0
 Telefax: +49 35873) 4 87-99
 info@ebu.de, www.ebu.de
 Leitung: Pfarrer Johannes Welschen; DA-Vertreter: Pfarrer Johannes Welschen, welschen@ebu.de; Volker Krolzik, Herrnhuter Diakonie, Zittauer Str. 19, 02747 Herrnhut, krolzik@ebu.de

Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland K.d.ö.R.

Gregor-Mendel-Straße 28, 53115 Bonn
 Telefon: +49 228 23 22 85
 Telefax: +49 228 23 83 14
 ordinariat@alt-katholisch.de
 www.alt-katholisch.de
 Leitung: Bischof Dr. Matthias Ring;
 DA-Vertreter: Pfarrer Klaus Rudershausen

Kontakt und Korrespondenz
 in Fragen der Diakonie

Alt-Katholische Diakonie in Deutschland e.V.

Erich-Ollenhauer-Str. 151, 65187 Wiesbaden
 Telefon: +49 611 81 12 12
 Telefax: +49 611 8 46 02 85
 diakonie@alt-katholisch.de
 www.alt-katholische-diakonie.de
 Vorsitzender: Pfarrer Klaus Rudershausen

Selbständige Ev.-Luth. Kirche K.d.ö.R.

Schopenhauerstraße 7, 30625 Hannover
 Postfach 69 04 07, 30613 Hannover
 Telefon: +49 511 55 78 08
 Telefax: +49 511 55 15 88
 selk@selk.de, www.selk.de
 Leitung: Bischof Hans-Jörg Voigt;
 DA-Vertreter: Bischof i.R. Dr. Diethardt Roth
 altbischof.roth@selk.de, Rektor Stefan Süß

Verband Freikirchlicher Diakoniewerke e.V. c/o Diakoniewerk Martha Maria e.V.

Stadenstraße 60, 90491 Nürnberg
 Telefon: +49 911 9 59-1020
 Telefax: +49 911 9 59-1023
 Andreas.Cramer@Martha-Maria.de
 www.Martha-Maria.de
 www.evangelische-freikirchen-diakonie.de
 Vorstand: Pastor Andreas Cramer

Die Autorinnen und Autoren dieses Heftes

In dieser Liste sind die Kontaktdaten der Autorinnen und Autoren zusammengestellt.
Eine Kurzvita finden Sie auf den Seiten der jeweiligen Beiträge.

Ahrens, Petra-Angela (S. 8)

petra-angela.ahrens@si-ekd.de | Tel.: 0511 554741-23

Bahlo, Birger (S. 16/17/33/49)

die.idee@t-online.de | www.pressebuero-die-idee.de
Tel.: 048 84 909819

Bakemeier, Christian (S. 39/41)

Bakemeier@diakonie.de | www.bahnhofsmision.de
Tel.: 030 83001-368

Beck, Florentine (S. 56)

beck@diakonie.de | Tel.: 030 83001-234

Berg, Dr. Carsten (S. 14)

berg@diakonie-sh.de | Tel.: 043 31 593 116

Berwig, Jana (S. 35)

kikon@kikon-dwbo.de | Tel.: 030 440308-272

Blömeke, Dr. Bernd (S. 21/35/38)

bloemeke@diakonie.de | Tel.: 030 83001-370

Brendel, Ursula (S. 16/22)

ursula.brendel@dwhn.de | Tel.: 069 794 7228

Brockes, Detlev (S. 48)

brockes@web.de | Tel.: 04131 265 878

Brodz-Zabka, Alexander (S. 37)

hospiz@diakonie.de

Carls, Christian (S. 18)

c.carls@diakonie-rlw.de | www.diakonie-rlw.de | Tel.: 0211 6398-284

Coenen-Marx, Cornelia (S. 5)

cornelia.coenen-marx@ekd.de | Tel: 05 11 27964 10

Dörner, Prof. Dr. Dr. Klaus (S. 11)

Tel.: 040 46 77 4042

Engler-Heidle, Helga (S. 16/17)

ehrenamtsakademie@ekhn.de | www.ehrenamtsakademie-ekhn.de
Tel.: 061 51 405357

Gaedicke, Valerie (S. 34)

gaedicke@agentur-mehrwert.de | www.agentur-mehrwert.de
Tel.: 07 11 123 757 39

Germer, Martin (S. 20)

germer@gedaechtniskirche-berlin.de
Tel.: 030 30362868 oder 030 21969532

Griese, Kerstin (S. 4)

kerstin.griese.lt@bundestag.de | Tel.: 030 227-72680

Hansen, Prof. Dr. Dr. h.c. Ursula (S. 23)

contact@imug.de | Tel.: 0511 911150

Hassen, Susanne (S. 12/13/59)

info@susanne-hassen.de | www.susanne-hassen.de
Tel.: 098 27 78 00

Hub, Rainer (S. 28)

hub@diakonie.de | Tel.: 030 83001-381

Keppler, Wolfram (S. 31/55)

keppler@agentur-mehrwert.de | Tel.: 07 11 123 757 38

Kiepe, Knut (S. 40)

kiepe@sucht.org | Tel.: 030 843 123 56

Kinds, Henk (S. 27)

Henk.kinds@community-partnership.nl | Tel: +31 650 668 285

Lehmacher-Dubberke, Christiane (S. 36/68)

Lehmacher.C@dwbo.de | Tel.: 030 82097-140

Lietz, Barbara (S. 57/64)

barbara.lietz@diakonie-hannovers.de | Tel.: 05 11 36 04-252

Münz, Angelika (S. 27)

angelika@community-partnership.net | Tel.: +31 650 668 285

Pollhans, Alexander (S. 24/49)

alexander.pollhans@bethel.de | www.freiwilligenagentur-bethel.de
Tel.: 0521 1443010

Quittkat, Sven (S. 43/45/46)

sven.quittkat@diakonie-hannovers.de | www.diakonie-hannovers.de
Tel.: 05 11 36 04-402

Roy, Heather (S. 27)

Heather.roy@eurodiaconia.org | www.eurodiaconia.org
Tel.: +32 22 34 38 62

Scheer, Doris (S. 25)

scheer@diakonie-sh.de | www.diakonie-sh.de | Tel.: 04331 5930

Schnack, Dirk (S. 65/67)

dischnack@aol.com | Tel.: 04392 690 147

Schneider, Sarah (S. 66)

schneider@diakonie.de | Tel.: 030 83001-139

Scholz, Dr. Stephanie (S. 25)

scholz@diakonie.de | Tel.: 030 83001-458

Schulze, Martin (S. 28)

m.schulze@ev-freiwilligendienste.de | Tel.: 05 11 450 008 340

Schwarzer, Uwe (S. 30)

schwarzer@diakonie.de | Tel.: 030 83001-107

Sommer-Loeffen, Karen (S. 9/50)

k.sommer-loeffen@diakonie-rlw.de | www.diakonie-rlw.de
Tel.: 02 11 63 98-258

Steffen, Susanne (S. 63)

sannesteffen@hotmail.de | Tel: 030 23632800

Stockmeier, Johannes (S. 3)

praesidialbereich@diakonie.de | Tel.: 030 83001-111

Storry, Catherine (S. 27)

catherine.storry@eurodiaconia.org | Tel.: +32 22 34 38 62

Weigmann, Frieder (S. 54)

presse@diakonie-ekm.de | Tel.: 03 45 122 99-140

Weyandt, Katharina (S. 61)

katharina@weyandt.de | Tel.: 03 71 234 73 54

Weitere Hinweise auf Webseiten zum Thema Freiwilliges Engagement

Akademie für Ehrenamtliche in Deutschland

www.ehrenamt.de

Aktive Bürgerschaft e. V.

www.aktive-buergerschaft.de

Bürger für Bürger

www.buerger-fuer-buerger.de

Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege e.V.

www.bagfw.de

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

www.bmfsfj.de/Politikbereiche/freiwilliges-engagement.html

Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement (BBE)

www.b-b-e.de

Bundesarbeitsgemeinschaft der Freiwilligenagenturen

www.bagfa.de

Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenbüros

www.seniorenbueros.org

Corporate Citizenship

www.coporatecitizen.de

Die Gesellschafter

www.diegesellschafter.de

Engagiert in Deutschland

<http://www.engagiert-in-deutschland.de/toro/resource/html?locale=de>

Ehrenamtsakademie in Hessen und Nassau

www.ehrenamtsakademie-ekhn.de

Ehrenamtliche Tätigkeit in diakonischen Einrichtungen

www.pflege-und-diakonie.de/ehrenamt/index.html

Ehrenamt Diakonie

www.aktivpatenschaften-db.de

Ehrenamt bei UNICEF

www.unicef.de/Ehrenamt

Ehrenamtsnetz Berlin

www.ehrenamtsnetz-berlin.de

Ehrenamt in Ihrer Nähe

<http://dahw.de>

Gute Tat

www.gute-tat.de

Geben gibt

<http://www.geben-gibt.de>

Generali Zukunftsfonds

www.generalizukunftsfonds.de

Initiative ZivilEngagement

www.initiative-zivilengagement.de

Land Baden-Württemberg

<http://www.zentrum-zivilgesellschaft.de>

Land Niedersachsen

www.freiwilligenserver.de

Land Hessen Landesehrenamtsagentur

www.gemeinsam-aktiv.de

Land Rheinland-Pfalz

www.wir-tun-was.de

Social Times

<http://www.socialtimes.de>

Startsocial

www.startsocial.de

Stiftung Mitarbeit Wegweise Bürgergesellschaft

www.buergergesellschaft.de

Verbraucherzentrale: Im Ehrenamt richtig versichert

<http://www.verbraucherzentrale-niedersachsen.de/UNI130216944616505/link197653A.html>

Vereinte Nationen World Volunteer Web

www.worldvolunteerweb.org